

Frühjahr '45



DIE STUNDE NULL IN EINER PFÄLZISCHEN REGION
DOKUMENTE, BILDER UND ERINNERUNGEN

*INSTITUT FÜR PFÄLZISCHE
GESCHICHTE UND VOLKSKUNDE
KAISERSLAUTERN*

Frühjahr 75



BEZIRKS
VERBAND
PFALZ

INSTITUT FÜR PFÄLZISCHE
GESCHICHTE UND VOLKSKUNDE

ISBN 3-922754-22-6

© 1995 Verlag des Instituts für pfälzische Geschichte und Volkskunde, Kaiserslautern.
Alle Rechte, einschließlich derjenigen der fotomechanischen Wiedergabe und des auszugsweisen Nachdrucks
und der publizistischen Auswertung aller betrieblichen Angaben, vorbehalten.

Titelgestaltung, Layout: Kulturamt Kaiserslautern - L. Lerchenfeld
Filmbelichtungen: Fotosatz Burkhart, Kaiserslautern
Gesamtherstellung: Druckhaus Roch, Kaiserslautern

Frühjahr '45

DIE STUNDE NULL IN EINER PFÄLZISCHEN REGION
DOKUMENTE, BILDER UND ERINNERUNGEN

Bearbeitet von
Gerhard Herzog, Jürgen Keddigkeit,
Gerd Rauland und Lothar Schwartz

Im Auftrag des SPD-Bezirks Pfalz,
der Stadt Kaiserslautern und des
Instituts für pfälzische Geschichte und Volkskunde, Kaiserslautern

Institut für pfälzische Geschichte und Volkskunde
Kaiserslautern
1995

Die Deutsche Bibliothek - CIP-Einheitsaufnahme

Frühjahr '45: die Stunde Null in einer pfälzischen
Region; Dokumente, Bilder und Erinnerungen /
Institut für pfälzische Geschichte und Volkskunde, Kaiserslautern.
Bearb. Gerhard Herzog ... im Auftrag des SPD-Bez. Pfalz ...
Kaiserslautern: Institut für pfälzische Geschichte und Volkskunde, 1995
ISBN 3-927754-22-6
NE: Herzog, Gerhard [Bearb.]: Inst. für pfälzische Geschichte
und Volkskunde <Kaiserslautern>

INHALTSVERZEICHNIS

Zum Geleit

Karl Scherer	7
Dr. Hans-Jörg Schäfer	9
Dr. Arne Oeckinghaus	11
Vorrede	13

TEIL 1

Einleitung

"Operation Undertone". Die Besetzung der Pfalz durch die Alliierten im März des Jahres 1945. Von Jürgen Keddigkeit	17
Das Ende des Zweiten Weltkrieges in Kaiserslautern. Von Gerd Rauland	33

TEIL 2

Zeitgenössische Quellen und Dokumente

Die letzten Tage des 2. Weltkrieges in Kaiserslautern. Erlebnis- und Tatsachenbericht des letzten Kampfkommandanten von Kaiserslautern. Von Paul Esser	45
Der 20. März 1945 in Kaiserslautern. Von Willy Geppert	53
Bericht über die Verteidigungsvorbereitungen und die Übergabe der Stadt Kaiserslautern. Von Arthur Seibert	58
Bericht über das Geschehen vom Morgen des 20. März 1945 in Kaiserslautern. Von Jacob Wetzler	60
His toss was well placed. One grenade elevates yank of mayor of Kaiserslautern. Von Pat Mitchell	61
Auszug aus der Divisionsgeschichte der 10. US-Panzerdivision.	63
Kriegstagebuch 1944/1945. Gesammelt und geführt von Gretel Wagner.	64
Die Besatzungszeit vom 20.3.1945 - 11.5.1945. Ein Beitrag zur Stadtgeschichte. Von Emil Pfleger	66
Fahrbereitschaft. Von Franz Hasemann	74
Auszug aus: Ein Leben für Demokratie und Sozialismus. Von Eugen Hertel	76
Tagebuch von Gertrud Kremser.	82
Auszug aus dem Tagebuch von Adolf Matheis (Heiligenmoschel).	94
Tagebuch für Inge Theis.	100
Auszug aus der Kriegschronik der Pfarrei Sembach. Protokolliert von Theo Degen	103
Besatzungsgeschichte im Maueranschlag	106

TEIL 3

50 Jahre danach: Erinnerungen

Weizenklöße und Rübensirup. Von Annemarie Altschuh	125
Lagerwechsel am Victory Day. Von Gerhard Bach	127
Umständliche Heimkehr. Von Balfried Barthel	130
Auf Trampelpfaden durch die Trümmer. Von Hansgeorg Baßler	133
Erst die Amerikaner, dann die Russen. Von Ingeborg Becker	137
Das bittere Ende 1945 - mein letzter Start. Von Wilhelm Bußer	138
Orden aus der Hosentasche. Von Gert Friderich	140
Brückensprengung in letzter Minute. Von Monteur Frölich	141
Der Gefangenschaft mit Glück entgangen. Von Edwin Gries	142
Das Kriegsende 1945 in Dannenfels. Von Ernst Gümbel	145
Hochspeyer im Bombenhagel. Von Ilse Hammel	148
Das Ende der Angst. Von Lieselotte Hasenbusch	151
Das Ende eines Genesungsurlaubs. Von Heinrich Herzog	152
Das letzte Aufgebot. Von Fritz Kielaber	154
Im Erlenbach lag ein toter Soldat. Von Hartmut Knieriemen	157
Schwarzmarkt am Fackelrondell. Von Friedel Liar	160
„Finale“ an der Flensburger Förde. Von Walter Löckel	162
Mit dem Fahrrad vom Neckar in die Pfalz. Von Helmut Nagel	164
Kriegsschauplatz Lohnsfeld. Von Ludwig Peisch	167
Unvergessene Eindrücke aus Kindheitstagen. Von Klaus Presser	168
Weißes Leintuch war die Rettung. Von Elisabeth Pressmann	170
Weiße Fahne auf dem Kirchturm. Von Jakob Rettig	172
Auf der Flucht vor dem Gestellungsbefehl. Von Herbert Röper	176
Jabos und Orgel zur Konfirmation. Von Hartmut Rubel	178
Der lange Heimweg zur Galgenschanze. Von Horst Schäfer	180
Kapitulation fern der Heimat. Von Arthur Schank	182
„Nicht schießen!“ Von Erich Schneider	185
Unterricht in der Flakstellung. Von Peter Schoner	188
Verzweigung und Hoffnung auf M 453. Von Josef Schrass	191
Die Matinée ist beendet. Von Emmerich Smola	194
Kriegsende im Sudetenland. Von Johanna Smeibidl	196
Heimwärts mit dem Zug. Von Hans Steinebrei	197
Das wichtigste Spiel meines Lebens. Von Fritz Walter	200
Kriegsende am Benzinoring. Von Werner Weidmann	205
„Ich hör' die MG-Salven heut' noch pfeifen“. Krickenbacher Bürgerinnen und Bürger erinnern sich an das Kriegsende.	
Aufgezeichnet und dokumentiert von Berthold Schmidtke	208

ZUM GELEIT

Fünfzig Jahre nach Kriegsende und demokratischem Neubeginn - das ist ein Anlaß, sich in unserer schnelllebigen Zeit wieder einmal zu erinnern, wie es "damals" gewesen und was seither daraus geworden ist.

Die Beiträge, die zu dem vorliegenden Band vereinigt wurden und die durch die einführenden Essays der Historiker Keddigkeit und Rauland im regionalen und lokalen Geschehen des Jahres 1945 einzuordnen sind, stellen 'erinnerte Geschichte(n)' aus dem "Erfahrungsbereich von Lebenden" dar, die "damals" nicht zu den Treibenden, sondern zu den Getriebenen, nicht zu den Tätern, sondern zu den Opfern gehörten. Mit überzeugender Bestimmtheit hat Hermann Heimpel schon vor Jahrzehnten darauf hingewiesen, daß uns die Geschichte nur aus diesem Bereich Lehren gebe - und dies auch nur dann, wenn wir uns erinnern und erinnern lassen.

Dazu wollen uns die hier abgedruckten Tagebuchaufzeichnungen und Briefe -Zeugnisse unmittelbaren persönlichen Erlebens- ebenso ermuntern wie die Berichte aus rückschauender Erinnerung und die aufgenommenen amtlichen Dokumente.

Sie alle zeigen und beschreiben nicht 'Entwicklungen' oder 'Trends' sondern 'Situationen' - 'Situationen', die dem in ihre 'unwiederbringliche Einzigartigkeit' sich Einfühlenden den Zugang zum Geschehen und Gewesenen erleichtern und damit letztlich auch eine eigene Ortsbestimmung in der Gegenwart erlauben: Nur derjenige, der weiß, woher er kommt, kann auch bestimmen, wohin er gehen will. 'Vergegenwärtigte vergangene Situationen' sind daher zwar "nicht alles, was wir von der Geschichte haben können, aber....vielleicht ihr kostbarstes und intimstes Geschenk" (Reinhard Wittram).

Und nicht zuletzt deshalb ist dieses Buch gerade heute ein notwendiges Buch, und ich freue mich, daß es zusammengestellt und gedruckt werden konnte. Herzlicher Dank gebührt zunächst allen Pfälzern, die Beiträge zur Verfügung gestellt, und den Bearbeitern, die den Band solide konzipiert und lektoriert haben. Darüber hinaus sei auch der Stadt Kaiserslautern und dem SPD-Bezirk Pfalz herzlich gedankt, deren Engagement das Erscheinen des Buches im Verlag des Instituts für pfälzische Geschichte und Volkskunde überhaupt ermöglicht hat. Der ansprechend gestalteten Publikation wünsche ich eine gute Aufnahme in der Öffentlichkeit.

Kaiserslautern, im Mai 1995



Karl Scherer
Direktor des Instituts für pfälzische
Geschichte und Volkskunde

ZUM GELEIT

Rückblende auf das Frühjahr 1945. Als uns die „Stunde Null“ schlug - das waren die Stichworte unserer Anregung und Bitte an die älteren Bürgerinnen und Bürger in unserer Region, persönliche Erinnerungen und Gedanken an das Ende des Zweiten Weltkrieges zu einer geplanten Publikation beizusteuern. Die Resonanz war nach der Zahl und vor allem auch nach Qualität der fast 30 Zusendungen bemerkenswert.

In diesen Manuskripten von Zeitzeugen und den damit korrespondierenden dokumentarischen Materialien und Beiträgen spiegeln sich, 50 Jahre nach einer dramatischen Zäsur in der Geschichte des deutschen Volkes, die damit verbundenen Ereignisse, Erlebnisse, Erfahrungen und Einsichten in eindrucksvoller Vielfalt. Schilderungen und Reflektionen haben den gemeinsamen Nenner, daß sich totaler Zusammenbruch und bedingungslose Kapitulation des „Dritten Reiches“ nicht anders als das Ergebnis eines fatalen deutschen Irrweges begreifen und darstellen lassen.

Das überwiegend auf die Westpfalz und die Schicksalstage ihrer Bevölkerung zwischen Mitte März und Mitte Mai 1945 zurückgehende Kaleidoskop ist über die konkreten Gedenktage hinaus als Lesebuch für die unmittelbar betroffenen wie auch für nachfolgende Generationen zu empfehlen. Die Herausgeber werden sich dementsprechend bemühen, diesem Band in den kommunalen Büchereien und Schulbibliotheken unserer Heimatregion einen ständigen Platz zu sichern.

Ohne dem Urteil der hoffentlich zahlreichen Leser und Nutzer vorgreifen zu wollen, ist festzustellen, daß durch alle zu Wort kommenden Zeitzeugen der Wahnsitz der zynischen Parole vom „Krieg als Vater aller Dinge“ belegt und gleichzeitig die Botschaft aus der Literatur bestätigt wird, daß „der Teufel die Hölle um hundert Klafter weiter macht, wenn es Krieg gibt“.

Dabei ist weder zu verkennen noch ist es verwunderlich, daß die individuellen Erfahrungs- und Gefühlswerte zur bedingungslosen Kapitulation vom 8. Mai 1945 eine gewisse Bandbreite haben. Sie reicht vom Dank für Befreiung von der verbrecherischen Nazi-Diktatur und für die Erlösung von der Angst vor sinnlosem Sterben über Entsetzen und Scham darüber, was im Namen des deutschen Volkes der Menschheit und der Menschlichkeit angetan worden ist, bis zum Schmerz über die vernichtende militärische Niederlage sowie bis zu Verzweiflung und Wut über persönliche Erniedrigung durch die Sieger.

Dazu möchte ich den bis vor einem Jahr amtierenden Bundespräsidenten Richard von Weizsäcker zitieren: „Der 8. Mai ist für uns vor allem ein Tag der Erinnerung an das, was Menschen erleiden mußten. Er ist zugleich ein Tag des Nachdenkens über den Gang unserer Geschichte. Je ehrlicher wir ihn begehen, desto freier sind wir, uns seinen Folgen verantwortlich zu stellen.“

Diese Verantwortung hat der damalige Bundeskanzler Willy Brandt schon 1970 bei seinem historischen Besuch in Erfurt auf den Nenner gebracht: „Von deutschem Boden soll nie mehr Krieg ausgehen.“ Und später hat er hinzugefügt: „Von deutschem Boden muß möglichst viel an Friedenssicherung ausgehen.“

Und mir kommt ein Satz in Erinnerung, den ich persönlich aus dem Mund des sozialdemokratischen Staatsmannes und Friedensnobelpreisträgers gehört habe: „Friede ist nicht alles. Aber ohne Frieden ist alles nichts!“

Ich danke im Namen der Herausgeber den Autoren dieses in die Zukunftweisenden Erinnerungsbuches.



Dr. Hansjörg Schäfer, MdB
SPD-Berzirk Pfalz
SPD-Unterbezirk Kaiserslautern

ZUM GELEIT

„Nicht Blindheit ist es, nicht Unwissenheit, was die Menschen und Staaten verdirbt. Nicht lange bleibt ihnen verborgen, wohin die eingeschlagene Bahn sie führen wird. Aber es ist in ihnen ein Trieb, von ihrer Natur begünstigt, von der Gewohnheit verstärkt, dem sie nicht widerstehen, der sie weiter vorwärts reißt, solange sie noch einen Rest von Kraft haben. Göttlich ist der, wer sich selbst bezwingt. Die meisten sehen ihren Ruin vor Augen; aber sie gehen hinein.“

Wie kaum ein anderes kennzeichnet dieses Zitat von Leopold von Ranke die deutsche Geschichte dieses Jahrhunderts. Kaiserslautern und seiner Region blieb der vollständige Ruin erspart, weil wenige Verantwortliche die Aussichtslosigkeit einer totalen Verteidigung im Frühjahr 1945 erkannten. So war auch ein leichter Neubeginn möglich. Diese Phase darzustellen, das Kriegsende mit dem demokratischen Neubeginn, ist das Verdienst des vorliegenden Buches und aller, die daran mitgewirkt haben.

Ich wünsche eine gute Aufnahme.



Dr. Arne Oeckinghaus
Kulturdezernent der Stadt Kaiserslautern

VORREDE

Bis zur Mitte der achtziger Jahre zählten „Kriegsende und unmittelbare Nachkriegszeit“ zu den offenkundigen Desideraten der pfälzischen Landesgeschichte. Vor allem in den zahlreich erschienenen Ortschroniken wird deutlich, daß diesem Thema, ebenso wie der NS-Zeit, nur wenig oder gar kein Raum gewidmet ist. Diese Forschungsdefizite konnten durch Studien von Hans Fenske, Karl-Heinz Rothenberger oder Hans Jürgen Wünschel, um nur einige zu nennen, in Teilbereichen gemildert werden. Trotz dieser erfreulichen Tendenz der letzten Jahre ist dennoch unübersehbar, daß kleinregional angelegte Darstellungen der Tage und Wochen vor und nach dem Kriegsende, zur „Stunde Null“ eben, worunter wir hier nichts weiter verstanden wissen wollen, als eine Momentaufnahme innerhalb jener epochalen Zäsur zwischen dem Ende der nationalsozialistischen Diktatur und einem Neubeginn unter ganz anderen Voraussetzungen, die große Ausnahme sind. Dies und weniger die Tatsache, daß nunmehr 50 Jahre seit dem Kriegsende vergangen sind, haben uns veranlaßt, diesen Band zusammenzustellen. Und nicht zuletzt war es unsere Absicht, Schülern und Lehrern Material aus ihrem eigenen Lebensumfeld zu diesem Thema anzubieten und damit die immer mehr platzgreifende, sinnvolle Tendenz zu unterstützen, die „große Geschichte“ anhand der lokalen Geschehnisse zu vermitteln.

Zwei zusammenfassende Abhandlungen zum militärischen Geschehen in der Pfalz sowie zum Ende des Zweiten Weltkriegs in der Stadt Kaiserslautern sind als Hinführung zum Thema gedacht und sollen einen ersten Überblick gewähren. Sie ergänzen und unterstützen die in Teil 2 abgedruckten zeitgenössischen Quellen, Bilder und Dokumente, die dem, der dies wünscht, einen detaillierteren Einstieg in die Materie ermöglichen.

Die Bearbeiter stützen sich, entsprechend dem mehr lokalen Ansatz, vorwiegend auf die Bestände des Stadtarchivs Kaiserslautern und in geringem Maße auf die Sammlungen des Instituts für pfälzische Geschichte und Volkskunde, Kaiserslautern. Dieses Dokumentenmaterial kann und will keinen Anspruch auf Vollständigkeit erheben, denn dies verbot sich nicht zuletzt aus Platzgründen. Unübersehbar sind aber auch die teilweise gravierenden Lücken in der deutschen Überlieferung. Es mangelt vor allem an aussagefähigem Material, seien es Bilder, Dokumente oder Akten, für die letzten Kriegstage. Andererseits besitzt das Stadtarchiv eine Reihe von bemerkenswerten Plakaten und Anordnungen für die ersten Wochen der Besetzung. Ein Teil dieser Dokumente ist den Quellentexten und Erinnerungen beigelegt bzw. in einem gesonderten Block zusammengefaßt worden.

Von besonderer Bedeutung sind die Tagebuchaufzeichnungen aus Stadt und Land, die von unmittelbar Betroffenen wie Pfarrer Theo Degen, Gertrud Kremser, Adolf Mattheis oder Inge Theis in jeweils ganz verschiedener Funktion und Intention noch unter dem Eindruck des Geschehens verfaßt worden sind. Zu diesen bisher unveröffentlichten Quellen gesellen sich Texte, die in einem mehr oder minder großen Zeitabstand vom Frühjahr 1945 entstanden sind. Auch sie haben den Charakter von Primärquellen, wurden sie doch in den meisten Fällen von Persönlichkeiten niedergeschrieben, die an herausragender Stelle aktiv am Geschehen beteiligt waren.

Hier sind neben dem sogenannten „Esserpapier“, das im wesentlichen auf einer Niederschrift aus dem Jahr 1950 beruht, oder den Berichten der Hauptleute Geppert und Seibert sowie des kommissarischen Bürgermeisters Pfleger auch die Erinnerungen Eugen Hertels an diese Zeit aufgenommen worden. Obwohl erst 1966 für sein Buch „Ein Leben für Demokratie und Sozialismus“ aus erheblicher zeitlicher Distanz zu Papier gebracht, scheint uns dieser Text wegen der exponierten Position Hertels an dieser Stelle richtig platziert.

Das gleiche gilt auch für einige andere, meist recht entlegene veröffentlichte Dokumente, so für einen Auszug aus der 1954 in den USA erschienen Divisionsgeschichte der 10. US-Panzerdivision, deren Soldaten am 20. März 1945 kampflös in die Stadt einrückten, oder den Artikel eines amerikanischen Kriegsberichterstatters in der Soldatenzeitung „The Stars and Stripes“ vom 22. März 1945.

Diese Dokumente, aber auch die zahlreichen Bilder und Plakate, gewähren nicht nur tiefe Einblicke in die Vorgänge des Frühjahrs 1945, sondern geben auch viel vom Fühlen, Denken und Handeln der Zeitgenossen preis.

Zu den Grundsätzen der Quellenedition sind hier noch einige Erläuterungen erforderlich: Rechtschreibung und Grammatik wurden von den Bearbeitern nur in gravierenden Fällen und dann sehr behutsam verbessert, um den Charakter dieser einmaligen Zeitdokumente nicht zu verfälschen. Die manchmal notwendigen Erläuterungen werden durch Fußnoten kenntlich gemacht. Auslassungen durch < ... >, Unleserliches durch < ? >, Fehlendes < - - > sowie Einfügungen durch <ergänzt> im Text kenntlich gemacht.

Dem unmittelbar Festgehaltenen, den zeitgenössischen Dokumenten, stehen die in Teil 3 gesammelten Erinnerungen gegenüber. Die meisten dieser Beiträge wurden im Februar und im März 1995 verfaßt. Die Autoren folgten einem öffentlichen Aufruf und schilderten ihre Erlebnisse in der Stunde Null aus der Distanz von 50 Jahren. Daß sich nach solanger Zeit manch ein sachlicher Fehler ins Gedächtnis einschleicht, ist wenig verwunderlich. Um die Authentizität der Texte zu erhalten, haben die Bearbeiter dennoch auf Eingriffe und Änderungen soweit wie möglich verzichtet. Einige offenkundige Irrtümer wurden stillschweigend korrigiert, andere in Anmerkungen berichtigt. Dies scheint vertretbar, weil der Wert der Erinnerungen nicht so sehr in der Detailschilderung gesehen werden sollte, sondern vielmehr in dem Gesamteindruck, den sie von heute unvorstellbaren Lebensbedingungen im allgemeinen und den so unterschiedlich verlaufenen individuellen Schicksalen vermitteln. Diese Überzeugung hat uns auch bewogen, keine allzu strengen Maßstäbe anzulegen, wenn hier und da ein Autor etwas über den vorgegebenen engen zeitlichen und thematischen Rahmen hinausgegriffen hat.

Erzählt werden sowohl die Erlebnisse von Menschen, die diese dramatische Zeit in unserer Region erlebt haben, als auch solche von Pfälzern, die durch die Kriegswirren in die Fremde verschlagen worden waren und die sich - wie man wohl annehmen darf - nichts sehnlicher wünschten, als möglichst schnell in die Heimat zu kommen.

Zusätzlich wurden einige Beiträge aufgenommen, die zwar zu einem früheren Zeitpunkt verfaßt worden sind, die aber ihrem Inhalt nach exakt in den hier gesteckten Rahmen passen. Sie sind entsprechend gekennzeichnet.

Der Abdruck der Berichte erfolgt in alphabetischer Reihenfolge der Verfasser. Den Abschluß bildet ein Text, der sich vom Ansatz her ein wenig von den anderen unterscheidet. Es handelt sich dabei um die Wiedergabe eines Gesprächs, das sieben Krickenbacher Bürger, die das Kriegsende in ihrem Heimatdorf erlebt haben, im März dieses Jahres miteinander geführt haben.

Zu großem Dank verpflichtet sind wir nicht nur den Einsendern der Erinnerungen, sondern auch jenen, die uns - was nicht ohne weiteres als selbstverständlich angesehen werden sollte - bereitwillig ihre Tagebuchaufzeichnungen zur Verfügung stellen.

Nicht zuletzt möchten wir allen Dank sagen, die beim Entstehen dieses Buches mitgewirkt haben: Frau Karla Rivera, die das Gros der Manuskripte erlaßt hat, Herrn Kurt Leppla und speziell Herrn Berthold Schmidke, der zu den unmöglichsten Zeiten immer prompt zur Verfügung stand, für die Korrekturarbeiten, insbesondere aber auch Frau Elisabeth Heinrich vom Institut für pläzische Geschichte und Volkskunde sowie Herrn Lutz Lerchenfeld vom Kulturamt der Stadt Kaiserslautern, die viele (Feier-) Abende und Nächte und einige Wochenenden opferten, damit dieses Buch zum vorgesehenen Zeitpunkt erscheinen konnte.

Jürgen Keddigkeit
Gerd Rauland

1

EINLEITUNG

"OPERATION UNDERTONE". DIE BESETZUNG DER PFALZ DURCH DIE ALLIIERTEN IM MÄRZ DES JAHRES 1945

VON JÜRGEN KEDDIGKEIT

Am 18. März 1945 machte man in Berlin die pfälzische Zivilbevölkerung, da sie „oftmals beim Kampf gegen die vordringenden amerikanischen Streitkräfte hinderlich in Erscheinung“ getreten sei, für die militärisch desolate Situation mitverantwortlich. Daher entwarf Feldmarschall Keitel auf Anordnung Hitlers einen Befehl, in dem es hieß: „Die Anwesenheit der Bevölkerung in der feindbedrohten Kampfzone ist für die kämpfende Truppe ebenso belastend, wie für die Bevölkerung selbst. Der Führer befiehlt daher: Westlich des Rheines, bzw. die Saarpfalz, ist sofort hinter dem Hauptkampffeld von sämtlichen Bewohnern zu räumen ...“¹. Reichsleiter Bormann befahl in einer Durchführungsverordnung, beim Fehlen von Transportmitteln sei die Evakuierung durch Trecks sicherzustellen, und „den männlichen Teil der Bevölkerung gegebenenfalls im Fußmarsch zurückzuführen“². Die sich überstürzenden militärischen Ereignisse im saarpfälzischen Raum verhinderten jedoch zum Glück für die Betroffenen die Durchführung dieses Befehls.

Was war geschehen?

Letztlich war diese unglaubliche Anordnung Ausfluß der wohl „bedeutsamsten linksrheinischen Operation der Alliierten“³ im März des Jahres 1945, durch die, im Anschluß an die gescheiterten deutschen Offensiven von Dezember bis Januar in den Ardennen und im Elsaß, das Gebiet zwischen Rhein und Saar zum Kriegsschauplatz wurde.

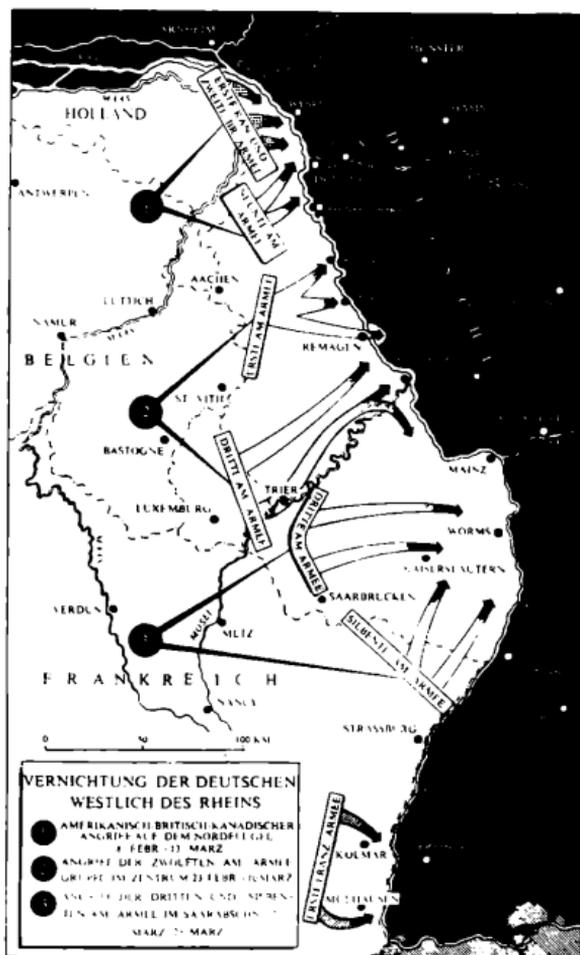
Die Vorgeschichte zu diesem dramatischen Geschehen hatte bereits im Januar begonnen, als das alliierte Oberkommando neue Planungen für die Schlußphase des Krieges, die die amerikanische Militärgeschichtsschreibung als „The last offensive“ bezeichnet, ausarbeiten ließ.

Da die Westfront seit Jahresbeginn im wesentlichen mit der alten Reichsgrenze identisch war - lediglich im Norden folgte der Frontverlauf in den Niederlanden dem Rhein bis zur Küste -, standen die Alliierten auf der linken Rheinseite vor den Befestigungen des Westwalles. Die nächste theoretische Verteidigungslinie der Wehrmacht östlich dieser Bunkerlinie war der Rhein, der nach einem Durchbruch durch den Westwall erreicht und überschritten werden mußte, wollte man in das Innere des Reiches vorstoßen.

Bereits bei den Vorüberlegungen zur weiteren Kriegsführung der Westalliierten wurde deutlich, daß teilweise recht divergierende Vorstellungen für ein solches Vorhaben herrschten. Der Streit der alliierten Generäle war grundsätzlicher Natur. Der Amerikaner Eisenhower wollte sowohl im Norden als auch im Süden, letztlich überall, auf breiter Front angreifen.

Gegen diese Überlegung wandte sich mit Nachdruck der englische Feldmarschall Brooke, der vor einer „planmäßigen Verzettelung der Kräfte“ warnte. Er schlug vor, nur an einer Stelle offensiv zu werden, d.h. die alliierten Kräfte vorwiegend im Norden zu konzentrieren und dort den Durchbruch zum und über den Rhein zu erzwingen.

Der vorsichtige Eisenhower dagegen verharrte auf seiner bisherigen „Breite-Front-Konzeption“. Neben Nachschubproblemen befürchtete er vor allem, daß die Wehrmacht, gestützt auf den Westwall, in der Lage wäre, mit schwachen Kräften die Alliierten aufzuhalten. Dies würde es den Deutschen erleichtern, gleichzeitig Reserven zu bilden, um angreifende alliierte Verbände mit geballter Kraft zurückzuschlagen. In seinen Memoiren führte Eisenhower aus: „Wenn wir jedoch zunächst mit einer Reihe von massierten, nachhaltigen Angriffen die westlich des Rheines stehenden deutschen Kräfte vernichteten, dann konnten wir uns entlang der ganzen breiten Front eine Verteidigungslinie (den Rhein; Anm. des Verf.) schaffen, die der deutschen ebenbürtig war. Wir rechneten, daß wir (an-



Aus: Dwight D. Eisenhower: Kreuzzug in Europa. Amsterdam 1948, S. 431

schließend) mit etwa 75 verstärkten Divisionen in konzentrischen Angriffen nach Deutschland hineinstoßen konnten, wenn wir das Westufer des Rheines einmal besaßen“⁵. Eisenhowers Ziel war es, in drei Großangriffen die deutschen Truppen westlich des Rheines zu vernichten:

1. im Norden ab dem 8. Februar: Angriff zwischen Aachen und Arnheim
 2. in der Mitte ab dem 23. Februar: Angriff zwischen Aachen und Trier und
 3. im Süden ab dem 15. März: Angriff der 3. und 7. US-Army zwischen Trier und Straßburg.
- Diese umstrittenen Überlegungen Eisenhowers, die sich letztlich durchsetzten, brachten es mit sich, daß die Saarpfalz nun vom Nebenkriegsschauplatz zum Gefechtsfeld auserkoren wurde.

Von den beiden nördlichen Hauptoffensiven kam vor allem dem Angriff im Mittelabschnitt für den Raum südlich der Mosel eine eminent wichtige Bedeutung zu. Dort hatten bereits am 8. März die Amerikaner nicht nur den Westwall durchbrochen und den Rhein erreicht, sondern auch, was auf alliierter Seite niemand zu hoffen gewagt hatte, bei Remagen überschritten. Mit der Eroberung einer intakten Rheinbrücke war, so Eisenhower, der „traditionelle Verteidigungsriegel des deutschen Mutterlandes“ durchbrochen. Wenige Tage später hatten die Amerikaner bereits fünf Divisionen auf dem rechten Rheinufer versammelt.

Jetzt verblieb als linksrheinischer Brückenkopf nur noch das riesige Gebiet in deutscher Hand, das von der Mosel im Norden, der Saar im Westen, und der Moder im Süden begrenzt war. In diesem weit nach Westen vorspringenden Frontbogen war eine ganze deutsche Heeresgruppe, die HG G, gebunden und machte auch keine Anstalten, sich aus ihrer gefährlichen Position zurückzuziehen.

Dies erregte eine gewisse Verwunderung bei Eisenhower, der ausführte: „Bei einer rückschauenden Betrachtung versteht man nicht ganz, warum die Deutschen, als sie sahen, daß ihre Armeen nördlich der Mosel vernichtet wurden, nicht rasch aus dem Saargebiet abzogen, wo sie doch so sehr exponiert waren, um sie dann für die Verteidigung des Rheines einzusetzen“⁷.

Den Stabsoffizieren der deutschen Heeresgruppe war deren gefährdete Situation natürlich nicht entgangen, doch lehnte Hitler jeglichen Rückzug zum Rhein kategorisch ab. Entsprechend der alliierten Konzeption beauftragte Eisenhower die „6.“ und die „12. Army Group“, in einer gemeinsamen Operation die Wehrmachtsverbände aus dem „Saar-Pfalz-Dreieck“ zu vertreiben. Der Oberbefehlshaber der 7. US-Army, General Patch, arbeitete einen Angriffsplan aus, den General Devers, Befehlshaber der 6. Armeegruppe, in der ersten Märzwoche guthieß.

Die Offensive mit dem Codenamen **Operation Undertone** sah vor:

1. Die deutschen Stellungen im Süden - von Saarbrücken über Hagenau zum Rhein - sollten drei US-Corps der 7. US-Army auf breiter Front angreifen und zusammen mit dem französischen Groupement Monsabert einen Korridor bis Kaiserslautern herstellen.

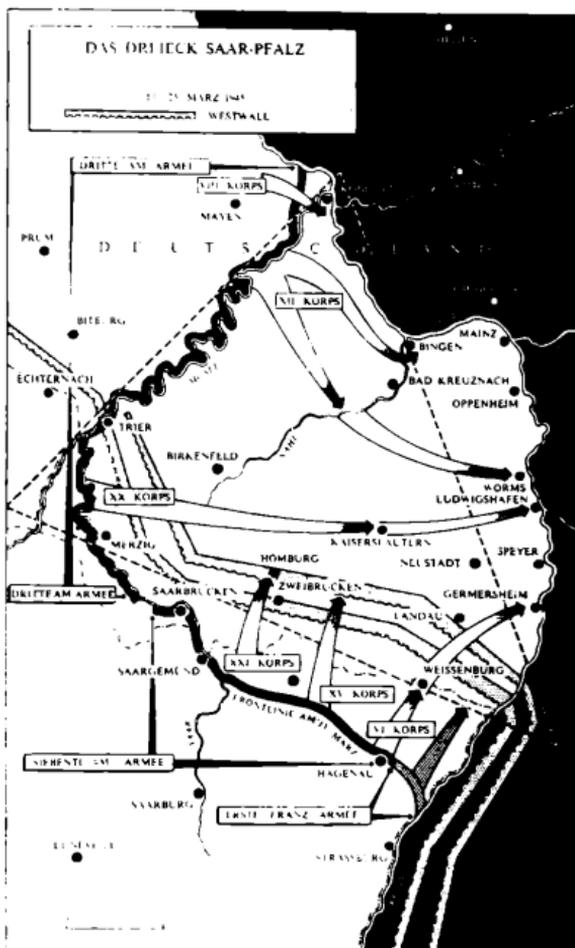
2. Im Norden und Nordwesten sollten die drei Corps der amerikanischen 3. US-Army des General Patton aus ihren Brückenköpfen ausbrechen und auf dem kürzesten Weg den Rhein erreichen.

Für die Nord- und Westpfalz spielten dabei vor allem die Corps der 3. US-Army eine besondere Rolle. Da war das ungewöhnlich starke XX. Corps des Generals Walker, das aus sechs Divisionen, davon zwei Panzerdivisionen, bestand. Sie sollten aus dem Raum südlich von Trier über die Ruwer hinweg nach Südosten zum Rhein vorstoßen.

Noch weiträumiger war der Ansatz von General Eddy's XII. US-Corps, das von der Untermosel über Rheinhessen in die Vorderpfalz eindringen sollte. Ein Gelingen dieses Raids hätte letztlich die gesamte deutsche Heeresgruppe in einem gigantischen Kessel eingeschlossen. Dies wäre sozusagen die „Große Lösung“ gewesen!

Eisenhower genützte später diese Planungen jedoch nicht mehr. Nach dem Fall von Remagen forderte er von der 7. US-Army, bis nach Worms vorzustoßen und darüber hinaus zwischen Mainz und Mannheim den Rheinübergang zu erzwingen⁸.

Das Hauptaugenmerk der Amerikaner lag seit dem Fall von Remagen auf der neuen Moselfront.



Aus: Dwight D. Eisenhower: Kreuzzug in Europa. Amsterdam 1948, S. 444

Schließlich waren hier die deutschen Kräfte unübersehbar geschwächt, und es fehlten vor allem die gefürchteten Westwallbunker. Die Alliierten hielten jedoch nicht nur den Westwall, sondern auch die Topographie der Gebiete südlich der Mosel für ein weiteres Haupthindernis auf dem Weg zum Rhein. Da waren aus Sicht der Amerikaner zerstörte Städte und Industrieregionen, da waren Gebirge, tiefe Täler und Flüsse. Insbesondere die wenigen Straßen, dem Verlauf der Gebirge angepaßt, schienen Probleme zu bereiten.

Neben den Bunkern und topographischen Hindernissen hielten überraschenderweise die US-Feindlageoffiziere noch im Januar die Kampfkraft der Wehrmacht für derart hoch, daß man sogar die 13. US-Luftlandedivision zusätzlich bereitstellte, um den Rheinübergang zu erzwingen.

Das alliierte Oberkommando hatte klar erkannt, daß vor allem der Besitz der Kaiserslauterer Senke - von den Amerikanern „Kaiserslautern Gap“ genannt - von eminenter strategischer Bedeutung war. Diese Ost-West-Route mit ihrem Straßenkreuz Kaiserslautern galt in der ersten Planungsphase als Operationsziel ersten Ranges⁹.

Ähnlich große Bedeutung für den Süden der Front hatte neben der Kaiserslauterer Senke nur noch die heutige B 10, die zweite gut ausgebaute Straße vom Saarland zum Rhein.

Zum Angriff standen den Alliierten zwei Armeen zur Verfügung. An der Mosel war die 3. US-Army eingesetzt, der nicht weniger als acht Infanterie- und drei Panzerdivisionen unterstanden. Diesen sehr gut ausgerüsteten und ausgebildeten Großverbänden stand die deutsche 7. Armee gegenüber, die lediglich neun eigene Divisionen entgegensetzen konnte. Die deutschen Einheiten waren generell sehr schlecht ausgerüstet und litten an gravierendem Personalmangel, so daß sie bei optimistischer Betrachtungsweise lediglich vier kriegsstarke Divisionen entsprachen.

Im Süden stand der 1. Armee der Wehrmacht die 7. US-Army unter General Patch gegenüber. Patchs Armee war, wie Eisenhower anmerkte, auf die „ungewöhnliche Stärke von 14 Divisionen“¹⁰, darunter drei Panzerdivisionen, gebracht worden. Dazu gesellte sich noch das französische Groupement Monsabert in Divisionstärke. Die Gefechtsstärken der den Amerikanern gegenüberstehenden 14 deutschen Divisionen der 1. Armee waren dagegen derart abgesunken, daß sie allenfalls noch als regimentsstarke Kampfgruppen angesehen werden konnten. Mit Ersatz konnte nur in sehr beschränktem Umfang gerechnet werden, und überdies mangelte es vor allem an Fahrzeugen, Treibstoff, Waffen und Munition. Den amerikanischen Feindlageoffizieren war dies und insbesondere ihre ungeheure Panzerüberlegenheit wohlbekannt. Schließlich verfügte jede der US-Panzerdivisionen über nicht weniger als 270 Kampfpanzer. Demgegenüber besaß die gesamte deutsche Heeresgruppe Mitte März lediglich über 40 einsatzfähige Panzer. Erschwerend kam hinzu, daß die absolute alliierte Luftherrschaft praktisch jede Bewegung der Wehrmacht bei Tageslicht unmöglich machte.

Neben der materiellen und zahlenmäßigen Unterlegenheit bereitete den deutschen Befehlshabern auch der psychische und physische Zustand ihrer Soldaten Sorgen. Allgemein war die Leistungsfähigkeit der Wehrmachtangehörigen bereits seit Januar 1945 derart gesunken, daß Feldmarschall von Rundstedt den mangelnden Einsatzwillen bei der Panzertruppe massiv gerügt und darüber hinaus die Kommandeure wegen ihres „zurückhängenden Führungsstils“¹¹ getadelt hatte. Es wirft ein bezeichnendes Licht auf die allgemeine Stimmung bei der Heeresgruppe G, daß ihr Oberbefehlshaber seine Kommandeure anwies, mit Auszeichnungen, Sonderurlaub und Marketerewaffen die Infanteristen „zum erhöhten Einsatz ihrer vom Feind gefürchteten leichten Infanteriewerfen anzuspornen“¹².

Diese Maßnahmen scheinen allerdings ebenso wenig gefruchtet zu haben wie Gauleiter Stöhrs berühmterberühmter Aufruf in der Tageszeitung NSZ-Westmark zum „fanatischen Kampf“ gegen die Amerikaner. Die Anzahl der Desertionen nahm so stark zu, daß man sich zur Androhung härtester Maßnahmen veranlaßt sah. Doch auch Standgericht und Sippenhaft verloren ihre Wirkung. Besonders bei den Soldaten, deren Familien sich in feindbesetzten Teilen Deutschlands befanden, hatte dies an Zugkraft verloren¹³. Ähnlich wie bei den Soldaten war auch bei der Grenzbevölkerung die Stimmung so stark abgesunken, daß Goebbels im fernen Berlin glaubte, die Moral im Westen müsse „nun zum Teil mit gewalttätigen Mitteln“¹⁴ wieder gehoben werden.

Trotz dieser geradezu hoffnungslosen Voraussetzungen und unter Mißachtung der gegebenen Kräfte-

verhältnisse befahl die Heeresgruppe, die Stellungen bedingungslos zu halten und betonte mehrfach in ihren Grundsätzen über die „Kampfführung aus dem Westwall heraus“: „Der Westwall ist die letzte Linie, die unbedingt gehalten werden muß. In ihm ist zu sterben“.

In der Tat ruhten auf der Wiederinstandsetzung des Westwalles, der nach dem Sieg im Westen 1940 zugunsten des Atlantikwalles desarmiert worden war, die Hoffnungen der NS-Machthaber und der Wehrmacht. Nach dem Desaster an der Invasionsfront war der Wille Hitlers zur Wiederherstellung der Bunkerlinie am 1. September 1944 in der Weisung über die „Herstellung der Verteidigungsbereitschaft“ unterstrichen worden. Doch in einer Zeit, in der es an allem zu mangeln begann, war die Ausrüstung der mittlerweile fast zehn Jahre alten Bunker sehr schwierig geworden, denn es fehlte an Panzertüren, Nachrichtenmitteln usw. Die größten Schwierigkeiten bereitete aber der Einbau der modernen schweren Waffen, da sie - soweit überhaupt vorhanden - für die Schartenstände zu groß waren. So verwundert es nicht, daß lediglich die Hälfte der Westwallbunker zu Beginn des Jahres 1945 wieder instandgesetzt werden konnte. Darüber hinaus war man aus Personalmangel gezwungen, viele Bunker lediglich mit Volksturmlenken zu besetzen, oder gar unbesetzt zu lassen.

Auch zusätzliche Sperrmaßnahmen wie Baumverhau, Anstauungen oder der Gebrauch von Behelfsmitteln vermochten die desolade Situation nur wenig zu verbessern. Das gleiche galt für den Bau von Panzersperren und -gräben, die seit dem Oktober 1944 im pfälzischen Raum vor jedem Dorf, aber auch an Straßenkreuzen errichtet wurden. Da zum Schanzens der Wehrmacht im Regelfall die Arbeitskräfte fehlten, griff Gauleiter Stöhr auf zivile Kräfte zurück. Neben dem Reichsarbeitsdienst, der HJ, ganzen Firmenbelegschaften und sonstigen deutschen Zivilisten wurden insbesondere Kriegsgefangene, Zwangsarbeiter und Häftlinge zur Schanzarbeit befohlen. Der militärische Nutzeffekt dieser Grabensysteme und Sperranlagen blieb allerdings gering, und so galt trotz aller schwerwiegenden Mängel der Westwall als das „Rückgrat der Westfront“.

Während der OB West Kesselring und der Heeresgruppenchef Hauser ihre Hoffnungen auf den Westwall setzten, wiesen die Amerikaner neben ihren gepanzerten Streitkräften vor allem der Luftwaffe eine herausragende Rolle zu. Man war sich der absoluten Luftüberlegenheit sicher und hoffte zu Recht alle Truppenbewegungen, auch einen Rückzug der Deutschen, nachhaltig unterbinden zu können. Die amerikanischen Planungen sahen vor, den eigentlichen Großangriff am 15. März durchzuführen, doch im Gegensatz zur 7. US-Armee im Süden (Elsaß), die noch einige Zeit für ihre Angriffsvorbereitungen benötigte, befahl General Patton, den Angriff im Nordwesten bereits einige Tage früher durchzuführen, um so den Verteidigern keine Chance zu geben, ihre durch das Eifeldeaster desorganisierten Kräfte erneut zu sammeln¹⁵. In der Tat versuchte die deutsche Heeresgruppe durch rücksichtslosen Abzug von Divisionen aus dem saarpfälzischen Raum die neue Moselfront zu stärken. Der Anmarsch dieser Kräfte wurde allerdings durch die permanente Luftbedrohung ungemein erschwert, so daß nur wenige dieser Einheiten vor dem 13. März die Mosel erreichten.

So verwundert es nicht, daß der Großangriff des XX. US-Corps¹⁶ an der Ruwer am 13. März auf eine nur unzulänglich besetzte 60 km lange Front des LXXXII. AK traf. Schon der erste Vorstoß war so erfolgreich, daß bereits einen Tag später die deutsche Stützpunktkette durchbrochen werden konnte.

Obwohl von den Amerikanern der deutsche Widerstand als recht hartnäckig beschrieben wird, war es mehr ein Einsickern als ein Angriff, denn oft genügte ein Ausweichen nach links oder rechts, um die Verteidiger zu umgehen. Bereits am nächsten Tag verloren die Wehrmachtsverbände jeglichen Zusammenhang, und durch die Lücken stießen die gepanzerten Kampfgruppen der 10. US-Panzerdivision, die sich am 15. März 1945 zur Nahe durchkämpfen sollten¹⁷. Beim Gelingen dieses Vorhabens hätte sich die Masse der 7. Armee in einer Falle befunden, denn auch das XII. US-Corps hatte am 14. März 1945 die Mosel an mehreren Stellen überschritten und drang ebenfalls zur Nahe vor.

Am 15. März eröffnete auch im Süden die 7. US-Armee die Offensive. Die Soldaten der deutschen 1. Armee waren in einer besseren Verfassung als ihre Kameraden an der Mosel, und so stieß zur Überraschung der Alliierten ihr Großangriff, besonders bei Hagenau¹⁸ und im Raum Saarbrücken¹⁹, anfangs auf stärkeren Widerstand. Dagegen erlitt das XIII. SS-AK im Vorfeld des Westwalles und im Bliestal schon am ersten Angriffstag so große Verluste, daß die amerikanische Infanterie bereits am nächsten Tag die Bunkerlinie erreichen konnte.



Voixheim: Abgeschossenes deutsches Sturmgeschütz, 17. März 1945



Nördlich Lauterecken: Überrollte deutsche Artillerieabteilung, 18. März 1945

Im Gegensatz zur Elsaßfront, die weitgehend statisch blieb, brachten der Durchbruch und der rasante Vormarsch der Panzer des amerikanischen XII. Corps unter General Eddy im Norden die deutsche Heeresgruppe G bereits am 16. März in eine fatale Lage. Jeder weitere Vorstoß entlang des Rheins nach Süden drohte die Masse der Heeresgruppe abzuschneiden²⁰. „Unkoordinierten Widerstand“ meldeten die Amerikaner, die glänzend über das Fehlen von deutschen Verbänden nördlich von Bad Kreuznach informiert waren. So verwundert es nicht, daß General Eddys Truppen in einem stürmischen Vormarsch bereits am 17. März die Nahe bei Bad Kreuznach erreichten.

Ein Gegenangriff von rasch herantransportierten deutschen Sturmgeschützen und Grenadiern am 17. März zur Schließung dieser Frontlücke bereitete den Soldaten des XII. US-Corps nur wenig Schwierigkeiten, denn den taktischen Luftstreitkräften gelang es scheinbar mühelos, den deutschen Angriff aus der Luft zu zerschlagen²¹. Während das Kriegstagebuch des OKW für diesen Tag lediglich vermerkte: „Eigene Angriffe kamen zum Stehen“²², kam dieser Niederlage vorentscheidende Bedeutung zu, denn am nächsten Tag bahnte sich westlich der nun weiterhin klaffenden Frontlücke beim LXXX. und XIII. AK in Hunsrück und Nordpfalz die endgültige Entscheidung an.

Während zwischen St. Wendel und Baumholder das LXXXII. AK mühsam den Zusammenhalt wahren konnte, durchstieß am Mittag des 18. März 1945 die 11. US-Panzerdivision die dünne Front des nordöstlich anschließenden LXXX. AK und gelangte rasch an die gesprengten Nahebrücken von Kim und Fischbach²³.

Die Zerstörung der Brücken behinderte den weiteren Vormarsch der Amerikaner jedoch nur wenig. Am späten Nachmittag griffen sie auch den linken Flügel des Korps an, besetzten Birkenfeld und rückten über Baumholder nach Südosten vor. Der Druck der amerikanischen Panzer, besonders gegen die 352. Volksgrenadierdivision, wurde so stark, daß sich überall Auflösungserscheinungen bemerkbar machten, die auch der Bevölkerung nicht entgingen. „An der Fischbacher Brücke“, so berichtet der Chronist von Weierbach, „erschoss sich ein Hauptmann. Durch Reitelscheid und Dicksbach flüchteten unsere Soldaten zurück. Überall lagen Militärpässe und andere Papiere. Zahllose Pferde ohne Reiter und Wagen standen müde, krank und abgezehrt auf den Dorfwiesen. Es war ein erschütterndes Bild“²⁴.

Beim östlich anschließenden XIII. AK waren seit dem 18. März 1945 ebenfalls nur noch Rückschläge zu verzeichnen. Von starkem Artilleriefeuer unterstützt attackierten amerikanische Panzerkräfte die gesamte Korpsfront. Die neubefohlene „Front“ am Glan, in Wahrheit lediglich eine dünne Sicherungslinie, wurde ebenfalls heftig angegriffen und schnell durchbrochen²⁵. Auch hier wurden zahlreiche Soldaten eingeschlossen und gerieten in Gefangenschaft.

Durch den Ausfall fast aller Funkstellen entglitten die Einheiten endgültig jeglicher Führung. Selbst die weit hinter der Hauptkampflinie liegende Artillerie wurde von den schnell vorrollenden Panzern erreicht und in den Feuerstellungen oder beim Stellungswechsel zusammengeschossen.

Der Versuch, über den Glan nach Süden zu entkommen, gelang nur wenigen geschlossenen Verbänden des XIII. und LXXX. AK. Diese vereinigten sich mit anderen abgedrängten Einheiten und sammelten sich etwa in der Linie Kirrheimbolanden-Kaiserslautern. Die Masse der 212. und 352. Volksgrenadierdivision wurde aufgegeben und geriet in Gefangenschaft. General von Oriola, der Kommandeur des XIII. AK, stellte später lakonisch fest, „man habe von der (212.) Division nie wieder etwas gehört“²⁶.

Die Ereignisse am 18. März 1945, den Generaloberst Hauser den „schwarzen Tag der Heeresgruppe G“ nannte, hatten verheerende Verluste gebracht, die nicht mehr ausgeglichen werden konnten.

Unter dem Eindruck des gescheiterten Gegenangriffs und des sich anbahnenden Desasters beim LXXX. und XIII. AK war noch am gleichen Tag ein sehr zweideutig formulierter Befehl des OB West ergangen²⁷. Kesselring befahl „einerseits das weitere Halten aller Stellungen“, führte andererseits jedoch aus, daß das „Einkesseln und damit die Vernichtung wesentlicher Kräfte“²⁸ zu verhindern seien. Generaloberst Hauser nannte diese Anordnung eine „typische Form der Befehlsgebung von oben während der letzten Kriegszeit“²⁹, die er aber nichtsdestoweniger in der selben Art und Weise weitergeben ließ. Letztlich war dieser Befehl das Signal zum allgemeinen Rückzug.

Vor allem den im saarpfälzischen Raum kämpfenden Truppen drohte die Vernichtung, denn der nun

eingeleitete Rückmarsch von der Saar nach Osten litt vor allem an der unzureichenden Mobilität. In fast allen von der Wehrmacht geräumten Orten beherrschten weiße Fahnen das Bild. Viele Straßen waren mit zurückgelassenem Heeresgut und zerstörten Fahrzeugen vollkommen verstopft, dazwischen irrten versprengte Soldaten, Volkssturm, viele Zivilisten sowie tausende von Zwangsarbeitern, die am Westwall geschantzt hatten, umher. Bemerkenswert war für die Amerikaner auch die Tatsache, daß zunehmend Zivilisten die deutschen Soldaten drängten, sich kampflös zu ergeben, um so ihre Häuser und Ortschaften vor der Zerstörung zu bewahren. Widerstand wurde nur noch partiell geleistet, und die Zahl der deutschen Soldaten, die in Gefangenschaft gerieten, stieg dramatisch an. In den meisten Orten waren die Panzersperren geöffnet und weiße Fahnen an den Häusern und Kirchen angebracht. Nur in wenigen Gemeinden beschossen Wehrmacht und Volkssturm die amerikanischen Panzerspitzen. Letztlich mußte man doch der Übermacht weichen. Zurück blieben Tote und Verwundete sowie zerstörte und beschädigte Anwesen.

Die Zerschlagung der beiden Korps südlich der Nahe bedrohte vor allem das LXXXV. und das LXXXII. AK in der nördlichen Westpfalz. Ihr Rückzug nach Osten zur neu projektierten Verteidigungslinie Bliesal - Neunkirchen gelang nur mit großer Mühe und unter schweren Verlusten²⁹. Durch zahlreiche Frontlücken stießen die Panzer von vier amerikanischen Divisionen problemlos nach Osten vor, so daß nur ein rascher Rückzug zur Kaiserslauterer Senke Rettung versprach.

Der ungestüme Vormarsch der Amerikaner im Norden brachte nun zusehends auch in der Südpfalz Bewegung in die bislang starre Front. Von der Weißenburger Senke bis in den Raum Zweibrücken erwehrte man sich weiterhin aller Angriffe und konnte im Westwall verbleiben³¹. Die akute Bedrohung aus nordwestlicher Richtung zwang die 1. Armee jedoch umgehend die Bunkerlinien westlich der Blies zu räumen und in eine Linie einzuschwenken, die mit der Eisenbahnlinie Zweibrücken - Homburg - Kaiserslautern identisch war. Ziel der nach Norden und Nordosten eindrehenden Truppen des XIII. SS-AK und des LXXXV. AK war es nun, eine durchgehende Frontlinie zu bilden, an die sich im Norden das LXXXII. und XIII. AK hätten anschließen müssen. Doch mitten in die Absatzbewegung kam in der Nacht ein neuer Armeebefehl, der die sofortige Herauslösung der 19. Volksgrenadierdivision aus dem Westwall bei Zweibrücken und ihre Verlegung in den Raum Kaiserslautern anordnete³². Dies war notwendig geworden, weil die Stabsoffiziere der 1. Armee an das Eintreffen von „geschlossenen kampfkraftigen Teilen des LXXXII. und XIII. AK (Heer)“³³ nicht mehr glaubten. Der 19. Volksgrenadierdivision fiel damit die Aufgabe zu, den wichtigen Straßenknotenpunkt Kaiserslautern, der in den ersten Überlegungen der Alliierten herausragendes Operationsziel war, zu verteidigen.

Jedoch hatte Kaiserslautern seit dem 18.3.1945 nur noch bedingt jene Bedeutung für die Amerikaner, denn man konnte sich auf eine gänzlich veränderte Ausgangsposition stützen. So verwundert es nicht, daß fast zur gleichen Zeit, als Generalfeldmarschall Kesselring seinen verkaulierten Rückzugsbefehl erteilt hatte, in Lunéville die alliierten Operationspläne der veränderten Lage angepaßt wurden. Da im wesentlichen die 7. US-Armee im Elsaß und an der Saar erfolglos geblieben war, und bedeutsame Veränderungen nur im Nordwesten und Norden eingetreten waren, wurde das Operationsgebiet General Pattons weiter nach Süden verschoben, etwa auf die Linie Kaiserslautern - Worms³⁴. Trotz dieser Zugeständnisse wollte Patton auch über diese neue Heeresgruppengrenze hinausgehen, weil er sich nun weit im Südosten mit General Patchs VI. Corps zu vereinigen gedachte, um so in einer gigantischen Falle die gesamte HGr. G zu vernichten.

Diese Überlegungen kamen aber vorerst nicht zum Tragen, denn trotz der militärisch glänzenden Ausgangssituation gelang den Amerikanern, insbesondere dem XII. US-Corps nördlich Worms, nicht mehr allzuviel. Der ungeheure Angriffsschwung, der die Amerikaner durch die deutschen Linien bis zur Nahe geführt hatte, verpuffte nun in der Nordostpfalz und Rheinhessen in zahllosen Einzelaktionen, die letztlich nichts mehr einbrachten. General Eddy kommentierte dies resigniert mit den Worten „Die Luft ist raus“³⁵.

Die überraschende Ruhephase hätte an und für sich genügt, nun alle verbliebenen Kräfte der 7. Armee über den Rhein in Sicherheit zu bringen. Doch blieb es beim Rückzugsverbot des OB West, um den Rückzug der 1. Armee offen zu halten. Um dies zu gewährleisten, wurde eine neue Befehls-

struktur installiert, da es im Bereich der 7. Armee zu chaotischen Befehlsverhältnissen gekommen war, die der Stabschef der 7. Armee folgendermaßen beschrieb: „Luftwaffen-, Heeres-, SS-, und Parteidienststellen befahlen alle durcheinander. Es war ein Wunder, daß überhaupt noch etwas gemacht wurde“¹⁹.

Ostlich der Linie Kaiserslautern - Kirchheimbolanden versuchte nun die 7. Armee verzweifelt, durch das Generalkommando LXXX irgendeine durchgehende Front errichten zu lassen. Geplant war, etwa auf der Linie Otterberg - Alsenbrück - Kirchheimbolanden den amerikanischen Streitkräften noch einmal die letzten verfügbaren Kräfte entgegenzuwerfen. Diese „Nordpfalzfront“ stand jedoch nur auf dem Papier, denn außer an einigen wichtigen Straßenkreuzungen und in wenigen Ortschaften waren praktisch keine deutschen Soldaten mehr da, die Widerstand leisten konnten oder wollten. Eine Ausnahme waren dabei die heftigen Kämpfe im Raum Enkenbach und Langmeil. Dort gelangen den Soldaten und Flakhelfern einer schweren Flakkampfgruppe örtliche Erfolge. Doch war der kurzfristige Abwehrerfolg - die Amerikaner verloren zahlreiche Panzer - sehr teuer erkauft, denn viele Soldaten verloren ihr Leben oder gerieten in Gefangenschaft.

Im Gegensatz zu den chaotischen Zuständen in der Nord- und Westpfalz blieb bis zum 19. März die Südfont zwischen Rhein und Zweibrücken weiterhin vergleichsweise stabil. Die erfolgreiche Abwehr war jedoch letztlich nutzlos, denn im Rücken der deutschen 1. Armee war am gleichen Tag St. Wendel von Teilen der 10. US-Panzer- und der 80. US-Infanteriedivision besetzt worden, und nur einen Tag später geriet Kaiserslautern - das ursprüngliche Kriegsziel - kampflos in die Hand der Amerikaner. Die 19. Volksgrenadierdivision, die gerade dies hatte verhindern sollen, war zu spät gekommen. Amerikanische Panzer überrollten die in Anmarsch befindlichen Truppen zwischen Schopp, Johanniskreuz und Mölschbach.

Unter dem Druck der Ereignisse gab das AOK 1 daher den Befehl, sich abzusetzen und am Ostrand des Pfälzerwaldes erneut Widerstand zu leisten. Genau dies wollte Patton unbedingt verhindern, und befahl das sofortige Nachstoßen seiner Panzer. Der Rückzug der Wehrmacht gestaltete sich dementsprechend zum Desaster, denn die Panzervorstöße, schwere Artilleriefire und vor allem die andauernden Fliegerangriffe erreichten ein bisher nicht gekanntes Ausmaß. Der amerikanische Chronist McDonald beschreibt nicht zu Unrecht den Pfälzerwald als „Schlachthaus“, in dessen Straßen sich zerstörtes Heeresgut türmte, und zahlreiche Tote und Verletzte nicht geborgen werden konnten. Vor allem am Frankensteiner Stich bei Kaiserslautern erlitten die Wehrmachtseinheiten unglaublich hohe Verluste, denn auf der engen, kurvenreichen und steilen Straße gab es keinerlei Ausweichmöglichkeiten.



Rückzugsstraße im Pfälzerwald, 20. März 1945

Am Vormittag des 20. März 1945 erreichten die Angriffe ein solches Ausmaß, daß „die deutschen Streitkräfte auf dieser Paßstraße und im Dürkheimer Tal ('Tal des Todes') vollkommen in die umgebenden Wälder zerstreut wurden und die ganze Steige verstopft war mit zurückgelassenen und zusammengeschossenen Pferdegespannen, Personen- und Lastkraftwagen, Geländewagen, Panzern, Artillerie und sonstigem Heeresgut“³⁷. An den Talausgängen des Haardtrandes steigerten sich die Luftangriffe zu einem Inferno, das der Dürkheimer Augenzeuge R. Jäger beschreibt: „Grethen wird am Montag zur Todesfalle. Während der Nacht kommt man kaum zur Ruhe. Das Isenachtal ist zur Rückzugsstraße geworden, sie soll zur Todesfalle werden. Während die letzten Munitionstransporte noch an die Front rollen - wo sie verläuft, weiß keiner mehr genau -, drängt man aus dem Tal heraus, Fußtruppen, Wagenkolonnen, Fahrzeuge, zur Absetzbewegung über den Rhein, aber die amerikanischen Tiefflieger wissen genau, was sich hier abspielt ... Wieder bricht ein strahlender Frühlingmorgen herein, er bringt eine Welle der Vernichtung über Grethen. Pausenlos jagen sich die Tieffliegerangriffe, die Bordwaffen knattern, Phosphorgeschosse fahren durch die Dachsparren und setzen die Balken in Brand. Besonders die Häuser entlang der Durchgangsstraße haben unter den Schlägen der Angriffe zu leiden, überall züngeln die Flammen empor, schlagen bis in den Wald, treiben die, die sich dort verborgen haben, immer weiter in die Höhe des Berges. Bis nach Hardenburg ist die Straße übersät von den Einschlägen der Geschosse, liegen umgestürzte Wagen. Im Tal sieht es noch schlimmer aus. Fahrzeuge sind aufeinander geprallt, haben sich übereinandergeschoben, in sie hinein fetzen die Sprengbomben der Jabos, wo sich etwas rührt, fahren die Garben der Bordwaffen dazwischen. ... Die Panik wird immer größer, man will heraus aus dieser verfluchten Falle, denn die Amerikaner drängen nach, und hier ist man schutzlos den Angriffen preisgegeben. ... Alles drängt weiter nach Osten, aber in Grethen ist die Hölle los, dort muß man hindurch, und dort wölbt sich die Feuerzone der Tiefflieger, man hat 'den Sack abgeschlossen'.“³⁸

Die materiellen und personellen Verluste waren so hoch, daß die deutschen Divisionen ihre Kampfkraft weitgehend eingebüßt hatten. Den After Action Reports amerikanischer Verbände kann allgemein entnommen werden, daß die Moral der deutschen Soldaten noch weiter absank. Nur noch wenige waren bereit zu kämpfen. Waren es anfangs einzelne, so ergaben sich nun zunehmend größere Gruppen, teilweise streckten ganze Verbände die Waffen.

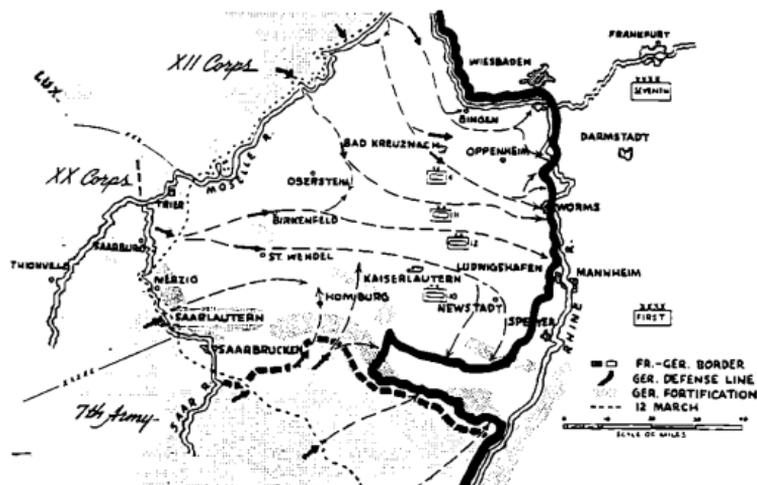
Insbesondere die 10. US-Panzerdivision, begleitet von zwei motorisierten Infanteriedivisionen, machte nun den weitesten Vormarsch der 3. Armee während des Krieges. Sie erreichten im Osten Neustadt und Bad Dürkheim, drangen auch durch den zentralen Pfälzerwald nach Süden bis zur heutigen B 10 bei Rinnthal vor und sperrten diese wichtige Verbindungsroute.

Der 1. Armee des Generals Foertsch, der nun nur noch ein schmaler Streifen längs des Westwalles zum Rückzug übrigblieb, drohte die endgültige Einkesselung. Daß es trotz der unübersehbaren Unterlegenheit gelang, die Amerikaner am weiteren Vormarsch zu hindern und über die letzte verbliebene Straße (B 427 Dahn - Bad Bergzabern) die 1. Armee nach Osten abzutransportieren, „grenzte fast an ein Wunder“³⁹. Diese Worte des Stabschef der 7. Armee beinhalten jedoch nur die Hälfte der Wahrheit. In der Tat gelangte die Masse der 1. Armee nach Osten, doch in welchem Zustand. Es war weniger Rückzug, denn „sauve qui peut“⁴⁰, wie der amerikanische Militärgeschichtler McDonald zu Recht schrieb. Diese Einschätzung belegt auch ein Brief eines deutschen Soldaten, der die Ereignisse auf der Rückzugsstraße im Klingbachtal beschreibt:

„Nach den Tagen, die seit dem verhängnisvollen 21. März vergangen sind, scheint alles wie ein böser Traum. ... Wer immer auf die übriggebliebenen Fahrzeuge klettern konnte, fuhr davon. Schließlich machte ich zwei Geschütze unbrauchbar und mich dann auch davon; 'ab durch die Mitte'. Gut verpackt lagen auf dem Gepäckwagen Damenstiefel und -schuhe, Aktentaschen und ein voller Tornister mit Schokolade und Zigaretten, Fleisch, Würsten, Butter usw. Dann fing die elendeste Hasenjagd an, die ich je erlebt habe. Die Straßen und Wege waren voller Leichen, Autos und Pferdefuhrwerke. Panzer und Jabos wechselten sich ab in ihrem schrecklichen Zerstörungswerk. Mein Fahrzeug erhielt einen Volltreffer - wir konnten gerade noch vorher Deckung nehmen - und flog mit allem, einschließlich der Pferde, in die Luft. Es ist schwer, all das zu beschreiben. Am besten wäre es, diese Tage zu vergessen und diese Tage aus dem Gedächtnis zu streichen.“⁴¹

Ähnlich sah es auch auf den Rückzugsstraßen des nördlichen Haardtrandes aus. Hier geriet, ebenfalls am 21. März, eine Frankenthalerin, die sich auf dem Weg von Gerolsheim in ihre Heimatstadt befand, mitten in die zusammenbrechende Kampffront. Sie beschreibt das Geschehen in einem Brief: „Inzwischen gab es Voralarm, und sogleich waren auch schon die Tiefflieger da - so schlimm wie noch nie. Ich bin bald verzweifelt. Mein Lebtag vergesse ich nie, was sich da auf der Gerolsheimer Landstraße abspielte; auf der einen Straßenseite unser zurückflutendes Militär, auf der anderen die vielen, vielen Flüchtlinge; dazu kamen noch gefangene Franzosen, die noch über den Rhein gebracht werden sollten. Sie schwenkten weiße Tücher wegen des Fliegerbeschusses und bewegten sich sehr schleppend, in der Absicht, von den Amerikanern eingeholt und befreit zu werden. ... Gegen 6 Uhr abends unternahm ich die Rückfahrt und geriet mitten in die zusammenbrechende Kampffront. Unterwegs mußte ich ungezählte Male wegen der Tiefflieger vom Fahrrad herunter und mit dem Kind in Deckung gehen. Die deutschen Soldaten waren immer sehr hilfsbereit. Wenn die Jabos (Jagdbomber) manchmal ganz schlimm herunterstürzten und schossen, stellten sie sich dicht um mich und das Kind, damit uns nichts passierte. In den Straßengräben, manchmal auch mitten auf der Fahrbahn, lagen brennende Autos; auch greulich zerfetzte Pferde, die bei plötzlichen Sturzangriffen der Jabos nicht mehr schnell genug in Deckung gebracht werden konnten. ... Vor Heßheim kam ein baumlang-er Hauptmann, ein älterer Mann schon mit grauen Haaren, ganz allein quer über das Feld zur Straße. Er trug keinen Helm und keine Waffe mehr. Auf der Brust baumelte eine Landkartentasche. Er starrte wie verstört aus tiefliegenden Augen stur geradeaus. Aufrechten Ganges schritt er seines Weges weiter, auch wenn Geschößgarben der Tiefflieger bei ihm einschlugen. Er schien wie eine Geistergestalt aus einer anderen Welt. ...“⁴²

Frontverlauf am 22. März 1945



Aus: *The XX Corps. Its History and Service in World War II. Kansas 1984*

Am Abend des 23. März hatten die Amerikaner problemlos die Besetzung der Rheinebene vollenden können. Den Wehrmachtverbänden verblieben nun nur noch kleine Brückenköpfe bei Ludwigshafen, Speyer, Germersheim und Maximiliansau, die noch in der gleichen Nacht voneinander getrennt wurden.

Dem nördlichsten dieser Brückenköpfe galt nun vor allem das Interesse der 3. US-Army, die Ludwigshafen von Westen und Norden her eingeschlossen hatte. Nachdem eine Kampfgruppe der 12. US-Panzerdivision die Verbindung zwischen der stark zerstörten Chemiemetropole und Speyer unterbrochen hatte, näherte sich der Kampf um Ludwigshafen rasch seinem Ende⁴¹. In seinem Tagebuch schildert der damals 14jährige Schüler Hermann Jung die Vorbereitungen zum Sturm auf die stark zerstörte Chemiestadt:

"21. März: 7.00 Uhr, die Amerikaner in Mutterstadt. Die Panzersperren werden vom Militär geschlossen, von Zivil geöffnet. Es ging ein paarmal hin und her, bis sie schließlich offen blieben. Abends rollten hier vier Königstiger an die Rehhütter Panzersperren. ...

22. März: Morgens 5.00 Uhr rückten die Nordamerikaner ein. Sehr viel Panzer. Die Panzersperre an der Rehhütte war geschlossen. Sie wurde von den Königstigern verteidigt. 2 US-Panzer wurden abgeschossen. Dann zogen sich die Deutschen nach Speyer zurück. Es schoß heftig. Die Kirche im Park wurde getroffen. ...

23. März: Es schoß den ganzen Tag über heftig. ... Hier fahren sehr viele Panzer durch. Ihre Zahl an Autos, Panzern usw. ist ungeheuerlich ..."⁴⁴

An diesem Tag griffen von Norden und Süden Kampfgruppen der 94. US-Infanteriedivision nach sehr starker Artillerievorbereitung die Stadt erneut an.

Nachdem sich am Morgen des 24. März 1945 die Angreifer in der Mitte der Stadt vereinigen konnten, erloschen die Kämpfe⁴⁵. Den Ludwigshafenern, die in der Stadt verblieben waren, bot sich, wie Waltraud Schäfer berichtet, „ein herzerreißender Anblick: die ausgehobenen Schützengräben zwischen Rheingönnheim und Mundenheim waren von den Amerikanern genommen worden. Jetzt kamen die deutschen Soldaten, die dort zur Verteidigung eingesetzt waren, die Königstraße herauf: junge Flakhelfer, Soldaten von Genesendenkompanien und ein paar aktive Soldaten. Verschmutzt, verwundet, mit ernsten Gesichtern, so zogen sie an uns vorbei ..."⁴⁶.

Dem Fall von Ludwigshafen folgte rasch die Einnahme von Speyer, so daß sich das Kriegsgeschehen nun ausschließlich auf den Süden der Pfalz konzentrierte. Während die 1. Armee die Bunker des Westwalls von Pirmasens bis zum Haardtrand sukzessiv räumte, war noch am Abend des 21. März 1945 dem XIII. SS-AK befohlen worden, eine „Aufnahmestellung am Ostrand des Pfälzer-Waldes aufzubauen"⁴⁷. Dies hatte sich jedoch als undurchführbar erwiesen, da die Soldaten der Führung entglitten waren. Kleine und kleinste Gruppen versuchten fluchtartig nach Osten zu entkommen. In dieser desolaten Lage griff man „zu rigorosen Mitteln“ und sperrte, wie der Stabschef des XIII. SS-Korps später berichtete, die „Germersheimer Rheinbrücke durch eine Offiziersstreife, die nur solchen Einheiten den Übergang gestattete, der taktisch begründet war“⁴⁸. Die regellose Flucht, die den ganzen Tag zu beobachten war, fand damit vorübergehend ein Ende.

Doch im Laufe des 23. März nahm der Kampf um den Brückenkopf Germersheim erheblich an Heftigkeit zu, und daher befahl am nächsten Tag der OB West die sofortige Räumung des Brückenkopfes⁴⁹. Währenddessen - dies unterstreicht besonders treffend das herrschende Führungschao - erging ein „Führerbefehl“, der die weitere Besetzung des äußersten Verteidigungsringes des Brückenkopfes und dessen Verteidigung bis zur letzten Patrone anordnete⁵⁰.

Trotz dieses „Führerbefehls“ wurden sämtliche Fahrzeuge auf das Ostufer des Rheines verlegt. Am Morgen des 24. März verließen die letzten Fahrzeuge den Brückenkopf, denn der Armeechef ließ nach einem Einbruch im südlichen Verteidigungsring die Brücke sprengen⁵¹.

Das letzte Reduit der Wehrmacht war damit der äußerste Südosten der Pfalz. Der Westwallbogen um Steinfeld blieb weiterhin besetzt, ebenso eine Nachhutstellung von Offenbach zum Westwall, um „die in diesem Abschnitt liegenden Fahrstellen Sondernheim - Leimersheim - Maximiliansau“ zu decken. Die Räumung dieses letzten pfälzischen Brückenkopfes endete am 24. März 1945. Zwei Tage später gelangte, als letzte geschlossene Einheit, das Artillerieregiment 89 östlich Sondernheims auf

das rechte Rheinufer. Am gleichen Tag kapitulierte südlich von Jockgrimm eine eingeschlossene Kampfgruppe.

Damit hatten die Alliierten, die bei Worms und Oppenheim bereits am 22. März auf das rechte Rheinufer gelangt waren, bis auf die Eroberung einer intakten Rheinbrücke die Kriegsziele der Operation Untertone erreicht. Nach nur dreizehn Tagen war damit der Kampf um das Saar-Mosel-Dreieck zu Ende, der letztlich zum Verlust der Masse der deutschen 7. Armee und zu den hohen personellen und materiellen Einbußen des deutschen AOK 1 geführt hatte. Die Verluste an Menschen und Material waren so hoch, daß selbst das alliierte Oberkommando über den verspäteten Rückzugsbefehl rätselte.

Es waren wohl weniger taktische Stupidität und Erobererkomplex, wie Eisenhower¹² wählte, sondern ausschließlich wirtschaftliche Notwendigkeiten, die Hitler bewegten, die Heeresgruppe in ihrer exponierten Lage zu belassen. Dies ergibt sich aus der Führerlagebesprechung vom 18. März, in der der Hitler Reichsminister Speer anwies, den Teilnehmern der Konferenz zu erläutern, was der Verlust der Saarkohle bedeuten würde. Die Auskunft Speers lautete, dies würde den Zusammenbruch noch beschleunigen¹³.

¹ Zitiert nach Albert Speer: *Erinnerungen*. Frankfurt, Berlin, Wien 1969, S. 444ff.

² Ebd., S. 582f., Anmerkung 7.

³ Klaus-Dieter Henke: *Die amerikanische Besetzung Deutschlands*. München 1995 (= Quellen und Darstellungen zur Zeitgeschichte. Hrsg. vom Institut für Zeitgeschichte. Bd. 27); S. 348.

⁴ Dwight D. Eisenhower: *Kreuzzug in Europa*. Amsterdam 1948, S. 428.

⁵ Ebd., S. 428f.

⁶ Ebd., S. 439.

⁷ Ebd., S. 441.

⁸ Ebd., S. 442.

⁹ Siehe hierzu den in diesem Band abgedruckten Beitrag von Gerd Rauland.

¹⁰ Dwight D. Eisenhower: *Kreuzzug in Europa*, a.a.O., S. 442.

¹¹ Bundesarchiv-Militärarchiv Freiburg, R 19 XII 27K. Kriegstagebuch Nr.4 (zitiert KTB/HGr. G), Anlagen Blatt 58.

¹² KTB/HGr. G, Blatt 58.

¹³ Geheim NOKW 535 vom 10.2.1945, abgedruckt in: Erich Kuby: *Das Ende des Schreckens. Dokumente des Unterganges*. Januar - Mai 1945. München 1961, S. 54.

¹⁴ Joseph Goebbels: *Tagebücher 1945. Die letzten Aufzeichnungen*. Gütersloh 1977, S. 201 (12. März 1945).

¹⁵ George S. Patton: *War as I knew it*. New York/Boston 1947, S. 254.

¹⁶ Vgl. Charles B. McDonald: *United States Army in World War II. The European Theater of Operations. The last Offensive*. Washington D.C. 1973, S. 244.

¹⁷ The XX Corps. *Its History and Service in World War II*. Halstead, Kansas 1984, S. 303.

¹⁸ Vgl. Albert Benary: *Die Berliner Bären-Division. Geschichte der 257. Infanterie-Division 1939 - 1945*. Bad Nauheim 1955, S. 94.

¹⁹ Charles B. McDonald: *The last Offensive*, a.a.O., S. 253.

²⁰ Ebd., S. 303.

²¹ W. Hauser, Generalmajor, Chef des Gen.St. der 1. Armee: Bericht über die Kampfhandlungen im Bereich der 1. Armee in der Zeit vom 10.2. - 24.3.1945; FMS-B-238, S. 22f. Bei den FMS (= Foreign Military Studies) handelt es sich um Niederschriften, die kriegsgefangene deutsche Offiziere im Auftrag der US-Historical-Division angefertigt haben. Sie befinden sich im Militärgeschichtlichen Forschungsamt der Bundeswehr in Potsdam. Albert Kesselring: *Soldat bis zum letzten Tag*. Bonn 1953, S. 352f.

- ²² Percy Ernst Schramm (Hrsg.): Kriegstagebuch des Oberkommandos der Wehrmacht (Wehrmachtsführungsstab) IV/2. Frankfurt 1961 (zitiert KTB/OKW), S. 1181.
- ²³ Dr. Beyer, General d. Inf., Komm.Gen. des LXXX. AK: Der Endkampf des LXXX. AK von der Marne bis zur Donau, FMS-B-082 S. 24; v. Gersdorf, Generalmajor, Chef des GenSt. der 7. Armee: Kämpfe der 7. Armee zwischen Westwall und Rhein vom 1. Febr. - 21. März 1945; FMS-B-123, S. 45.
- ²⁴ Vgl. Otto Karsch: Geschichte des Amtes Grumbach. Birkenfeld 1966, S. 88.
- ²⁵ v. Gersdorf: FMS-B-123, S. 46.
- ²⁶ v. Oriola, Generalleutnant, Komm. Gen. des XIII. AK: Bericht über „Feldzug Rheinland“, 18.2. - 21.3.1945: FMS-B-052, S. 28.
- ²⁷ Vgl. P. Hauser, Generaloberst der Waffen-SS, OB der H.Gr. C: Rheinland, Heeres-Gruppe „G“ 1945; FMS-B-600, S. 30.
- ²⁸ P. Hauser, FMS-B-600, S. 30. v. Gersdorf: FMS-B-123, S.40.
- ²⁹ P. Hauser: FMS-B-600, S. 30.
- ³⁰ Knies, Gen.d.Inf., Komm. Gen. des LXXXV. AK: Saar - Rhein - Pfalz, 21.1.1945 - 23.3.1945, FMS-B-121, S. 4.
- ³¹ Petersen, Gen.d.Inf., Komm.Gen., Gen.Kdo. XC. AK: XC. Korps, Kämpfe vom 20.3. - 6.5.45, FMS-B-507, S. 1.
- ³² W. Hauser: FMS-B-238, S. 24. P. Hauser: FMS-B-600, S. 34. Albert, Obersturmbannführer der Waffen-SS, Chef des Generalstabes des XIII. SS-AK: Kämpfe des XIII. SS-AK westlich des Rheins (13.1. - 25.3.1945), FMS-B-711, S. 33. Knies: FMS-B-121, S. 5.
- ³³ W. Hauser: FMS-B-238, S. 24 und vgl. Charles B. McDonald: The last Offensive, a.a.O., S. 260.
- ³⁴ Charles B. McDonald: The last Offensive, a.a.O., S. 258.
- ³⁵ Zitiert nach: ebd., S. 258.
- ³⁶ v. Gersdorf: FMS-B-123, S. 41.
- ³⁷ Heinrich Stuckert: Weidenthal. Die Geschichte eines Walddorfes. Weidenthal 1960, S. 86. P. Hauser: FMS-B-600, S. 35.
- ³⁸ Archiv des Instituts für pfälzische Geschichte und Volkskunde - Sammlung Kriegsende (R. Jäger).
- ³⁹ v. Gersdorf: FMS-B-123, S. 45.
- ⁴⁰ Charles B. McDonald, The last Offensive, a.a.O., S. 259.
- ⁴¹ Brief vom 10.4.1945 eines in der Pfalz eingesetzten deutschen Soldaten an seine Frau, den amerikanische Truppen erbeutet hatten. Wiedergegeben in engl. Sprache in: 103rd Infantry Division, G-2, Periodic Report v. 29.4.1945; NA, RG 407, World War II, Operations Reports, Box 14545 (Kopie im Archiv des Instituts für pfälzische Geschichte und Volkskunde - Sammlung Kriegsende).
- ⁴² Ich geriet in die zusammenbrechende Kampffront. In: Frankenthaler Hefte 1970, Heft 1, S. 27.
- ⁴³ Felber, Gen.d.Inf.: 7. Deutsche Armee. Kämpfe zwischen Westwall und Main (20. Febr. - 26. März 1945), FMS-B-831, S. 48.
- ⁴⁴ Institut für pfälzische Geschichte und Volkskunde - Sammlung Kriegsende - Rehhütte (H. Jung).
- ⁴⁵ KTB/OKW IV/2, S. 1197.
- ⁴⁶ Institut für pfälzische Geschichte und Volkskunde - Sammlung Kriegsende - Zuschrift von Walter Schäfer, Ludwigshafen.
- ⁴⁷ E. Albert: FMS-B-711, S.39 und P. Hauser: FMS-B-600, S. 37 nennen als Kräfte: Teile der 17. SS-Panzergrenadier-, der 347. Infanterie- sowie der 16. und 36. Volksgrenadierdivision.
- ⁴⁸ E. Albert: FMS-B-711, S. 39.
- ⁴⁹ Albert Kesselring: Soldat bis zum letzten Tag, a.a.O., S. 356. P. Hauser: FMS-B-600, S. 37.
- ⁵⁰ E. Albert: FMS-B-711, S. 47.
- ⁵¹ E. Spiwoks/H. Stöber: Endkampf zwischen Mosel und Inn. Osnabrück 1967, S. 168. E. Albert: FMS-B-711, S. 50.
- ⁵² Dwight D. Eisenhower: Kreuzzug in Europa, a.a.O., S. 441 f.
- ⁵³ Albert Speer: Erinnerungen, a.a.O., S. 444.

Bekanntmachung

Betr.: Müllabfuhr

Ab Dienstag, den 1. Mai 1945 wird mit der regelmäßigen Abfuhr des Mülls begonnen. Die Abfahrzeiten regeln sich nach folgendem Plan:

- Montag: Rotes Fünftel
Dienstag: Grünes Fünftel
Mittwoch: Blaues Fünftel (ohne Pfaffenberg)
Donnerstag: Weißes Fünftel (ohne Siedlung Saarbrücker Straße)
Freitag: Gelbes Fünftel (mit Linden- und Engelshof sowie Kaisersmüllerfeld)
Samstag: Pfaffenberg, Siedlung Saarbrücker Straße, Bahnheim u. Lothringer Dell

Die Bevölkerung wird darauf hingewiesen, daß die Ablagerung des Mülls auf den Straßen und öffentlichen Plätzen ab sofort verboten ist.

Kaiserslautern, den 26. April 1945

Der Oberbürgermeister

DAS ENDE DES ZWEITEN WELTKRIEGES IN KAISERSLAUTERN

VON GERD RAULAND

Als Deutschland am 8. Mai 1945 kapitulierte und damit der Zweite Weltkrieg in Europa zu Ende war, funktionierte in Kaiserslautern die Müllabfuhr bereits seit einer Woche wieder, und in Maueranschlägen wurde die Bevölkerung darauf aufmerksam gemacht, daß das Ablagern von Schutt auf den Straßen und öffentlichen Plätzen verboten sei.¹ Sieben Wochen vorher, am 20. März 1945, war die Stadt von den Amerikanern eingenommen worden, und inzwischen befand sie sich schon fast wieder auf dem Weg zur Normalität, soweit unter den spezifischen Bedingungen, wie sie eine Besatzung mit sich bringt, davon die Rede sein kann. Unter der strengen Aufsicht der amerikanischen Militärbehörden bemühten sich Persönlichkeiten der ersten Stunde wie Emil Pflieger, Dr. Rudolf Reeber², der am 11. Mai zum Oberbürgermeister ernannte Alex Müller³ oder auch der spätere Landtagsabgeordnete Eugen Hertel⁴ die drängendsten Probleme zu meistern. In erster Linie galt es, die Versorgung der Bevölkerung - insbesondere die Ernährung - sicherzustellen und für das Wohnungsproblem erträgliche Lösungen zu finden. Der Handlungsspielraum war denkbar gering, und im wesentlichen bestand die Funktion dieser Männer, die von den Amerikanern in die Pflicht genommen worden waren, darin, deren Anordnungen durch- und umzusetzen und der Bevölkerung zu vermitteln.⁵

Requisitionen von Wohnungen und Sachgütern waren an der Tagesordnung und nahmen schließlich einen solchen Umfang an, daß Bürgermeister Pflieger formell dagegen bei den Amerikanern protestierte - freilich ohne den geringsten Erfolg.⁶

So gab es zunächst nur den sich kontinuierlich verschärfenden Mangel zu verwalten, und eine Verbesserung der Versorgungslage war nicht in Sicht, zumal mehr als fünf Jahre Luftkrieg die wirtschaftlichen, verkehrstechnischen, energieverorgungstechnischen und auch die meisten sonstigen infrastrukturellen Voraussetzungen für eine funktionierende Güterproduktion gründlich ruiniert hatten.⁷ Von Beginn an bekam Kaiserslautern den Krieg unmittelbar zu spüren. Am 9. September 1939 um 4 Uhr 45 meldeten die Sirenen erstmals Fliegeralarm.⁸ Als am 20. September der erste Kaiserslauterer Gefallene, der Schütze Paul Mühlen, zu Grabe getragen wurde, ehrten noch „Kreisleitung, Stadt und Wehrmacht sowie Werkschar und Betriebsführung der Firma Pfaff“⁹ das Opfer, eine Aufmerksamkeit, die später rasch nachließ.

Die ersten Bomben trafen die Stadt in den frühen Morgenstunden des 23. Mai 1940. Sie richteten nicht unerhebliche Schäden an der 23er-Kaserne an.¹⁰ Von nun an mußten die Kaiserslauterer bis zum Kriegsende mit dieser Bedrohung leben, wenngleich sich die Verluste an Menschen und die materiellen Schäden zunächst in Grenzen hielten. Zum Schicksalsjahr der Stadt wurde 1944: Bei drei schweren Bombenangriffen - am 7. Januar, am 14. August und am 28. September - versanken große Teile Kaiserslauterns in Schutt und Asche. Weit über 500 Menschen verloren bei den Luftangriffen des Zweiten Weltkrieges ihr Leben.¹¹ Die wichtigsten Industrieanlagen, die Energieversorgungs-einrichtungen, die Bahnanlagen sowie zahlreiche öffentliche Gebäude wurden stark in Mitleidenschaft gezogen oder gar vernichtet. Eine Statistik vom 1. Mai 1945 verzeichnet Schäden an insgesamt 4197 Häusern, 941 davon werden dort als total zerstört registriert. Der Zerstörungsgrad der Stadt belief sich auf etwa 60%.¹²

In den letzten drei Monaten hatten ihre Bewohner besonders unter den ständig präsenten Jagdbomben zu leiden, die mit ihren Bordwaffen auf alles schossen, was sich bewegte, und sich so zu einer permanenten Gefahr für Leib und Leben entwickelten. Bei zahlreichen Einzelangriffen bombardierten die Alliierten noch in dieser letzten Phase erfolgreich etwa die G.M. Pfaff-Werke, das Guß- und Armaturenwerk, das Elektrizitätswerk und das Gaswerk¹³, wodurch noch einmal Produktionsressourcen



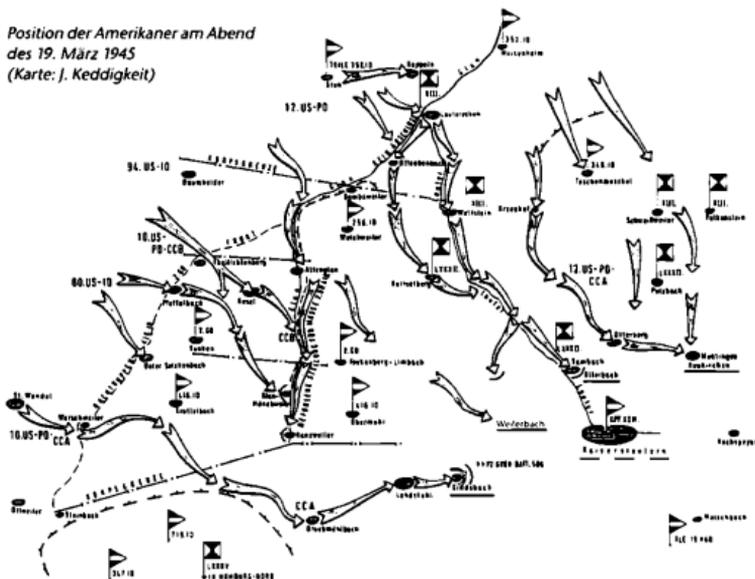
Kaiserslautern: Zerstörung des Stadtkerns rund um die "Wartburg" nach dem Großangriff vom 14. August 1944.



Kaiserslautern: Stadtteil Kotten mit Apostelkirche nach dem Großangriff vom 28. September 1944.

vernichtet und der Neuanfang nach dem Ende erheblich erschwert wurden. Trotz der insgesamt schrecklichen Bilanz hat Kaiserslautern am Ende des Krieges großes Glück gehabt. Auf Grund der militärischen Entwicklung in der Pfalz geriet die Stadt, die vorher in den strategischen Überlegungen beider Kriegsparteien eine eher untergeordnete Rolle gespielt hatte, im März unversehens in den Mittelpunkt des Interesses der Amerikaner und der Deutschen. In der veränderten Angriffsplanung der Alliierten avancierte die Kaiserslauterer Senke zum operativen Angriffsziel im Verlauf der sogenannten „Operation Undertone“, weil der weitere Vorstoß in die Rheinebene durch dieses Nadelöhr erfolgen mußte.¹⁴ Aus Sicht der Wehrmacht gewann die Stadt eine gesteigerte strategische Bedeutung in dem Moment, wo der viel zu lange hinausgeschobene Rückzug der 1. Armee unvermeidlich geworden war. Denn: „... nun war das Offenhalten der Straßen von Kaiserslautern nach Osten und Süden die Grundvoraussetzung für das Gelingen eines sich anbahnenden Gesamtrückzuges der Heeresgruppe.“¹⁵ Zwei Divisionen sollten aus diesem Grunde in den Raum Kaiserslautern verlegt werden. Für die Stadt erwuchs aus diesem Szenarium eine außerordentlich große Gefahr, denn: „Auf Grund seiner geographisch-strategischen Lage war Kaiserslautern zum ‚Eckpfeiler‘ des Widerstands bestimmt, wenn die Westarmee auf den Rhein zurückging!“¹⁶ Der vor Ort zuständige Kampfkommandant, Oberst Wilhelm Böhm, hatte ganz unabhängig davon aus einer grundsätzlich anderen Befehlslage heraus zu agieren. Er war dem Befehlshaber des Ersatzheeres unterstellt und mußte infolgedessen von der Wehrmacht keinerlei Weisungen entgegennehmen. Gemäß einem nach wie vor gültigen Führerbefehl vom März 1944 hatte er die ihm unterstellte Stadt bis zum letzten Mann zu verteidigen.¹⁷ Die strategischen Planungen der Armeeführung brauchten ihn überhaupt nicht zu interessieren. Vielmehr standen ihm zur Erfüllung seines Auftrags weitrei-

Position der Amerikaner am Abend des 19. März 1945
(Karte: J. Keddigkeit)



chende Befugnisse zu: „Seine Stellung war herausgehoben: Um sich in jeder Lage durchzusetzen, hatte er das Recht und die Pflicht, sich alles unterzuordnen und dazu vor keinem Mittel zurückzuschrecken. „Herr über Leben und Tod! So kennzeichneten ihn die Befehle.“¹⁸

Die Stadtkommandantur residierte in der „Villa Ritter“ nahe der Landesgewerbeanstalt (heute: Pfalz-galerie). Von dort aus wurden seit Februar die Vorbereitungen für die Verteidigung der Stadt voran-getrieben. Die Organisation dieser Arbeiten lag in Händen von Hauptmann Arthur Seibert, der An-fang des Monats zur Wehrmachtkommandantur beordert worden war. Bis zu 500 Personen standen ihm täglich für Schanzarbeiten zur Verfügung. An den großen Zufahrtsstraßen wurden Panzersper-ren angelegt, Geschützstände gebaut, und wichtige Brücken wurden für die Sprengung präpariert.¹⁹ Der Abwehrkampf sollte sich auf mehrere Flakbatterien stützen, die Böhm im Bodenkampf einzuset-zen beabsichtigte. Ferner standen eine Pioniereinheit und die wenigen Kräfte der örtlichen Wehrmacht-dienststellen und der Polizei sowie der Volkssturm zur Verfügung.²⁰ Ungeachtet all der offenkundigen Unzulänglichkeiten, was Stärke und Bewaffnung anging, und der völligen Aussichtslosigkeit des geplanten Unterfangens angesichts der gegnerischen Überlegenheit, wurden bis kurz vor dem Ende Planspiele absolviert, die vorsahen, die Stadt fünf bis sechs Tage lang zu halten.²¹ Böhm sei von seiner Aufgabe fanatisch erfüllt gewesen, urteilte später Oberst Paul Esser als direkter Zeuge des Geschehens und belegt dies mit den folgenden Worten Böhms: „Ich werde Kaiserslautern bis zum letzten Stein verteidigen! Das sind wir dem Führer schuldig.“²²

Am 19. März mußte Böhm freilich feststellen, daß alle seine Planungen obsolet geworden waren. Ohne sein Wissen hatte die Wehrmacht sowohl die Pioniereinheit als auch die Flakbatterien abgezo-gen. Inzwischen glaubte man dort nicht mehr daran, die Amerikaner hier aufhalten zu können, und für die Verteidigung der Stadt als solcher, ohne daß zugleich daraus wenigstens eine kleine Atempau-se für den Rückzug des Heeres resultierte, wurde keine Unterstützung gewährt. Auch die beiden Divisionen, die in den Planspielen immer eine Rolle gespielt hatten, trafen nie in Kaiserslautern ein, weil sie vorher aufgegeben worden waren, und auch die 19. Volksgrenadierdivision, die ersatzweise in den Raum Kaiserslautern beordert worden war, erreichte ihren Zielort nicht mehr.²³

Böhm beauftragte angesichts dieser Lage den ihm im Rang nachfolgenden Oberst Paul Esser aus den durch die Stadt in Richtung Rhein zurückflutenden Truppen der 1. Armee Soldaten und Waffen her-auszulösen, um sie im Kampf um Kaiserslautern einsetzen zu können. Dieses Recht stand ihm als Kampfkommandant zu. Aber Essers Mission scheiterte vollständig,²⁴ und somit blieb zur Vertei-digung gegen die amerikanischen Panzereinheiten im wesentlichen nur noch der Volkssturm - Kinder, Alte, Invaliden und Kranke. Gleichwohl war der absolute Durchhaltebefehl vom Chef des Stabes der Armee an diesem Tage in einem Telefonat mit Böhm noch einmal bekräftigt worden. Und auf einen am Nachmittag an das Stellvertretende Generalkommando in Wiesbaden gerichteten Funkspruch, in dem Böhm die Lage schilderte und um Befehle bat, kam zunächst gar keine und dann nachts, als Böhm sich schon zurückgezogen hatte, die lapidare Antwort: „Wir haben ihren Funkspruch erhalten. Heil Hitler.“²⁵ Ungeachtet dieser Entwicklung gingen die Vorbereitungen im Wehrmachtsbunker in der Lauterstraße, in den mittlerweile der Stab der Kommandantur umgezogen war, im Laufe des Nachmittags weiter. Esser berichtet: „Der Kommandant glühte wie immer vor Passion. Mit harten Worten sprach er aus, gegen Abend zwei zum Tode verurteilte Soldaten erschießen zu lassen. Offen-bar wollte er am Vorabend des Kampfes die damit einsetzende Härte demonstrieren.“²⁶ Und als gegen 20 Uhr Oberbürgermeister Richard Imbt und Kreisleiter Blum im Wehrmachtsbunker erschie-nen und noch einmal bekräftigten, daß die Stadt bis auf den letzten Mann verteidigt werden müsse, sei in ihrer Gegenwart auch Böhm dieser Meinung gewesen. Ansonsten habe er aber nur noch wenig Verständnis für die Verteidigung der Stadt gezeigt, so die Aussage des Hauptmanns Seibert.²⁷ Zur gleichen Zeit ließen übrigens die erwähnten NS-Funktionäre in den Stollen und Felsenkellern, in denen die Bevölkerung in Erwartung des Entscheidungskampfes Zuflucht gesucht hatte, bekannt ge-ben, daß der vormalige Stadtkassendirektor Emil Pfleger ab sofort die Geschäfte des Oberbürgermei-sters übernehmen werde und daß dieser ermächtigt sei, die Stadt kampfflos zu übergeben. Sie selbst suchten anschließend schleunigst das Weite.²⁸

Am Nachmittag des 19. März war der Volkssturm einberufen und in die vorbereiteten Stellungen

kommandiert worden mit dem Auftrag, die Panzersperren zu schließen, ein Befehl, der nur noch vereinzelt ausgeführt wurde, weil viele „Volksstürmer“ die Unsinnigkeit ihres Handelns begriffen.²⁹ Unterdessen waren die amerikanischen Panzer auf drei Seiten bis an die Tore der Stadt vorgerückt. Im Laufe des 19. März hatten sie Landstuhl eingenommen, ihren Vormarsch aber in Kindsbach für diesen Tag beendet. Andere Einheiten erreichten von Schwedelbach kommend gegen 18 Uhr den Ortseingang von Weilerbach, wo zwei Panzer von deutschen Geschützen getroffen wurden. Darüber hinaus stießen sie dann aber nicht mehr auf Widerstand. Die Amerikaner waren nur noch einen Steinwurf entfernt, als deutsche Nachhuteinheiten am Abend ein riesiges Munitionslager zwischen Weilerbach und Rodenbach sprengten.³⁰ Der grell erleuchtete Himmel und die Detonationen wurden in Kaiserslautern sehr wohl wahrgenommen und kündigten das Herannahen der Alliierten an. Noch in der Nacht setzten diese ihren Vormarsch über Rodenbach und Siegelbach nach Erfenbach fort. „Es war Punkt 23 Uhr auf der Rathausuhr, als die ersten Feindpanzer beim Schulhaus anrollten und dann kurz vor dem Rathaus Halt machten.“³¹ Auch durch das Lautertal bewegten sich an diesem Abend schon amerikanische Panzerverbände auf Kaiserslautern zu.³²

Der Kampf um die Stadt Kaiserslautern bzw. um das „Kaiserslautern gap“ war in den amerikanischen Planungen aber offenbar erst auf den 20. März terminiert, denn überall beendeten sie am späten Abend ihren Vormarsch und ermöglichten dadurch noch vielen deutschen Soldaten den Rückzug.³³ Im Kaiserslauterer Wehrmachtsbunker vollzog sich in dieser Nacht eine dramatische Entwicklung. Darüber und über die Vorgänge am Morgen des 20. März liegen mehrere Augenzeugenschilderungen vor, die sich zum Teil widersprechen und die später zu heftigen Kontroversen geführt haben, von denen noch die Rede sein wird.³⁴ Bekannt war, daß die Alliierten Kaiserslautern im Norden vollständig eingeschlossen hatten. Wie es im Westen aussah, wußte man spätestens, als der Divisionsstab der 416. Infanteriedivision, der sich auf Schleichwegen durch den Reichswald geschlagen hatte, gegen Mitternacht in Kaiserslautern ankam.³⁵ Ob Böhm selbst mit dem Stabschef, Major Bold, zusammengetroffen ist und dessen Lageschilderung zur Kenntnis nehmen konnte, ist nicht eindeutig festzustellen.³⁶ Esser berichtet - allerdings ohne eine Uhrzeit zu nennen -, daß sich der Kommandant in seine Kojе zurückgezogen habe, um zu schlafen. Böhm unternahm in dieser Nacht einen Selbstmordversuch, an dessen Folgen er am nächsten Tag starb, ohne das Bewußtsein wiedererlangt zu haben. Er wurde am Morgen entdeckt, als er geweckt werden sollte, nachdem gemeldet worden war, amerikanische Panzer würden gegen die Stadt anrücken.³⁷ Seine Funktion als Kampfkommandant übernahm für wenige, aber entscheidende Stunden Oberst Paul Esser.

Essers Bericht enthält eine ausführliche Schilderung seines Gewissenskampfes zwischen militärischer Gehorsamspflicht und Verantwortungsbewußtsein für die Bewohner der Stadt. Für den Fall der kampflosen Kapitulation sei seine Familie von Sippenhaft bedroht gewesen. Dennoch habe er sich schließlich dazu durchgerungen, die besetzten Stellungen räumen zu lassen und im Bunker die Ankunft der Amerikaner zu erwarten, nicht ohne auf Widerspruch bei einigen der anwesenden Offiziere zu stoßen.³⁸

Eine etwas abweichende Darstellung der Ereignisse gibt Polizeihauptmann Willy Geppert, der sich zusammen mit 500 bis 700 Menschen ein paar hundert Meter weiter westlich im Burggrabenbunker aufhielt. Als er bemerkt habe, so berichtet er später, daß vor seinem Stollen Soldaten mit Panzerfäusten in Stellung gegangen seien, habe er zweimal energisch beim Kommandanten vorstellig werden müssen, bevor dieser endlich bereit gewesen sei, den Rückzugsbefehl zu erteilen. Er habe daraufhin über dem Bunkereingang eine aus einem Bett-Tuch gebastelte weiße Fahne gehißt und sei anschließend in die Stadt gefahren, um den Amerikanern mitzuteilen, daß keine Kampfhandlungen zu erwarten seien.³⁹ Zu diesem Zeitpunkt war freilich der Einmarsch längst erfolgt.

Vom Einsiedlerhof her kommend hatten sich die Amerikaner am frühen Morgen auf die Stadt zu bewegt. Und auf der Autobahn, die damals bei Ramstein begann, lieferten sich die Fahrzeuge der 80. US-Infanteriedivision und der 10. US-Panzerdivision ein Wettrennen auf dem Weg nach Kaiserslautern: „Before Kaiserslautern was captured however, forces of both the Tenth Amored and 80th Infantry Division raced eastward on all four lanes of Hitlers famed Autobahn in an effort to be the first to enter that city.“⁴⁰ Daß noch in der Nacht zuvor die Autobahnbrücke über das Lautertal von der



Kaiserslautern: Die gesprengte Autobahnbrücke über das Lautertal



Kaiserslautern: Sieger und Besiegte am 21. 3. 1945

Technischen Nothilfe gesprengt worden war⁴¹, konnte das Vordringen der Panzer nicht nennenswert verzögern. Das Hindernis wurde einfach umfahren, und im übrigen erfolgte der Einzug in die Stadt über die Saarbrücker Straße (heute: Pariser Straße). Vor den Augen der Amerikaner sprengten einige ganz Eifrig noch eine ganze Reihe von Brücken und Eisenbahnviadukten, darunter auch die Straßenbrücke über die Bahnlinie an der Saarbrücker Straße. Dadurch wurden die eindringenden Verbände zum Abdrehen nach Süden gezwungen. Am Gas- und am Gußwerk vorbei gelangten sie schließlich durch das Viadukt am Elektrizitätswerk ins Stadttinnere, nachdem auch die Pfaffbrücke noch kurz zuvor in die Luft geflogen, und die Eisenbahnüberführung an der Pirmasenser Straße ebenfalls unpassierbar war.⁴² Während die 10. US-Panzerdivision ihren Vormarsch unverzüglich fortsetzte, übernahm die 80. Infanteriedivision die Besetzung der Stadt. Sie fuhr südlich an der Stadt vorbei und drang dann aus verschiedenen Richtungen in die Innenstadt vor, ohne auf nennenswerten Widerstand zu stoßen, nachdem glücklicherweise einige Pak-Bedienungen ihre Geschütze in letzter Minute gesprengt hatten und im Wald verschwunden waren, anstatt den Kampf aufzunehmen.⁴³ Nachdem es lange so ausgesehen hatte, als ob Kaiserslautern in einer sinnlosen Verteidigungsschlacht geopfert werden würde, war nun bei der Besetzung der Stadt kaum ein Schuß gefallen. Eine Feindaufklärungseinheit der 80. Infanteriedivision schlug ihr Hauptquartier an der Fruchthalles Allee, wo zunächst auch die beim Durchkämmen der Häuser oder auf der Straße gefangenen ehemaligen Soldaten und Offiziere konzentriert wurden. Wie sich allerdings die Kapitulation bzw. die Übergabe der Stadt und die Gefangennahme der Wehrmachtbunkerbesatzung letztlich genau abspielte, liegt trotz vorliegender Berichte von deutscher und amerikanischer Seite weitgehend im Dunkeln und scheint nicht mehr rekonstruierbar zu sein.⁴⁴

Die Menschen, die sich allmählich aus den Schutzräumen wagten, konnten bald nach Hause gehen und durften wegen einer sofort verhängten Ausgangssperre danach ihre Wohnungen nicht mehr verlassen. Unverzüglich begannen die Beschlagnahmungen von Wohnungen durch die Besatzungsmacht, wobei den Betroffenen oft nur ein paar Minuten Zeit gelassen wurde, um das Nötigste zusammenzupacken. Noch am gleichen Vormittag erschienen amerikanische Offiziere in der Wohnung von Emil Pflieger und fragten ihn, ob er mit ihnen zusammenarbeiten wolle, was dieser bejahte.⁴⁵ So glimpflich letzten Endes alles verlaufen sein mag, so hat es doch auch eine Reihe von Übergriffen gegeben, die nicht unerwähnt bleiben dürfen. Verschiedentlich wird von Vergewaltigungen berichtet, ohne daß dies im einzelnen zu verifizieren wäre.⁴⁶ Andererseits besteht kein Grund an diesen Aussagen zu zweifeln, zumal zu belegen ist, daß die amerikanischen Dienststellen das Problem kannten. Auf eine entsprechende Vorsprache Pfliegers hin erklärten sie nämlich, alles dagegen tun zu wollen, ergänzten aber, „es sei noch Krieg und da ließe sich nicht alles vermeiden.“⁴⁷ Dies galt wohl genauso für wilde Plünderungen, die immer öfter vorkamen und die keineswegs nur von den befreiten Fremdarbeitern begangen wurden, sondern ebenso von Deutschen und amerikanischen Soldaten.⁴⁸ Im Grubentälchen wurde ein Kriegsgefangenenlager eingerichtet, in dem die auf engstem Raum zusammengepferchten Soldaten unter freiem Himmel auf den Abtransport in die Gefangenschaft warten mußten.⁴⁹

Trotz solcher unschöner Vorkommnisse sind die Kaiserslauterer relativ günstig davongekommen, wieweillich manch ein individuelles Schicksal einen tragischen Verlauf genommen haben mag. Sowohl Oberst Esser als auch Hauptmann Seiibert waren übereinstimmend berichtet, daß ihnen beim Verhör von einem amerikanischen Offizier mitgeteilt worden sei, am Morgen des 20. März hätten in Metz 200 Flugzeuge bereitgestanden, um im Falle eines nennenswerten Widerstandes den Panzerverbänden den Weg freizubomben. Ob es sich dabei um Siegerlatein handelte, muß dahingestellt bleiben. Jedenfalls sind keine anderen Quellen bekannt, die diesen Sachverhalt bestätigen würden. Aber ganz unabhängig davon besteht kein Zweifel darüber, daß die amerikanischen Panzer in Kaiserslautern keinen Stein auf dem anderen gelassen hätten, wenn es zum Verteidigungskampf gekommen wäre.

Nach dem Krieg ist jahrzehntelang diskutiert worden, wem denn nun die Rettung Kaiserslauterns zu verdanken sei. Braun-Rühling, der die Vorgänge zuerst beschrieben hat, ließ ganz allein Oberst Böhm die Ehre zukommen und versicherte ihm im Namen der Stadt „für immer ein ehrendes Andenken“⁵⁰,

was angesichts des noch bis zum letzten Moment „fanatisch geäußerten Kampfeswillens“²¹ und in Anbetracht des gesamten Auftretens Böhm in seiner Funktion als Kampfkommandant etwas verwegen erscheint. Braun-Rühling stützt sich nicht nur ausschließlich auf die spekulative und wohl im Kern falsche Aussage Seiberts, Böhm habe in trostloser Lage resigniert, nachdem ihm seine Bitte um Entbindung vom Verteidigungsbefehl abgeschlagen worden sei.²² Er läßt vor allem völlig außer Acht, daß mit Böhm Abgang ja noch gar nichts gewonnen war. Vielmehr hat Böhm sich einer Entscheidung entzogen und damit die Verantwortung auf Esser abgewälzt.

Sicherlich ist die Schilderung Essers von subjektiven Interessen geprägt, auch nicht ganz widerspruchsfrei und insofern kritisch zu analysieren. Dennoch hat er berechtigterweise später energisch an seine Rolle erinnert und mit Braun-Rühling einen erbitterten Streit ausgefochten, ohne daß dieser freilich auch nur einen Fingerbreit von seiner Position abgegangen wäre. Vielmehr hat Braun-Rühling jeden Klärungsvorschlag Essers konsequent ignoriert.²³

Schließlich hat auch noch Geppert seine Ansprüche als „Retter“ der Stadt in seinem Bericht deutlich anklingen lassen.²⁴

Entscheidend dürfte allerdings letztlich die glückliche Entwicklung der Gesamtumstände gewesen sein. Dazu gehört nicht nur, daß alles fehlte, was zu einer Verteidigung erforderlich gewesen wäre - nämlich Menschen und Waffen -, sondern auch, daß von keiner Seite mehr ein echtes Interesse an einer Verteidigung bestand. Wie andernfalls der viel bemühte Gewissenskonflikt zwischen „soldatischer Pflicht“ und Menschlichkeit entschieden worden wäre, muß offen bleiben.

Die Wehrmachtsspitze scheint jedenfalls selbst noch in dieser Phase davon überzeugt gewesen zu sein, daß auch die zynischsten, wider alle Vernunft gerichteten Befehle befolgt würden: Im Wehrmachtbericht vom 21. März ist von „schweren Kämpfen“ in Kaiserslautern die Rede.²⁵

¹ Vgl. die Bekanntmachung vom 26. April 1945. Original im Stadtarchiv Kaiserslautern, künftig zit. als: STA KL.

² Vgl. Bekanntmachung vom 3. April 1945. Original im STA KL.

³ Zur Bestellung Alex Müllers vgl. die Bekanntmachung vom 11. Mai 1945. Original im STA KL.

⁴ Vgl. dazu Hertels eigene Darstellung seiner Rolle in Eugen Hertel: Ein Leben für Freiheit und Sozialismus. Kaiserslautern 1966, S. 138ff.; auszugsweise abgedruckt in Teil 2 dieses Buches.

⁵ Vgl. den Bericht Emil Pflegers. STA KL A II 241/3 „Einzug der Amerikaner. Berichte“; künftig zit.: Pflieger; abgedruckt in Teil 2 dieses Buches.

⁶ Vgl. ebd., S. 3.

⁷ Vgl. Kriegstagebuch 1939-1941. Gesammelt und geführt von Gretel Wagner. Kaiserslautern 1941. Nachtrag: Erhebungen bei der Kaiserslauterer Industrie für die Zeit von 1945 - 1948, S. 146f. Das Original befindet sich im STA KL. Künftig zit.: „Kriegstagebuch“.

⁸ Vgl. ebd., S. 2.

⁹ Vgl. ebd., S. 4.

¹⁰ Vgl. ebd. S. 19.

¹¹ Vgl. Max Braun-Rühling: Eine Stadt im Feuerregen. Kaiserslautern 1953. Im Anhang ab S. V ff. führt Braun-Rühling 481 amtlich erfaßte Opfer namentlich auf, weist aber darauf hin, daß insgesamt weitaus mehr Menschen getötet wurden.

¹² Vgl. Stadtgeschichtliche Aufzeichnungen 1944-1947 von Gretel Wagner, S. 13. Künftig zit.: „Stadtgeschichtliche Aufzeichnungen“. Das Original befindet sich im STA KL. Die in der dortigen Schadenszusammenstellung abgedruckten Zahlen sollten nur als Annäherungswerte betrachtet werden. Zur Problematik der Schadensstatistiken vgl. auch Braun-Rühling, a.a.O., S. 92ff.; vgl. ebenfalls „Kriegstagebuch“, a.a.O., S. 146f.

¹³ Vgl. Braun-Rühling, a.a.O., S. 85ff.; vgl. ebenfalls Adreßbuch der Stadt Kaiserslautern. Kaiserslautern 1949, S. 16f.

¹⁴ Zu der militärischen Entwicklung vgl. Jürgen Keddigkeit: Kaiserslautern im Frühjahr 1945 - Alliiertes Operationsziel und Eckpfeiler des deutschen militärischen Widerstands? In: Jahrbuch zur Geschichte von Stadt und Landkreis Kaiserslautern, Bd. 24/25, Otterbach 1988, S. 201ff.

- ¹⁵ Ebd., S. 205.
- ¹⁶ Bericht von Oberst Paul Esser. STA KL A II 241/1 „Korrespondenz Esser“; künftig zit.: Esser; abgedruckt in Teil 2 dieses Buches.
- ¹⁷ Vgl. Keddigkeit, a.a.O., S. 211.
- ¹⁸ Esser, a.a.O.
- ¹⁹ Vgl. den Bericht Arthur Seiberts in: Braun-Rühling, a.a.O., S. 71; künftig zit.: Seibert; vgl. ebenfalls den Bericht Willy Gepperts. STA KL A II 241/3 „Einzug der Amerikaner. Berichte“; künftig zit.: Geppert; auszugsweise abgedruckt in Teil 2 dieses Buches.
- ²⁰ Vgl. Esser, a.a.O.
- ²¹ Vgl. Geppert, a.a.O.
- ²² Esser, a.a.O.
- ²³ Vgl. dazu Keddigkeit, a.a.O., S. 212 und ebd. Anm. 38, S. 216; vgl. ebenfalls Geppert, a.a.O.
- ²⁴ Vgl. Esser, a.a.O.
- ²⁵ Vgl. ebd.
- ²⁶ Ebd.; die Todesurteile wurden allerdings nicht vollstreckt.
- ²⁷ Vgl. Seibert, a.a.O., S. 71.
- ²⁸ Vgl. Pfleger, a.a.O.
- ²⁹ Vgl. „Stadtgeschichtliche Aufzeichnungen“, a.a.O., S. 17.
- ³⁰ Vgl. Reinhard Blauth: Reichswaldorf Weilerbach. Weilerbach 1964, S. 327ff. Blauth behauptet, die amerikanischen Truppen hätten ihren Vormarsch erst am nächsten Tag fortgesetzt und am Dorfrand von Weilerbach gelagert. Das kann aber nur für Teile gelten, denn am Abend wurden noch Siegelbach und Erlfenbach eingenommen. Vgl. dazu Anm. 31.
- ³¹ Ludwig Mahler: Erfenbach einst und jetzt. 1143- 1963. Erfenbach [1963], S. 305f.
- ³² Vgl. ebd., S. 306.
- ³³ Vgl. Keddigkeit, a.a.O., S. 208.
- ³⁴ Im Wehrmachtbunker waren anwesend Esser und anfangs Seibert. Im nahegelegenen Burggrabenerbunker befand sich Geppert. Vgl. die entsprechenden Berichte, a.a.O.
- ³⁵ Militärgeschichtliches Forschungsamt, Potsdam - Foreign Military Studies, Bold, Kämpfe der 416. Infanteriedivision ab 16.2. bis 6.5.1945, FMS-B-347, S.18.
- ³⁶ Vgl. ebd. Zwar heißt es dort, der Stab sei „beim Stadtkommandanten“ eingetroffen. Es gibt aber keinerlei Hinweise darauf, mit wem Bold Kontakt hatte. Weder Esser noch Seibert erwähnen in ihren Berichten die Ankunft. Vgl. dort, a.a.O.
- ³⁷ Vgl. Esser, a.a.O.; vgl. ebenfalls die anders akzentuierte und bewertende Schilderung Seiberts, a.a.O.
- ³⁸ Vgl. Esser, a.a.O.
- ³⁹ Vgl. Geppert, a.a.O.
- ⁴⁰ Lester M. Nichols: Impact. The battle story of the Tenth Amored Division. New York 1954, S. 199.
- ⁴¹ Vgl. dazu den Bericht von Monteur Frölich, STA KL ZGD „Kriegsende“. Künftig zit.: Frölich. Abgedruckt in Teil 3 dieses Buches. Frölich spricht zwar irrtümlich von der Waschmühlalbrücke. Aus dem Zusammenhang geht aber eindeutig hervor, daß nur die Lautertalbrücke gemeint sein kann. Im übrigen blieb die Waschmühlalbrücke unzerstört.
- ⁴² Vgl. ebd.; vgl. ebenfalls Seibert, a.a.O., S. 73; vgl. ebenfalls „Stadtgeschichtliche Aufzeichnungen“, a.a.O., S. 18.
- ⁴³ Vgl. den Bericht von Jacob Wetzler in: Braun-Rühling, a.a.O., S. 74; abgedruckt in Teil 2 dieses Buches.
- ⁴⁴ Vgl. Esser, a.a.O; vgl. ebenfalls den Artikel vom 22. März in: The Stars and Stripes. Daily Newspaper of U.S. Armed Forces in the European Theater of Operations. Paris Edition; abgedruckt in Teil 2 dieses Buches.
- ⁴⁵ Vgl. Pfleger, a.a.O.
- ⁴⁶ Vgl. Frölich, a.a.O.; vgl. ebenfalls in Teil 2 dieses Buches, Tagebuch von Gertrud Kremser, den Eintrag vom 23. März 1945 und in Teil 3 die Schilderung von Presser.
- ⁴⁷ Pfleger, a.a.O.

⁴² Vgl. ebd.; vgl. ebenfalls „Stadtgeschichtliche Aufzeichnungen“, a.a.O., S. 21.

⁴³ Vgl. ebd., S. 20f.; vgl. ebenfalls Presser, a.a.O.

⁴⁴ Braun-Rühling, a.a.O., S. 70.

⁴⁵ Vgl. Anmerkung 22.

⁴⁶ Vgl. Seibert, a.a.O., S. 72; vgl. ebenfalls Esser a.a.O.; es ist im übrigen höchst fraglich, wie lange sich Seibert überhaupt im Wehrmachtbunker aufgehalten hat. Vgl. den Brief Essers an Seibert vom 19. Februar 1954, STA KL A II 241/1 „Korrespondenz Esser“.

⁴⁷ Vgl. dazu STA KL A II 241/1 „Korrespondenz Esser“, den Briefwechsel Essers mit Braun-Rühling.

⁴⁸ Vgl. Geppert, a.a.O.

⁴⁹ Die Wehrmachtberichte 1939-1945. Bd. 3: 1. Januar bis 8. Mai 1945. Köln 1989, S. 497.

Anordnung

Alle Personen, welche seit dem 20. März 1945 bewirtschaftete Verbrauchsgüter ohne gültige Bezugsrechte in größerem Umfange in Besitz genommen haben — ob gegen Bezahlung oder nicht —, werden hiermit aufgefordert diese für die Versorgung der Gesamtbevölkerung dringend erforderlichen Warenbestände innerhalb 48 Stunden bei dem nächsten Großverteilerglager gegen Quittung zurückzugeben oder die Verwahrung beim Bürgermeisteramt, Zimmer 19, anzumelden.

Bei Erfüllung dieser Anordnung wird Straffreiheit zubilligt.

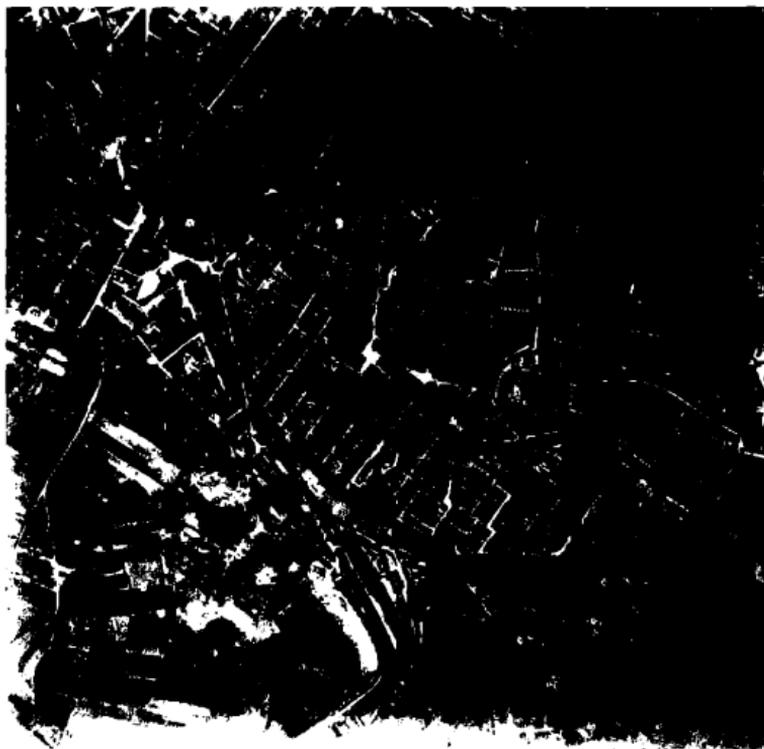
Bei Nichtbeachtung dieser Aufforderung wird gegen überführte Personen wegen Plünderung mit strengsten Strafen vorgegangen.

Kaiserslautern, den 29. März 1945.

Der Bürgermeister.

2

ZEITGENÖSSISCHE QUELLEN
UND DOKUMENTE



*Kaiserslautern: Luftbild der zerstörten Stadt 1945
Fotografiert von einem Aufklärer der US-Air Force*

DIE LETZTEN TAGE DES 2. WELTKRIEGES IN KAISERSLAUTERN

ERLEBNIS- UND TATSACHENBERICHT DES LETZTEN KAMPFKOMMANDANTEN VON KAISERSLAUTERN

VON PAUL ESSER¹

Im Zuge von Organisationsänderung im Wehrersatzwesen kam ich am 1. Februar 1945 als Wehrbezirkskommandeur nach Kaiserslautern. Ernste Gedanken haben mich dabei begleitet:

Auf Grund seiner geographisch-strategischen Lage war Kaiserslautern zum „Eckpfeiler“ des Widerstandes bestimmt, wenn die Westarmee auf den Rhein zurückging. Die Befestigung der Stadt durch einen umfassenden Stellungsgürtel war im Gange. Kaiserslautern drohte unmittelbare Gefahr!

Unbarmherzigkeit kennzeichnete allgemein die Befehle für den Widerstand gegen den eindringenden Feind. Himmlerscher Geist! Den militärischen Führern war der eigene Entschluß vorweggenommen, persönliches Verantwortungsbewußtsein und eigene Entschlußfreiheit waren ihnen aberkannt. Kampf um jeden Preis und bis zur letzten Konsequenz galt als einzige Parole.

In strategisch wichtigen Räumen stand im Vordergrund „der Kampfkommandant“! Seine Stellung war herausgehoben: Um sich in jeder Lage durchzusetzen, hatte er das Recht und die Pflicht, sich alles unterzuordnen und dazu vor keinem Mittel zurückzuschrecken. „Herr über Leben und Tod“! So kennzeichneten ihn die Befehle.

Der damalige Kampfkommandant von Kaiserslautern² war fanatisch von seiner Aufgabe erfüllt. „Ich werde Kaiserslautern bis zum letzten Stein verteidigen! Das sind wir dem Führer schuldig!“ Mit diesen letzten Worten schloß er kurz vor dem Ende ein Planspiel ab, das den Zweck letzter Überprüfung der für eine Belagerungszeit getroffenen Maßnahmen haben sollte und an dem auch eine größere Anzahl Angehöriger der zivilen Verwaltung teilgenommen hatte.

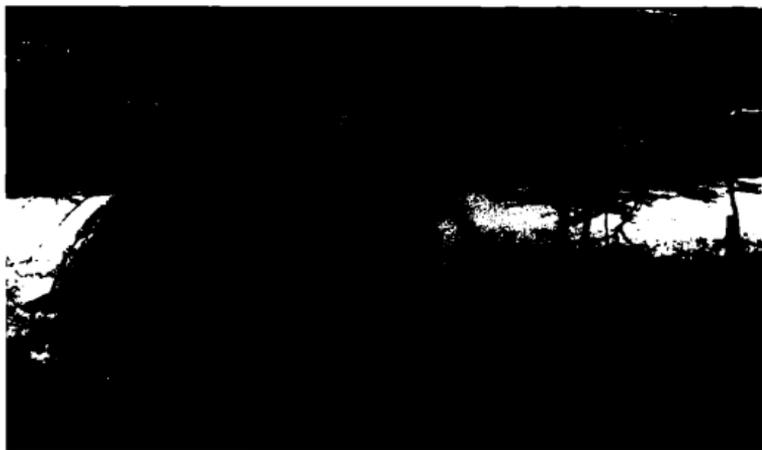
Der Kommandant verließ sich vor allem auf die Abwehrkraft mehrerer Einheiten schwerer Flak, die ihm unterstellt waren und die er im Erdkampf einzusetzen gedachte. Auch eine ihm zugeteilte Felderfahrene Pioniereinheit war ihm besonders wertvoll. Sonst standen ihm im Alarmfall und vorher zu Übungs- und Einweisungszwecken die Offiziere und Soldaten aller örtlichen Wehrmachtsdienststellen als Besatzung zur Verfügung. Im Alarmfalle sollten diese durch Zuführungen seitens der Bahnhofskommandantur und Feldgendarmarie sowie aus Polizei und Volkssturm ergänzt werden. Wie sich die Armee verhalten würde, wenn sie auf ihrem Rückzug Kaiserslautern erreichte, stand noch dahin. Für ihre Aufnahme waren die Stellungsausbauten im Gange. Vor der Stadt schanzten ihre Bürger. Viele Frauen und Mädchen.

Wer nüchtern zu urteilen vermochte, erkannte das Problematische der Vorbereitungen und der daran geknüpften Erwartungen. Ihm blieb aber nichts als die damals allerdings wenig begründete Hoffnung, kommende, noch nicht voraussehende Ereignisse würden die Stadt vor der beabsichtigten Preisgabe doch noch bewahren.

Unter permanentem Fliegeralarm gingen unruhige Tage und Nächte über die Stadt dahin. Das Schicksal der Stadt schien besiegelt, als um die Mitte März das drohende Verhängnis seine Schatten vorauswarf:

Am Nachmittag des 16. März kam die Nachricht, daß die Vorhut der amerikanischen Panzerarmee das Alsenztal bei Alsenz überschritten hatte und auf dem Vormarsch in Richtung Alsenz-Mainz war. In der Nacht drangen die Geräusche ununterbrochen marschierender Kolonnen an das Ohr: Der Armeetroß war auf dem Rückmarsch! Für den Bereich des Kampfkommandanten Kaiserslautern wurde ein Standgericht eingesetzt.

Nach der Vernichtung des LXXX. AK nördlich von Kaiserslautern am 18. März 1945 ist eine Verteidigung der Stadt nicht mehr möglich.



Höheinöllen: Zerstörte deutsche Feldhaubitze



Lauterecken: Zivilisten beim Zuschütten eines Panzergrabens. Der Krieg ist hier schon vorbei.

Am Sonntag, dem 18. März, beunruhigten die sich zu Schwärmen verdichtenden Jabos und Beobachtungsflugzeuge nicht weniger als die unheimliche Stille, welche in der darauffolgenden Nacht auf der Stadt lastete.

Am Montag, dem 19. März, wurde „Alarmstufe 3“ befohlen. Das bedeutete:

1. Auflösung aller militärischen Dienststellen.

2. Alarm und Anlauf der planmäßig vorbereiteten Maßnahmen für die Verteidigung der Stadt.

Jedoch nicht der vorherige Plan, sondern die rauhe Wirklichkeit der bisher so mißachteten tatsächlichen Kriegslage sollte nunmehr den Ablauf der Ereignisse bestimmen:

Die ersten Maßnahmen zur Besetzung der Stellungen draußen liefen an. Von den Kommandeuren, durchweg älteren Stabsoffizieren, welche die einzelnen Abschnitte übernahmen (wie ich, so kamen auch sie von ihren aufgelösten Dienststellen), wußte ich, daß sie meine Auffassung über die Ausichtslosigkeit der Lage teilten.

Nach Übergabe meiner eigenen Dienststelle an das „Auflösungskommando“ begab ich mich weisungsgemäß zum Kampfkommandanten, der inzwischen mit seinem Gelechtsstab den „Wehrmachtbunker“ unter den Ruinen der Villa Karcher in der Lauterstraße bezogen hatte. Schon vorher war ich von ihm dazu ausersehen gewesen, ihn in den Kampfmaßnahmen unmittelbar zu unterstützen und ihn zu vertreten. In den Vorräumen und Räumen des weitläufigen Bunkers sah es schon kriegerisch aus: Geschäftigkeit, Melder, ruhende Soldaten, Waffen. Der Kommandant gliederte wie immer vor Passion. Mit harten Worten sprach er aus, gegen Abend zwei zum Tode verurteilte Soldaten erschießen zu lassen. Offenbar wollte er am Vorabend des Kampfes die damit einsetzende Härte demonstrieren.

Ersatzkräfte aufzubringen wurde zunächst mein Auftrag. Umso undankbarer, als zu solchen Zeiten zur Pflicht gemachte schonungslose Härte allein den Erfolg verbürgen konnte. Da mir dazu jeder innere Impuls fehlte, hatte ich von da ab mit dem Konflikt zwischen Soldat und Mensch fertig zu werden. Zum Glück haben die tatsächlichen Gegebenheiten mir das nicht allzu schwer gemacht. Ich konnte mich von der Vernunft bestimmen lassen, ohne zu sehr mein soldatisches Gewissen zu belasten:

Am Vormittag fand ich bei den Sammelstellen ein zusammengebrachtes Kunterbunt aller Waffengattungen vor. Auch einige jüngere Offiziere. Die selbst von diesen kaum verhehlte allgemeine Unlust war schon wegen Fehlens jeglichen Zusammengehörigkeitsgefühls verständlich. Viele waren, so wie sie sich gerade auf Reisen befunden hatten, als die Bahnhofskommandantur diese unterbrach, ohne Waffen und Ausrüstung. Ich habe mich darauf beschränkt, schematisch Notwendigstes für Zusammenstellungen und Verpflegung anzuordnen und dem Kommandanten den nur sehr bedingten Einsatzwert gemeldet.

Diesen fand ich in großer Erregung über eine weit härtere Enttäuschung vor: Man hatte ihm seine Flakartillerie und seine Pioniere stillschweigend fortgezogen. Seine Aufgabe sah er dadurch erschüttert. In einem Ferngespräch mit dem Chef des Stabes der Armee gab er dem Ausdruck. Von diesem jedoch wurde der Befehl, Kaiserslautern mit den verfügbaren Mitteln unter allen Umständen bis zum Letzten zu verteidigen, ausdrücklich wiederholt. Der Antrag des Kommandanten, ihm dann aus der zurückgehenden Armee eine Division zuzuführen, wurde mit dem Hinweis abgelehnt, daß es dem Kommandanten unbenommen sei, sich beim Durchzug der Armeetruppen selbst das herauszulösen, was für die Durchführung der Aufgabe benötigt werden konnte.

Die Bitterkeit des Kommandanten stieg, als er feststellen mußte, daß kurz nach diesem Ferngespräch die Armeeführung ihrerseits ohne Hinterlassung einer Verbindung nach hinten abgebaut hatte und auch der Gauleiter nicht mehr zu erreichen war.

Für mich kam nun die Aufgabe an die Reihe, durch die Stadt streifende versprenge Trupps aufzubringen und den Sammelstellen zuzuführen. Die wenigen, die, wie ich mich später bei den Sammelstellen überzeugen konnte, meinen Anweisungen gefolgt waren, bildeten keinen Gewinn. Nur Hunger und Übermüdung waren ihnen Triebfeder gewesen. Seit Tagen und Nächten waren sie auf den Beinen, ohne zu essen und zu schlafen. Im warmen Raum und nach Füllung des Magens sackten sie in einen Schlaf ab, der sie willenlos und für eine Zuführung zu den Abschnitten so gut wie untauglich machte.

Mit Eintritt der Dunkelheit wurde der Durchzug der Armeetruppen erwartet. Der Kommandant legte es mir nunmehr als entscheidend ans Herz, unter allen Umständen schwere Waffen herauszulösen und ihm zuzuführen.

Doch was für ein Anblick! Das war keine Armee mehr! Das war regellose Flucht! Wie ein reißend gewordener Fluß sich durch die zu eng gewordenen Ufer drängt, so drängten sich die regellosen Kolonnen zu zweien und dreien nebeneinander durch die Enge der Straßen. Truppenteile und Einheiten waren aufgelöst. Eine Führung gab es nicht mehr. Eile, Hast, Schrecken! An den Straßenkreuzungen von den Fahrzeugen die Rufe: „Wo geht's nach Bad Dürkheim? Wo nach Ludwigshafen?“ Als ein einzelner junger Offizier aus der Flucht heraus versuchte, sich mit Rufen: „Das geht doch so nicht, der Amerikaner ist uns doch unmittelbar auf den Fersen, wir müssen doch halten!“ entgegenstemmen wollte, wirkte das fast grotesk. Ehe ich ihm die von ihm erbetene Hilfe durch Zubringung einiger Panzerfäuste verwirklichen konnte, hatte ihn aber die Flut schon wieder mitgespült.

Wohl wurden Geschütze und Kanonen zahlreich mitgeführt. Es hätte aber schon einiges an Brutalität eingesetzt werden müssen, um diese aus dem Strom herauszuholen. Vereinzelt, wenn Stauungen auftraten, gelang es mir, ein einzelne Geschütze heranzukommen. Meine Feststellungen dabei aber entsprachen dem Gesamtbild der Auflösung. Weder Bedienung noch Munition wurden mitgeführt. Die Aufgessenen waren zufällige „Fahrgäste“.

Als schließlich nur noch pferdebespannte Troßfahrzeuge marschierten, war auch dieser mein Auftrag unerfüllt geblieben.

Den Kommandanten fand ich demgegenüber merkwürdig gefaßt vor. Tief hatte es ihn auch enttäuscht, daß nun die Armee durch war, ohne im geringsten von ihm Notiz zu nehmen, und obschon er sich so lange Zeit um ihre Aufnahme in vorbereiteten Stellungen bemüht hatte. Er fühlte sich grenzenlos verlassen.

Das Todesurteil an den beiden Soldaten hat der Kommandant nicht vollstrecken lassen. Er gab Befehl, diese nach Ludwigshafen zurückzuführen. Ich hörte, wie er jemandem mit bewegten Worten Auftrag gab, die nicht Anwesenden seiner Dienststelle zu grüßen und sie seiner Zuneigung und seines Dankes zu versichern. Abschiedsstimmung? Todesahnung? Mir schien das so. Seine Gelassenheit stand in schroffem Gegensatz zu seiner sonst fast febrigen Energie. Als er mir, ohne weitere Anweisungen zu geben, erklärte, sich nunmehr in seine Koje zurückzuziehen und zu schlafen, entschloß ich mich, die Nacht hindurch wachzubleiben.

Nie werde ich die eigenartige Stimmung jener Bunkernacht vergessen, in Worte kaum zu kleiden: Zwischen Leben und Tod, zwischen Bangen und Hoffen?

Von den Abschnittskommandeuren kamen Meldungen über unzureichend besetzte und entblößte Stellungen.

Die nichtssagende, einer Entscheidung aus dem Wege gehende Funkantwort des Stellvertretenden Generalkommandos in Wiesbaden auf einen Funkspruch ging ein, den der Kommandant am vorhergegangenen Nachmittag an dieses gerichtet hatte. Einer ausführlichen Schilderung seiner aussichtslosen Lage hatte er die Worte folgen lassen (wörtlich): „Ich bitte um Befehle“. Ebenfalls „wörtlich“ hat die Antwort aus Wiesbaden gelautet: „Wir haben ihren Funkspruch erhalten. Heil Hitler!“ Das war deutlich. Kaiserslautern war auch von dort damit abgeschrieben. Der Kommandant aber hat diese Antwort nicht mehr zu Gesicht bekommen. (Wahrscheinlich hatte er auf einen Befehl gehofft gehabt, sich noch rechtzeitig nach hinten absetzen zu dürfen.)

Erwartet und doch alarmierend meldete mir in der Frühe ein Flugwachkommando am Fernsprecher, daß amerikanische Panzerverbände nunmehr aus verschiedenen Richtungen gegen die Stadt anrückten.

Erst jetzt gab ich Anweisung, den Kommandanten zu wecken. Doch eisig fuhren mir lautwerdende Schreckensrufe in die Glieder: Der Kommandant war ein Sterbender und nicht mehr zum Leben zurückzurufen.

Die Erkenntnis, in diesem entscheidenden Augenblick die Führung und Verantwortung übernehmen zu müssen, erfaßte mich in ihrer ganzen Bedeutung. Dem Range nach war ich jetzt der Kommandant! Offiziere, jetzt meine Gehilfen, umgaben mich und erwarteten von mir Entschluß und Befehl.

Eine Armee in Auflösung: Zurückgelassenes und zerstörtes Heeresgut



Lohnweiler



Nordwestlich von Kaiserslautern

Sie standen zu den Kampfvorbereitungen ihres geschiedenen Kommandanten. Seit langem hatten sie seine Arbeit, seine Gedanken und Auffassung geteilt. Sie waren auf Kampf eingestellt, weiter sahen sie noch nicht. In zum Teil erregten Worten wurde kein Hehl daraus gemacht. Das war verständlich. Es kam später noch zu Gefühlsausbrüchen und Szenen, die wohl an sich mit den Verteidigungsaufgaben unmittelbar nicht viel zu tun hatten, bezeichnend aber für den Geist waren, der in dem zur Härte erzogenen Stab des Kampfkommandanten geherrscht hatte.

Mit den Überlegungen auf Grund folgender für einen Kommandanten in meiner Lage maßgebenden „Führerbefehle“ hatte ich mich auseinandergesetzt:

1. Für meine Person stand ich auch jetzt zu der Auffassung, daß ein Kampf sinnlos sein mußte. Für diesen Fall aber war ich verpflichtet, der gesamten Besatzung bekannt zu geben, daß ich nicht bereit sei, diesen Kampf zu führen und an alle die Frage zu richten, wer bereit sei, an meiner Stelle die Führung zu übernehmen.

2. Wohl war der ursprüngliche Befehl, Kaiserslautern planmäßig zu verteidigen, überholt. Dann aber wurde von mir gefordert, mich mit den mir verbliebenen Kräften im Mittelpunkt der Stadt zu verschanzen und dort bis zum Äußersten zu kämpfen.

3. Das ausdrückliche Verbot - unter Sippenhaftung -, sich unverwundet in die Kriegsgefangenschaft zu begeben, ging alle an. Es kam also für den Kommandanten nicht mehr nur darauf an, selbst ungehorsam zu sein, sondern Ungehorsam auch von anderen, seinen Untergebenen, zu fordern. Diesen Befehlen, damals jungen und jüngsten Datums, lagen selbstverständlich bestimmte schon gemachte Erfahrungen zu Grunde: Auch in aussichtsloser Lage blieben Kampf und Vernichtung unabdingbarer Befehl! Eine Möglichkeit des Ausweichens sollte es einfach nicht mehr geben. (Man scheint für Kaiserslautern im Führerhauptquartier von der Wirkung damals auch überzeugt gewesen zu sein. Der Wehrmachtsbericht meldete noch am nächsten Tage: „In Kaiserslautern heftige Straßenkämpfe“.)

Anfangs drohten zwiespältige Empfindungen meine Entschlußfähigkeit zu lähmen. Durch hinzögernde Maßnahmen suchte ich Zeit zu gewinnen. Ich hoffte, daß Ereignisse von außen mich zum Handeln würden. Bald mußte ich aber erkennen, daß ich um klaren Entschluß und Befehl nicht herumkommen konnte, wenn ich die Verantwortung für das Schicksal der Stadt bei mir behalten und die Lage dementsprechend beherrschen wollte.

Ich gab den Befehl, die auf der Bunkerhöhe mit der Schußrichtung auf die Stadt meist in den vorhandenen Bombentrümmern besetzten Stellungen zu räumen und die Waffen, vor allem die MGs, die Panzerläuste und das vor dem Bunkereingang postierte Geschütz zu sprengen. Der darauf angetretenen Besatzung gab ich Befehl, das Innere der Bunkerräume aufzusuchen und diese ohne meine Erlaubnis nicht mehr zu verlassen. Ich hatte das Glück, daß meine Befehle widerspruchlos, wenn auch nicht ganz ohne Widerstreben, befolgt wurden und schließlich erträgliche Ordnung und Disziplin platzgriffen.

Nach einem abschließenden Funkspruch an das Stellvertretende Generalkommando ließ ich auch die Funkstation sprengen, worauf die letzte Brücke abgebrochen war.

Soweit die Abschnittskommandeure draußen mein Befehl, sich auf den Wehrmachtbunker zurückzuziehen, nicht mehr erreicht hat, sind diese auch von sich aus schon so verständig gewesen, auf einen sinnlosen Kampf gegen die anrollenden Panzer zu verzichten.

Die Beobachtung draußen, um für die Übergabe an die Amerikaner bereit zu sein, hatte ich selbst übernommen. Doch der Zufall wollte es, daß der Amerikaner überraschend vor uns stand, als ich für kurze Zeit die Beobachtung an einen Posten abgegeben hatte. Ein kurzes Handgranaten- und MG-Feuer, das dem genannten Posten einen Beinschuß beibrachte, und dann ging auch das entwürdigende Erlebnis kampflöser Übergabe und Gefangennahme vorüber.

„Sie sind zu Ihrem Entschluß, auf einen Kampf zu verzichten, nur zu beglückwünschen!“ meinte im Hinblick auf das Schicksal, das sonst der Stadt widerfahren sein würde, der amerikanische Offizier, der mich bald danach, als „der letzte Kampfkommandant“, vernahm und mich mit einem PKW weit ins Gelände hinausfahren ließ, um, wie er sich ausdrückte, mir Gelegenheit zu geben, Vergleiche zwischen dem am vergangenen Tage erlebten Rückzug der eigenen Armee und dem gewaltigen

Aufmarsch der amerikanischen zu ziehen. Der Unterschied war allerdings überzeugend. Bei dieser Gelegenheit mußte ich mich draußen im Gelände auch zu fotografischen Aufnahmen stellen. Später habe ich erfahren, daß mein Korkefi die Illustration zu groß aufgemachten Berichten über die Eroberung von Kaiserslautern und die Gefangennahme des Kommandanten mit seinem Stab“ hat abgeben müssen.

Dennoch haben die Gedanken an die letzten Stunden in Kaiserslautern noch lange in die Gefangenschaft hinein mich gequält, nicht allein, weil ich auf Grund der Sippenhaftung Repressalien gegenüber meiner damals in Bayern weilenden Frau hatte befürchten müssen. Vielleicht erst, als ich zum ersten Male wieder nach Kaiserslautern kam und dort das Leben wieder durch die Stadt pulsieren sah, wurde ich das los, so daß ich meinem Herrgott danken konnte, daß er mich nichts hat tun lassen, was dieser Stadt zum Verhängnis hätte werden müssen.

So einfach, wie der brave Bürgersmann das sich im allgemeinen vorzustellen pflegt, ist sowas wirklich nicht. Nur wer Soldat war und in solcher Lage den inneren Kampf zwischen Befehl und Ungehorsam, zwischen Soldat und Mensch, selbst erfahren hat, kann die Schwere der seelischen Belastung beurteilen. Es waren die niederziehendsten und schwersten Stunden meines Lebens. Von etwa eigenen Empfindungen eines „heldenmütigen“ Handelns war ich weit entfernt. Das zögernde Vorgehen der Amerikaner machten die langen Stunden zur Qual.

In der Tat aber war eine große Gefahr über die Stadt Kaiserslautern hinweggegangen, ohne ihr ein Leid zuzufügen. Verschiedene Ursachen hatten dazu mit- und zusammengewirkt:

Die Armee befand sich bereits in der Auflösung, als sie Kaiserslautern erreichte.

Die alliierte Luftwaffe hat trotz ihres Wissens von der strategischen Aufgabe der Stadt dieser gegenüber in jenen Tagen und Stunden eine Schonung gezeigt, die keineswegs zu erwarten gewesen wäre. Auch die Bevölkerung hat beim Einrücken der amerikanischen Armee die Besonnenheit gezeigt, die der Lage entsprach.

So entschlossen auch der reguläre ehrgeizige Kommandant gewesen sein mag, dem Ringen des Menschen mit dem Soldaten hat auch er nicht entgegen können. Wenn er durch seinen Freitod sich auch einer positiven Entscheidung entzog, so hat dennoch sein Tod mit dazu beigetragen, den Weg für das Weiterleben der anderen freizugeben.

Am meisten mag ihn wie auch mich das Bewußtsein des Verlassenseins niedergedrückt haben: Die mit den großen Worten, die um jeden Fußbreit hatten kämpfen und sich im Heimatboden hatten festkrallen wollen, hatte die Furcht vor der Vergeltung vertrieben. Doch auch der stille, aber innige Wunsch, danach würden sich Männer einer kommenden neuen Zeit zum Kommandanten finden, blieb unerfüllt. Indem sie sich fordernd, schützend vor ihre Stadt und ihre Bevölkerung stellten, hätten sie dem Kommandanten in seinen schweren Stunden eine wesentliche Stütze zu sein vermocht.

Doch einer nur ist gekommen: Ein Wachtmeister der damaligen Polizei!¹ Zweimal ist er aus der Stadt kommend vor mich hingetreten und hat furchtlos von mir „im Interesse der Stadt, der Frauen und Kinder“ die sofortige Einstellung aller Kampf vorbereitungen gefordert. Er hatte meine Hochachtung, und ich stehe nicht an zu erklären, daß seine Haltung mich in meinen Entschlüssen wesentlich beeinflusst hat. Ob er heute noch der Polizei in Kaiserslautern angehört, bezweifle ich. Vermutlich ist auch er bald der 1945 einsetzenden Diffamierung auch der ehemaligen Berufssoldaten zum Opfer gefallen und entlassen worden.⁴

¹ Stadtarchiv Kaiserslautern A II 241/1 „Korrespondenz Esser“. Oberst a.D. Paul Esser verfaßte diesen Bericht als Anlage zu einem Brief an Max Braun-Rühling vom 19.1.1954. Er äußert sich darin „er staunt“ und „befremdet“ über die Darstellung der letzten Stunden vor dem Einmarsch der Amerikaner durch Braun-Rühling in dessen 1953 erschienenem Buch. Vgl. Max Braun-Rühling: Eine Stadt im Feuerregen. Kaiserslautern 1953, S. 66ff.. Esser verweist darauf, daß er nach dem Selbstmordversuch des Stadtkommandanten Böhm dessen Funktion übernommen habe und entscheidend tätig geworden sei. Durch sein persönliches Verhalten sei Kaiserslautern gerettet worden, und deshalb

könne er nicht verstehen, daß er von Braun-Rühling totgeschwiegen werde. Esser bittet Braun-Rühling um Vorschläge zur Bereinigung der Angelegenheit und schildert in dem beigefügten Bericht das Geschehen aus seiner Sicht.

⁴ Oberst Wilhelm Böhm.

¹ Gemeint ist Polizeihauptmann Willy Geppert. Vgl. dessen im Anschluß abgedruckten Bericht „Der 20. März 1945 in Kaiserslautern“.

² Die „Korrespondenz Esser“, vgl. Anm. 1, umfaßt insgesamt 6 Briefe Essers an Braun-Rühling. Leider liegen die Antworten Braun-Rühlings nicht vor, da Essers Briefe nur erhalten geblieben sind, weil er stets einen Abdruck an OB Alex Müller geschickt hat. Die Ausführungen Essers werden kontinuierlich schärfer im Ton, ohne daß er bei Braun-Rühling etwas erreicht. Schließlich gibt er resigniert auf. Der letzte Brief an Braun-Rühling datiert vom 7.1.1955. Esser warnt darin Braun-Rühling, die falschen Behauptungen seines Buches anläßlich des bevorstehenden 10. Jahrestages noch einmal zu wiederholen.

In zahlreichen Leserbriefen hat Esser in den folgenden Jahren immer wieder versucht, seine Sicht des Geschehens der Öffentlichkeit bekannt zu machen, so z.B. am 31. Juli 1954 in der Frankfurter Illustrierten oder am 2.4.1965 in der Rheinplatz. Esser starb im Februar 1970, ohne bis dahin von der Stadt Kaiserslautern ein Dankeszeichen erfahren zu haben.

Bekanntmachung.

Alle Angehörigen des ehemaligen Volkssturmes haben sich zur Ausstellung eines Passes bei der Besatzungsbehörde im Büro der Firma Rahm und Kampmann am Gersweilerweg erneut zu melden.

Meldetag:

Donnerstag, den 29. März 1945

Freitag, den 30. März 1945

Volkssturmangehörige, die sich aus irgendwelchen Gründen überhaupt noch nicht gemeldet haben, werden im eigenen Interesse aufgefordert die Meldung an den vorgenannten Tagen nachzuholen.

Kaiserslautern, den 28. März 1945.

Der Bürgermeister.

DER 20. MÄRZ 1945 IN KAISERSLAUTERN

VON WILLY GEPPERT¹

Vorgeschichte²

Nach erfolgter Invasion der amerikanisch-englischen Truppen durchbrachen deren Panzerarmeen die deutschen Linien. Furchtbare Luftangriffe erfolgten am laufenden Band. Die französische Widerstandsbewegung trat in Aktion. Die Lage an der deutschen Front war trostlos. Die Stimmung der Kaiserslauterer Bevölkerung, die ich in der Eigenschaft als örtlicher Luftschutzleiter besser kannte als manch anderer, war ebenfalls verzweifelt. Ich will über die furchtbaren Leiden, denen die Frauen und Kinder ausgesetzt waren, nichts ausführen, weil all das Schreckliche noch allen im Gedächtnis haften geblieben ist.

An einem Nachmittag des kritischen Monats September 1944 rollte ein Sonderzug in den Hauptbahnhof Kaiserslautern ein. Der Bahnsteig war durch SS-Männer, die dem Sonderzug angehörten, abgesperrt. Am Bahnsteig waren zugegen: Polizeirat Bretz und ich. Keiner von uns wußte, wen der Sonderzug brachte.

Himmler mit seinem Stabe stieg aus dem Zuge und kam auf uns zu. Lächelnd wechselte er mit seinem Adjutanten ein paar Worte. Ich merkte sofort, daß Himmlers Lächeln gezwungen und er selbst in großer Erregung war. Sofort stellte er an uns die Frage: „Wie ist die Stimmung in Kaiserslautern?“

Polizeirat Bretz erwiderte: „Die Stimmung der Bevölkerung ist sehr schlecht!“

Himmler: „Weshalb?“

Bretz: „Durch die Luftangriffe und den Rückzug unserer Truppen befürchtet die Bevölkerung das Schlimmste!“

Himmler erregt: „Ihr“ - und damit wandte er sich an mich - „seid mir dafür verantwortlich, daß die Stimmung besser wird. Ich fahre an die Front und werde das vorne schon in Ordnung bringen!“

Himmler stieg in sein Auto und fuhr in westlicher Richtung davon.

Ich und die Kameraden, die diesen Vorfall besprachen, haben uns über die offenerzigen Ausführungen des Polizeirats Bretz gefreut. Über eins waren wir uns vollkommen klar: Die Stimmung unter der Bevölkerung konnten wir nicht heben, Himmler glaubte selbst nicht mehr an seinen Sieg.

Das war derselbe Himmler, der, als er keinen Ausweg mehr fand, sich dem irdischen Richter durch Selbstmord entzog. Derselbe Himmler, der den SS-Männern folgenden Grundsatz einzuhämmern versucht hatte: „Derjenige, der aus Angst vor Strafe Selbstmord begeht, ist in meinen Augen ein Schuft!“

Und dann kamen Befehle, Besprechungen, Planspiele über Bau und Verteidigung von Panzersperren, Aufruf und Ausbildung des Volkssturmes, Vorbereitung zur Sprengung von Brücken und - wir staunten - Verteidigung der Stadt Kaiserslautern.

Über das letzte Kapitel einen kleinen Auszug:

Planspiel beim Wehrmachtskommandanten, der den Auftrag hatte, Kaiserslautern bis zum letzten Mann zu verteidigen. Alles - auch die Schutzpolizei - untersteht dem Wehrmachtskommandanten. Westlich der Stadt Auffanglinie.

Die Stadt muß 5 - 6 Tage gehalten werden.

Kräfte: 2 Inf. Div. - d.h. wenn sie verfügbar waren -, alle zur Standortkommandantur gehörenden Truppen. Die Schutzpolizei übernimmt den Ordnungsdienst und untersteht als Kampftruppe dem Kommandanten.

Es würden dann noch über Stärke, Ausrüstung, Bewaffnung und Verpflegung, Zuweisung von Kampfabschnitten längere Ausführungen gemacht.

Wie sich der Standortkommandant die Verteidigung der Stadt gedacht haben mag, ist mir heute noch schleierhaft. Mir, der ich 29 Jahre die Uniform getragen habe, war klar, daß die Stärke und



Kaiserslautern: Zerstörte Industrieanlage, vermutlich Gußwerk am 24. 3. 1945



Kaiserslautern: Amerikanische Soldaten durchsuchen eine zerstörte Fabrik, 24. 3. 1945

Bewaffnung der zur Verfügung stehenden Truppen vollkommen ungenügend waren, die Lage der Stadt Kaiserslautern für eine Verteidigung vollkommen ungeeignet war - trotz der Panzersperren, die sich im übrigen fast alle als falsch angelegt und nutzlos erwiesen -, die Verluste unter der Bevölkerung, über deren eventuell vorzeitige Evakuierung auf meine Fragen hin nichts gesagt werden konnte, ins Grauenhafte gehen würden.

Und dann kam der

20. März 1945.

Am Abend des 19. 3. 45 zogen deutsche Truppen durch die Stadt, Richtung Osten. Die Straßen waren verstopft. Es war ein unbeschreibliches Durcheinander. In der Nacht vom 19. auf den 20. 3. 45 standen die amerikanischen Panzer vor den Toren der Stadt. Es gab Panzeralarm.

Von den zwei deutschen Infanterie-Divisionen war nichts zu sehen.

Der Stadtkommandant wurde krankheitshalber abtransportiert. Ein Oberst der Luftwaffe wurde sein Nachfolger.³ Ich bezweifle, daß er über die Lage unterrichtet war.

Die Befehlsstelle der Kreisleitung war nicht mehr besetzt.

Ob und wo der Volkssturm eingesetzt war, ist mir nicht bekanntgegeben worden.

Der Drahtfunk der Kreisleitung war verstummt, die Bevölkerung unbetreut.

Von allen verlassen, entschloß ich mich zu handeln und gab den Dienststellenleitern den Auftrag, den Ordnungsdienst weiter zu versehen, da ich in einer solchen Lage ein Absetzen oder eine Aufnahme des Kampfes für widersinnig hielt.

Ich verblieb mit meinen Mitarbeitern in der Befehlsstelle des Burggrabens, in der sich am Morgen des 20. März 500 - 700 Personen, meistens Frauen und Kinder, aufhielten.⁴ Die amerikanischen Panzer rückten immer näher an die Stadt heran. Ich besprach die Lage mit Major der Wehrmacht Schmidt, der ebenfalls der Ansicht war, daß eine Verteidigung der Stadt widersinnig sei.

Beim Erkunden der Lage stellte ich fest, daß auf dem Luftschutzstellen des Burggrabens 30 - 50 Wehrmatsangehörige mit Panzerfaust in Stellung gingen. Wahrscheinlich hatten sie den Auftrag, die vom Westen und Norden über Lindenhof in die Stadt vordringenden Panzer aufzuhalten. Es fielen bereits Schüsse, es wurde aus Gewehren und Pistolen auf die Beobachtungsflyer geschossen.

Ich überlegte und dachte an die im Burggraben schutzsuchenden Frauen und Kinder. Hier durfte es auf keinen Fall zum Kampf kommen. Sofort beauftragte ich Polizei-Revier Oberwachtmeister Lipp als Melder zum Wehrmatskommandanten. Auftrag: Die Wehrmacht muß sofort zurückgezogen werden. Lipp kam kurze Zeit darauf zurück und meldete, daß die Wehrmacht bleibt und den Kampf aufnimmt. Draufhin schrie ich zu der Wehrmatsabteilung rüber: „Nicht kämpfen, im Bunker sind 700 Personen!“ Nochmals ging ein Melder von mir zum Kommandanten. Auftrag: Ich fordere sofortige Zurückziehung der Wehrmacht, da ich für die Folgen, die ein Kampf um den Burggraben mit sich bringt, keine Verantwortung übernehme.

Auf diese dringende Vorhaltung entschied der Kommandant: Wehrmacht kämpft nicht, wird nur als Beobachtung bestehen bleiben. Wenn meiner Aufforderung nicht Folge geleistet worden wäre, wäre ich mit der Waffe der Wehrmatsabteilung entgegengetreten. Es mag dies unwahrscheinlich klingen, aber für die 700 Schutzsuchenden hätte ich dies getan, und wenn ich dabei zugrunde gegangen wäre. Gleichzeitig ließ ich ein weißes Bettlaken, das meine Frau mir reichte, über den Bunker aufhängen.

Hier brauche ich nicht besonders zu erwähnen, was geworden wäre, wenn ein Kampf am Burggraben stattgefunden hätte. Der Bunker wäre von den amerikanischen Panzern ausgeräuchert worden. Welche Verluste entstanden wären, kann man sich ausdenken.

Zahlreich waren die Schutzsuchenden, die diese aufregenden Minuten miterlebten, dann erleichtert aufatmeten, als ich mitteilen konnte, daß nicht gekämpft wird. Von allen Seiten wurde mir gedankt. Ich war eine furchtbare Sorge losgeworden, denn ein Kampf hätte nicht nur schwere Verluste unter den Schutzsuchenden gebracht. Es wären noch bestimmt einige von den wenigen Häusern, die der Luftkrieg verschont hatte, vernichtet oder beschädigt worden.

Ich ließ dann zur Beruhigung einen Zentner Butter, Zigarren und Zigaretten, die von der durchziehenden Wehrmacht zurückgelassen wurden, im Bunker verteilen. Zeugen meiner getroffenen Maß-

nahmen sind unter den am 20. 3. 1945 im Bunker anwesend gewesenen Kaiserslauterer Bürgern genügend vorhanden.

Meine weitere Sorge war, was wird geschehen, wenn der Kampf inmitten der Stadt sich austoben wird? Es war ja keiner da, der sich darum gekümmert hätte. Die „Betreuer“ und „Führer“ der armen, gequälten Kaiserslauterer Bevölkerung waren ja in alle Winde zerstreut. Ich wußte, daß in den Straßen der Stadt Pak zur Abwehr der amerikanischen Panzer aufgefahren war.

Die Fernspreleitungen waren noch in Ordnung. Die Revierführer meldeten, daß von allen Seiten amerikanische Panzer in die Stadt rücken.

Kurz entschlossen verließ ich mit meinem Kraftwagen den Bunker und fuhr nach der Stadt, um die Lage mit dem amerikanischen Stadtkommandanten zu besprechen. Als Dolmetscher stellte sich der im Bunker befindliche Herr Ziegler vom Lindenhof zur Verfügung. An der Kreuzung Burgstraße stieß ich auf eine amerikanische Panzer-Vorausabteilung. Dem Offizier brachte Herr Ziegler nun meine Bitte, den amerikanischen Stadtkommandanten zu sprechen, vor. Einige Zeit später kam der amerikanische Ortskommandant, dem ich mitteilte, daß keine Kampfhandlungen zu erwarten seien. Außer belanglosen kleinen Schießereien kam es wirklich zu keinen größeren Kampfhandlungen. Leider hatte ich keine Gelegenheit mehr gehabt, zu den Pak-Stellungen vorzudringen. Später erfuhr ich, daß auch hier durch einen glücklichen Zufall Blutvergießen vermieden wurde. Leider bin ich von dem mir bis zur letzten Stunde treu zur Seite gestandenen Major Schmidt getrennt worden.

Mit dem amerikanischen Ortskommandanten begab ich mich zum Rathaus in der Steinstraße. Es folgten dann Besprechungen beim stellvertretenden Oberbürgermeister, Herrn Pfleger.

Ich erhielt den Auftrag, mit der Schutzpolizei den Ordnungsdienst weiter zu versehen, wurde aber am 21. 3. 1945 in Schutzhaft genommen und ins Gefängnis Mühlstraße gebracht. Hier verblieb ich bis zum 28. 3. 1945 und durchlief die Internierungs-Camps Saarburg, Epinal, Châlon, Villers de Pots, Romilly, Neustadt (Marburg), Ziegenhain (Kassel).

Am 10. 12. 1945 wurde ich nach Kaiserslautern entlassen. < ... >⁵

¹ Stadtarchiv Kaiserslautern. A II 241/1 „Korrespondenz Esser“ und Zeitgeschichtliche Dokumentation (ZGD) „Zweiter Weltkrieg“.

Der Bericht des Polizeihauptmanns Willy Gepperts ist nicht exakt zu datieren. Mit ziemlicher Sicherheit ist er aber noch in den 40er Jahren verfaßt worden. Veranlaßt zur Niederschrift seiner Erlebnisgeschichte wurde Geppert wahrscheinlich von Gretel Wagner, der Verfasserin der - nachträglich angefertigten - „Stadtgeschichtlichen Aufzeichnungen. Kaiserslautern 1944-1947“. Das Original befindet sich im Stadtarchiv Kaiserslautern.

² Unterstreichungen und Hervorhebungen im Original von W. Geppert.

³ Gemeint ist Oberst Paul Esser, der Geppert offensichtlich nicht namentlich bekannt war.

⁴ In einem Leserbrief in der Rheinpfalz vom 2.4.1975 spricht Geppert nur noch von „über 100 Menschen“, die sich am Morgen des 20. März 1945 im Bunker befunden hätten.

⁵ Es folgen Ausführungen Gepperts zu seinem persönlichen Werdegang und zu seinem Tun unter dem nationalsozialistischen Regime, die in unserem Zusammenhang ohne Bedeutung sind und auf deren Abdruck deshalb hier verzichtet wird.



Kaiserslautern: Gefangennahme deutscher Soldaten am 20. 3. 1945



*Bei Kaiserslautern: Amerikanische Sanitäter leistet einem verwundeten deutschen Soldaten erste Hilfe
20. 3. 1945*

BERICHT ÜBER DIE VERTEIDIGUNGSVORBEREITUNGEN UND DIE ÜBERGABE DER STADT KAISERSLAUTERN¹

VON ARTHUR SEIBERT

Ich wurde anfangs Februar 1945 zur Wehrmachtskommandantur Kaiserslautern beordert und bekam die Verteidigung rundum Kaiserslautern übertragen. Mit der örtlichen Kreisleitung wurde vereinbart, daß jede Ortsgruppe uns die Leute zu Schanzarbeiten mit Schanzzeug stellen mußte, so daß ich täglich zu den einzelnen Arbeiten 150 bis 500 Personen zur Verfügung hatte. Mir zugeteilt waren noch ungefähr 15 Feldwebel und Unteroffiziere der Standortkompanie aus einem zusammengestellten Sonderbataillon, das in der Panzerjägerkaserne lag. Unsere Aufgabe war, die Stadt rings in Verteidigungszustand zu setzen. Wir legten in erster Linie Schützenlöcher für Einzelschützen, dann MG-Stände, Pak-Abwehrgeschützstände sowie Schützenlöcher zum Abfeuern der Panzerfaust an. Dies geschah weniger im freien Gelände als mehr an den auf Kaiserslautern zuführenden großen Straßen. Die Panzersperren wurden von Hauptmann Mörsdorf (Wehrmachtskommandantur) angelegt. Stadtkommandant war Oberst Böhm, der vorher als Stadtkommandant in Saarbrücken befehligte. Die Wehrmachtskommandantur befand sich in der Villa Dr. Ritter am Turnerheim. Am 18. März abends siedelte Oberst Böhm mit seinem Stab, bei dem auch ich mich befand, in die Lauterstraße um. Am 19. abends 18 Uhr rief ich auf Befehl von Oberst Böhm die Ortskommandantur Otterberg an, um mich über die Feindlage zu orientieren. Zu meiner großen Überraschung erklärte mir das Fräulein vom dortigen Postamt, daß bereits vor einer halben Stunde etwa 20 amerikanische Panzer auf Richtung Baalborn gerollt seien. Ich versuchte daraufhin vergeblich, Katzweiler und Einsiedlerhof durch Fernspruch zu erreichen. Abends gegen 20 Uhr konnten wir noch in Erfahrung bringen, daß amerikanische Panzer längst Langmeil erreicht hatten. Mithin war die Stadt Kaiserslautern schon am 19. März abends im Norden vollständig eingeschlossen. Kurz nach 20 Uhr am 19. März kamen Oberbürgermeister Imbt und Kreisleiter Blum zu uns in den Wehrmachtbunker und erklärten, daß die Stadt verteidigt werden müsse bis auf den letzten Mann. Dies war auch in ihrer Gegenwart die Meinung von Oberst Böhm, der aber trotzdem im übrigen wenig Verständnis mehr für die Verteidigung der ohnedies schwer mitgenommenen Stadt zeigte. Ich machte den Oberst darauf aufmerksam, daß eine Verteidigung unmöglich sei, da wir keine Geschütze mehr zur Verfügung hatten. Er mußte mir zustimmen. Bemerken möchte ich zu diesem Punkt, daß im Verteidigungsplan der Stadt Kaiserslautern 64 Geschütze vorgesehen waren. Diese standen uns bis 15. März zur Verfügung. Auf Befehl der 1. Armee wurde aber eine Batterie um die andere über den Rhein gezogen. Oberst Böhm erinnerte sich, daß der Volkssturm noch zwei Batterien zur Verfügung hatte, die er einsetzen wollte. Er ließ daraufhin Major Schmitt (der Kreisleitung zugeteilt für die Interessen des Volksturmes) anrufen und bat um Zuweisung der beiden Batterien. Es handelte sich um abgeänderte russische 7,63cm-Geschütze. Major Schmitt teilte daraufhin mit, daß er bereits eine Batterie an die 1. Armee abgegeben habe und er uns die letzte zur Verfügung stehende Batterie zuweisen werde. Als dann 2 Stunden später diese ankam, stellten wir fest, daß an sämtlichen Geschützen die Verschlüsse fehlten, mithin die Batterie wertlos war.

Am 20. März morgens versuchten wir befehlsgemäß, Oberst Böhm zu wecken, aber Oberstabsarzt Dr. Treusch-Otterberg mußte feststellen, daß der Offizier eine Veronalvergiftung hatte und beordnete sofortige Überführung ins Heidelberger Krankenhaus. Oberst Böhm ist daselbst am gleichen Tag abends gestorben, ohne die Besinnung wieder erlangt zu haben. Offenbar wollte er die Verantwortung für die Zerstörung der Stadt nicht übernehmen und die Katastrophe nicht überleben, nachdem ihm, wie herumgesagt wurde, vom Stellvertretenden Generalkommando XII Wiesbaden seine durch Funkspruch übermittelte Bitte um Entbindung von dem verhängnisvollen Befehl zur Verteidigung der Stadt abgeschlagen worden war.

Angesichts der trostlosen Lage resignierte er. Daraufhin übernahm Oberst Esser, der Leiter des Wehrbereichskommandos den Befehl als Stadtkommandant. Fünf Stunden später, zwischen 10 und 11 Uhr, rückten die ersten Amerikaner ein. Sie kamen aus Richtung Einsiedlerhof und gelangten bis zur Brücke Reichswaldstraße, die aber gesprengt war. Zwei stadtkundige italienische Arbeiter führten alsdann die Panzer rechts weiter Richtung Pfaffbrücke, die ebenfalls gesprengt war. Daraufhin bogten sie weiter nach rechts aus und gelangten bis an das Guß- und Armaturwerk. Dort mußte die Spitze wieder rechts abbiegen, weil unter der Eisenbahnüberführung eine Panzersperre den Durchgang verwehrt, und so gelangten die Panzer durch den Viadukt beim Elektrizitätswerk in die Stadt, am Stadtpark rechts vorbei, durch die Barbarossastraße, um durch den Eisenbahnviadukt an der Papiermühle Richtung Kaserne auf die Hochspeyerer Straße zu gelangen. Die Amerikaner hatten demnach die Stadt einfach umfahren, nachdem durch die Einsicht der aus Kaiserslautern und Umgebung stammenden Offiziere, Hauptmann Seibert und Oberstleutnant Müller, die aus Vernunftgründen die Zwecklosigkeit einer Verteidigung eingesehen hatten, von dieser Abstand genommen wurde. Der am 21. März den Hauptmann Seibert vernehmende amerikanische Oberst erklärte, daß die Nichtverteidigung der Stadt ein Glück für diese war, denn die Amerikaner hielten seit dem frühen Morgen des 20. März in Metz-Frescaty 200 Bomber bereit, die den Angreifern die Tore der Stadt geöffnet hätten.

¹ Der Bericht ist erstmals abgedruckt in Braun-Rühling: Eine Stadt im Feuerregen. Kaiserslautern 1953, S. 71ff.. Seibert war Wehrmachtshauptmann.



Kaiserslautern: Truppen der 10. US-Panzerdivision dringen beim Gaswerk in die Stadt ein, 20. 3. 1945

BERICHT ÜBER DAS GESCHEHEN VOM MORGEN DES 20. MÄRZ 1945 IN KAISERSLAUTERN¹

VON JACOB WETZLER

In der Frühe des 20. März gingen bereits von allen Seiten Meldungen über das Herannahen der Amerikaner ein. Daß der Krieg verloren war, und zwar ohne Hoffnung auf eine für uns zu allerletzt noch günstige Wendung, war schon seit längerer Zeit klar. Jeder Widerstand erschien deshalb als sinnlos, und für die Stadt Kaiserslautern barg ein solcher unter allen Umständen die Gefahr in sich, daß die schwer beschädigte und teilweise ganz zerstörte Gemeinde dem völligen Untergang ausgeliefert worden wäre. Auf der Autobahn im Norden sah man bereits Panzerwagen, die ihre Rohre auf die Stadt richteten, jeden Augenblick konnten die ersten Panzer auch von Westen her in der Barbarossastraße, wo ich wohne, auftauchen - als unerwartet eine deutsche Pak-Batterie in genannter Straße bei meiner Wohnung (Holzhandlung Fuchs) abprotzte und sich zum Kampf bereit machte. Die Batterie wollte über der Stadt kreisende Jabos und vordringende Panzer beschießen. Ich suchte mit Unterstützung einiger Männer, den Batterieoffizier von seinem Vorhaben abzubringen. Ich suchte mit dem Hinweis, daß bei Widerstand die ganze Stadt zusammengeschossen werde. Schließlich sah der Offizier nach langem Besinnen auch das Unsinnige seines Vorhabens ein und gab Befehl, die Geschütze zu sprengen. Kaum war dies geschehen, als auch schon die Spitze der amerikanischen Panzer in der anstoßenden Logenstraße, nahe der Polizeidirektion, sichtbar wurde. Der Batterieführer und die Mannschaft warfen ihr Gepäck weg und flüchteten die Straße entlang nach Osten, vermutlich in den nahen Wald. Wie man später hörte, war Kaiserslautern im Fall des Widerstandes tatsächlich ausersehen, bis auf den Grund zerstört zu werden.

¹ Der Bericht ist erstmals abgedruckt bei Braun-Rühling: Eine Stadt im Feuerregen. Kaiserslautern 1953, S. 74f.



Ramstein: Kampfgruppe CCA auf dem Vormarsch nach Kaiserslautern über die Autobahn, 19./20. 3. 1945

HIS TOSS WAS WELL PLACED

ONE GRENADE ELEVATES YANK TO MAYOR OF KAISERSLAUTERN¹

BY PAT MITCHELL

STARS AND STRIPES STAFF WRITER

WITH THIRD ARMY, Kaiserslautern, March 20 (Delayed). - T/Sgt. Byron Hoover threw one grenade and became mayor of Kaiserslautern and the temporary fuehrer over 45,000 dazed burghers.

Hoover, nimble platoon leader from Chicago, roared down on Kaiserslautern with his 25-man I and R platoon² of the 317th Regt., 80th Inf. Div., shortly after infantry riding on Tenth Armd. Div. tanks rolled through the city at 10 AM without meeting determined resistance.

After detailing his men to give the town, which had a prewar population of over 60,000, a quick frisk, Hoover set up his „Charlie Peter“ in the town square and awaited results.

„There was a house down there loaded up with Kraut officers,“ said S/Sgt. John E. Dougherty, 19, of Dunmore, Pa., Hoover's chief of staff. „The townspeople must have known about it. As soon as Hoover whipped down there and heaved one grenade through the window a German colonel and his staff walked out and surrendered. From then on the natives knew that us, Intelligence and Reconnaissance boys, were in charge.“

In Kaiserslautern center square³, Hoover stood in front of the Chase National Bank and surveyed his catch - one colonel, four majors, five captains, 10 assorted lieutenants, 20 noncoms and 60 privates. Hastilyfashioned white surrender flags drooped dejectedly from secondfloor windows and the 20 noncoms stood in ragged ranks with their backs to the 30-foot-high stone statue⁴ glorifying Wehrmacht might.

Across the town square, several hundred women and children, the fraus, frauleins and Kinder of the Jerry prisoners bunched together and wept noisily.

Pvt. Nick Banyas, of Bridgeport, Conn., sat on a jeep hood watching his prisoners and their parted families. He addressed his platoon mates, „Us plucky lads have gone and raised quite a rumpus in this burg, ain't we? And all with one tiny hand grenade. My, what a pity.“

Kaiserslautern itself, which served as a pivot point for a 46-mile advance in 24 hours by Tenth Armd. Div. tanks, showed graphically the results of almost four years of Allied air pounding. The depot area in Kaiserslautern, the largest city within the Saar salient and the junction of two autobahns and rail lines running westward from Mannheim to Saarbrucken, was pitted with bomb craters.

The city's cathedral⁵, bounded on the west by Strasse SI⁶ in honor of the Hitler police who had sacked Christian churches and synagogues during Germany's pogrom era, was unscathed outwardly except for blown-out windows. Its clock was one minute slow.

Hunger-crazed horses, with bits of harness dangling, roamed the roadsides. Dead horses, some gory in their traces, were stiff in the final sculpture of death.

German stragglers occasionally stopped to butcher one of the dead horses, cutting into the haunches for stringy horse steak.

Platoon Sergeant Hoover sighed and said, „We got places to go. Who wants to be mayor of Kaiserslautern? Here are the keys of this joint.“

¹ Dieser Artikel eines offiziellen amerikanischen Kriegsberichterstatters über den Einzug der Amerikaner in Kaiserslautern erschien am 22.03.1945 in: The Stars and Stripes. Daily Newspaper of U.S. Armed Forces in the European Theater of Operations. Paris Edition.

- ² Dabei handelt es sich um eine Feindaufklärungseinheit: Intelligence and Reconnaissance platoon (I and R platoon).
- ³ Gemeint ist wohl der Schillerplatz. Die deutschen Kriegsgefangenen wurden zunächst in der Fruchthalle untergebracht.
- ⁴ Gemeint ist das 23er-Denkmal.
- ⁵ Gemeint ist die Marienkirche.
- ⁶ Muß richtig heißen: Straße der SA. Heute: Dr. Rudolf-Breitscheid-Straße.

17 Jap Warships Blasted by U.S. Navy Planes

<p><i>Mon Spricht Deutsch</i> Die infanterie Division des 100. Divisions Korps No. 4 Zeitung</p>	<p>PARIS EDITION</p>  <p>THE STARS AND STRIPES</p> <p>Daily Newspaper of U.S. Armed Forces in the European Theater of Operations</p> <p>11c.</p>	<p><i>Les On Parle Français</i> Le meilleur esprit et le succès. Sans parler sans a succès. Il parle there in there.</p>
<p>Vol. 1—No. 230</p>	<p>11c.</p>	<p>Thursday, March 22, 1915</p>

His Toss Was Well Placed

One Grenade Elevates Yank To Mayor of Kaiserslautern

By Pat Mitchell

Stars and Stripes Staff Writer

WITH THIRD ARMY, Kaiserslautern, March 20 (Delayed).—T/Sgt. Byron Hoover threw one grenade and became mayor of Kaiserslautern and the temporary fuhrer over 45,000 dazed burghers.

Hoover, nimble platoon leader from Chicago, roared down on Kaiserslautern with his 25-man I and R platoon of the 317th Regt., 80th Inf. Div., shortly after infantry riding on Tenth Army Div. tanks rolled through the city at 10 AM without meeting determined resistance.

After detailing his men to give the town, which had a pre-war population of over 60,000, a quick frisk, Hoover set up his "Charlie Peter" in the town square and awaited results.

"There was a house down there loaded up with Kraut officers," said S Sgt. John E. Dougherty, 19, of Dunwoody, Hoover's chief of staff. "The townspeople were all about it. As soon as Hoover threw one grenade, the Krauts ran out of the house and the Kraut officers were all shot."

AUSZUG AUS DER DIVISIONSGESCHICHTE DER 10. US-PANZERDIVISION¹

On March 19, the combined power of our assaulting forces drove the Germans out of St. Wendel. Without stopping, Cherry and Chamberlain raced on twenty miles to the east. Supporting them on the flank was Colonel Gatchell's Reserve Command. CC R's Armoraiders kept pace with the other two attacking commands as all three blasted aside everything in their path in their headlong race to the Rhine. By March 20, the attack was fast producing a rout as the enemy fell or retreated before the savage Tenth Armored drive which propelled itself through Kaiserslautern. The big industrial city was in the path of Patton's streaming tank and infantry divisions. Formerly a supply center for the German army, its population of 100,000 was left for the doughs of the 80th Infantry Division which mopped up after the Tiger Division.

Before Kaiserslautern was captured however, forces of both the Tenth Armored and 80th Infantry Divisions raced eastward on all four lanes of Hitler's famed Autobahn in an effort to be the first to enter that city. Separating the superhighway's lanes was a broad grassy area which was utilized by the retreating enemy who waved little white flags at the doughs and the tankers as they streamed past them. First to reach Kaiserslautern were the Tigers of the Tenth who slammed through the city and continued the attack to the east. The Division's G-3 at this time prepared a message for Corps stating that the Tenth had captured Kaiserslautern. However, General Morris insisted that the message be destroyed so that the 80th Infantry would be credited with its capture. The Division Commander felt that since the doughs had done the dirty work of mopping up the city, they ought to be given recognition for its capture.

After racing through Kaiserslautern, Combat Command A banged eastward to the Rhine, while Combat Command B and the Reserve Command struck south to Annweiler, some twenty miles, to sever enemy escape routes to the Rhine. South of Kaiserslautern, the 90th Cavalry caught a German column on the road and with the aid of the Air Corps promptly wrecked everything in sight. Trucks, wagons, supplies and enemy were left in smoking ruins on the road which was so congested that for hours later it was virtually impassable. In this area, the Tiger's Recon Squadron held in check the entire German army which had been cut off by the Third Army drive to the Rhine, on the Tenth Armored's southern flank. Constant attacking by Lieut. Col. Lichirie's cavalrymen kept the retreating enemy from threatening the Tiger flanks.²

¹ Aus: Lester M. Nichols: IMPACT. The battle story of the TENTH ARMORED DIVISION. New York 1954, S. 198f.

² Die 10. US-Panzerdivision besetzte zusammen mit der 80. US-Infanteriedivision am 20.3.1945 Kaiserslautern.

AUSZUG AUS DEM KRIEGSTAGEBUCH 1944/1945¹

GESAMMELT UND GEFÜHRT VON GRETEL WAGNER

19. März 1945 (Montag)

Heute Abend gegen 8 Uhr ertönte von allen Sirenen das angekündigte Signal, daß der Feind vor den Toren unserer Stadt steht. Alles begab sich in Sicherheit, in der Erwartung, daß unsere Stadt verteidigt wird. Die Durchgangsstraßen wimmelten von zurückflutenden deutschen Truppen, die die ganze Nacht hindurch gegen Osten marschierten. Viele Ausländer beleben die Straßen der Stadt. In den späten Nachmittagsstunden wurde der Volkssturm einberufen.

20. März 1945 (Dienstag)

In den frühen Morgenstunden des heutigen Tages hörte man aus allen Richtungen Detonationen. Von den Deutschen wurden verschiedene Eisenbahnbrücken noch in letzter Minute in die Luft gesprengt, u.a. auch die Brücke beim Wasserwerk in der Entersweiler Straße, die Pfaffbrücke und die Pariser-Straße-Brücke. Auch die Sender auf dem Rotenberg wurden frühmorgens umgelegt. Die letzten deutschen Soldaten verließen gegen Morgengrauen in östlicher Richtung die Stadt. Letztere sollte nun doch nicht verteidigt werden. Die Panzersperren, die gestern abend vom Volkssturm geschlossen wurden, mußten in den frühen Morgenstunden des heutigen Tages wieder geöffnet werden. Der Polizeichef Hauptmann Gebhardt² fuhr den Amerikanern mit einer weißen Flagge entgegen und übergab die Stadt kampfflos. Der Oberbürgermeister sowie sein Vertreter und der Personalchef hatten die Stadt schon vorher verlassen. Die Verwaltung wurde von Stadthauptkassen-Direktor Pfleger übernommen. - Gegen 9 Uhr vormittags sah man die ersten amerikanischen Panzerwagen über die Reichsautobahn fahren. Unmittelbar danach kamen die ersten drei Panzerwagen langsam von der Stadt her (von der Gärtnerei Christmann aus gesehen) über die 23er³ Straße bis zur Leichenhalle in der Göring-Straße⁴. Dort kehrten sie wieder um und fuhren gegen die Ausstellung. Kurz danach kamen die drei Panzerspähwagen wieder zurück und fuhren die 23er Straße gegen Hochspeyer zu weiter. Bald danach begann die eigentliche Durchfahrt der Amerikaner. Ununterbrochen rollten Panzerwagen, Geschütze usw. durch die Stadt nach Osten. Die Altenwoog- und 23er Straße boten ein richtiges Kriegsbild. Von den deutschen Soldaten zurückgelassene Pferde lagen erschossen am Wege. Ausländer rissen sich um das Fleisch eines solchen Pferdes, so daß nach kurzer Zeit nichts mehr als das Gerippe von diesem zu sehen war. Ab und zu konnte man sehen, wie noch einzelne deutsche Soldaten sich auf der Straße den Amerikanern ergaben. Am frühen Nachmittag erfolgten die ersten Einquartierungen durch die Amerikaner. Wohnungen und auch ganze Häuser wurden an den Hauptverkehrsstraßen beschlagnahmt, und die Eigentümer mußten die Wohnungen binnen kurzer Frist verlassen. Die einen hatten eine halbe Stunde Zeit, andere etwas länger, manche aber auch nur fünf Minuten. Die Wohnungen waren vorübergehend belegt. In vielen Fällen kam es vor, daß die Wohnungen nach dem Verlassen der Amerikaner von Russen und Polen geplündert wurden, noch bevor der Eigentümer die Möglichkeit hatte, seine Wohnung wieder zu beziehen, denn von morgens 9 Uhr bis mittags 3 Uhr war allgemeine Sperrzeit für die deutsche Bevölkerung.

21. März 1945 (Mittwoch)

Das gleiche Bild. Die Durchfahrt der Amerikaner hält an. Die Hauptverkehrsstraßen, darunter auch die Altenwoog- und 23er Straße, sind für den Zivilverkehr gesperrt. Gegen Abend ereignete sich an der Ebertstraße etwas Furchtbares. Amerikaner brachten auf einer Tragbahre eine Anzahl Tote, Zivilisten und Soldaten, und legten sie nebeneinander in den Hof des Hauses Nr. 41 an der Ebertstraße, getrennt nach Zivilisten und Amerikanern. Hier nahmen die Amerikaner die Personalien ihrer Kameraden auf und trugen dann einen nach dem andern wieder mittels der Tragbahre hinaus in einen

Lastwagen. Die Zivilisten, vielleicht Ausländer, mußten noch länger liegen bleiben, bis sie dann endlich auch entfernt wurden. Ein Kriegsbild, das man wohl immer in Erinnerung behalten wird. (gesehen vom Fenster der Schreiberin aus).

Die Fälle von Plünderungen mehren sich in der Stadt.

¹ Original im Stadtarchiv Kaiserslautern. Nach dem schweren Bombenangriff auf Kaiserslautern am 28. September 1944 stellte Gretel Wagner, Mitarbeiterin des Stadtarchivs, ihre Stadttagebuch eintragungen ein. Das Stadtarchiv wurde an diesem Tag geschlossen. Danach gibt es nur noch vereinzelte Notizen zu einigen - allerdings entscheidenden - Tagen im März und im Juli 1945, von denen einige im folgenden abgedruckt werden.

Im Stadtarchiv Kaiserslautern befinden sich außerdem Gretel Wagners "Stadtgeschichtliche Aufzeichnungen. Kaiserslautern 1944-1947". Dieses Werk, das sich bezüglich des behandelten Zeitraums teilweise mit dem "Kriegstagebuch" überschneidet, ist nachträglich - vermutlich Ende der 40er Jahre - verfaßt worden. Wagner verarbeitet darin viele von ihr selbst eingeholte Berichte von Kaiserslauterer Bürgern. Da die wichtigsten dieser Schilderungen im Quellenteil dieses Buches veröffentlicht werden, wird auf den zusätzlichen Abdruck der entsprechenden Passagen Wagners verzichtet, um Wiederholungen zu vermeiden.

² Gemeint ist Polizeihauptmann Willy Geppert.

³ Heute: Mannheimer Straße.

⁴ Heute: Donnersbergstraße.



Zivilisten schlachten bei Kaiserslautern ein totes Pferd aus

DIE BESATZUNGSZEIT VOM 20.3.1945 - 11.5.1945.

EIN BEITRAG ZUR STADTGESCHICHTE.¹
VON EMIL PFLEGER

I.

Nach einer Referentenbesprechung am Donnerstag, 15.3.1945, hatte mich der damalige Oberbürgermeister und Kreisleiter Richard Imbt in sein Dienstzimmer bestellt und mir mitgeteilt, daß er mir - mit Zustimmung des Herrn Regierungspräsidenten Barth - im Falle einer Feindbesetzung die Führung der Dienstgeschäfte des Oberbürgermeisters der Stadt Kaiserlautern übertrage.² Meiner Bitte, hiervon abzusehen und eine andere Person mit dieser Aufgabe zu betrauen, wurde nicht entsprochen. Imbt fügte noch bei, daß ich wohl nach kurzer Zeit von einem politischen Oberbürgermeister abgelöst werden würde.

Am 19.3.1945 ist mir der Auftrag (mit einem Organisationsplan für den Fall einer teilweisen Räumung des Stadtgebiets und einer Notdienstverpflichtung) schriftlich zugegangen. Daraufhin konnte und wollte ich mich - trotz innerlichem Widerstreben - der Verpflichtung, in einer schweren und ersten Zeit die Führung der Stadtverwaltung zu übernehmen, nicht entziehen. Die Leitung der Stadthauptkasse übernahm mein ständiger Stellvertreter, Kassenoberinspektor Heinrich Rink.



Emil Pfleger



Dr. Rudolf Reeber

II.

Der mir erteilte Auftrag wurde in der Nacht vom 19. auf 20.3.1945 (Montag auf Dienstag) von Ortsgruppenleitern in Luftschutzbunkern bekanntgegeben und - wohl zur Beruhigung der angesichts des bevorstehenden Einmarsches der amerikanischen Truppen besonders aufgeregten Menschen - hinzugefügt, daß ich zur kampfflosen Übergabe der Stadt ermächtigt sei, was aber nicht zugetroffen hat und von mir als eine rein militärische Angelegenheit betrachtet werden mußte. Ich warte ruhig ab und ließ die Sache an mich herankommen.

Am Dienstag, 20.3.1945, gegen 9 Uhr rückten von allen Seiten motorisierte amerikanische Kampftruppen in die Stadt ein. Ein Widerstand war nicht bemerkbar. Die Bevölkerung war zwar aufgeregt, sah vielfach aber mit einer gewissen Erleichterung und Gelassenheit dem Einmarsch der überwältigenden feindlichen Macht zu. Die Büros, Geschäfte, Fabriken und andere Betriebe stellten die Arbeit ein. Im Laufe des Vormittags erschien im Stadthaus ein amerikanischer Offizier und verlangte, den Oberbürgermeister zu sprechen. Es wurde ihm mitgeteilt, daß dieser „abgehauen“ und ich sein Stellvertreter sei. Kurz vor 12 Uhr kam dieser mit einer Maschinenpistole ausgerüstete Offizier - ein amerikanischer Major - mit einem Dolmetscher in meine Wohnung. 2 bewaffnete Soldaten standen vor der Haustüre als Sicherungsposten. Der nicht Deutsch sprechende Offizier ließ mir durch den Dolmetscher einleitend mitteilen: „Wir wollen mit Ihnen zusammenarbeiten.“ Die ersten Fragen betrafen zunächst meine Person (Name, Parteizugehörigkeit u. a.), den Namen des Oberbürgermeisters und Kreisleiters, wann er weggegangen sei und wohin (was mir aber nicht bekannt war) und dergleichen mehr. Schließlich richtete er an mich die etwas verflängliche Frage: „Sind Sie froh, daß wir gekommen sind?“ Ich antwortete: „Auf jeden Fall sind wir froh, daß die seelische Belastung des Bombenkrieges von uns genommen ist. Ich nehme wenigstens an, daß wir Bomben nicht mehr zu befürchten brauchen.“ Antwort: „Von uns nicht, wenn nicht von den Deutschen.“ (Am gleichen oder nächsten Nachmittag wurden von deutschen Fliegern - unter völliger Verkenntnis der tatsächlichen Lage - einige Bomben abgeworfen, die aber keinen nennenswerten Schaden verursachten). Danach übergab mir der Offizier verschiedene Plakate mit Bekanntmachungen an die Bevölkerung, die sofort angeschlagen werden mußten. Ähnliche Aufträge der amerikanischen Militärregierung (über Verhalten der Bevölkerung, Straßen-, Verkehrs- und Ortssperren und dergleichen mehr) häuften sich in den darauffolgenden Tagen und Wochen.

III.

Als ich alsbald nach diesem denkwürdigen Besuch das Dienstzimmer des Oberbürgermeisters betrat, traf ich mehrere Offiziere, Soldaten und Dolmetscher an. Es folgten sofort Beschlagnahmen von Wohnungen (die Betroffenen mußten innerhalb kürzester Frist die Wohnung verlassen und durften in der Regel nur wenige Sachen mitnehmen), die Requirierung von Gebrauchs- und Verbrauchsgütern (nicht auch Lebensmittel) usw. In der Nacht von Dienstag auf Mittwoch (20./21.3.45) wurde ich aus dem Bette herausgeholt um Raum bereitzustellen für aus dem Felde kommende Soldaten (etwa 600 - 700 Mann) und für den Stab, wofür das Goetheschulhaus und dabei gelegene Wohnungen in der Späthstraße gewählt wurden.

Die Beschlagnahmen und Requisitionen nahmen von Tag zu Tag einen immer größeren, ja beängstigenden Umfang an, was mich veranlaßte, eingangs der Verhandlung bei der Militärregierung am ersten Ostertage - 1.4.1945 - die folgende Erklärung vorzutragen, die Herr Direktor Heimann (G.M. Pfaff) auf Englisch übersetzte und deren schriftliche Übergabe auf Verlangen sofort erfolgte.

„ 1. 4. 1945

(Erklärung vor der Militärregierung)

Ich bitte, zunächst eine allgemeine Erklärung abgeben zu dürfen. Nicht nur ich, als Bürgermeister der Stadt Kaiserslautern, sondern alle meine Mitarbeiter, insbesondere aber der Versorgungsausschuß haben den allerbesten Willen, die Anforderungen der Militärregierung zu erfüllen.

Diese Absicht hat aber ihre Grenzen und hört dort auf, wo die Verwirklichung einfach nicht mehr möglich ist. Sie wissen, daß unsere Stadt größtenteils zerstört ist und viele Gebrauchs- und Verbrauchsgütern dem Luftkrieg zum Opfer gefallen sind.

Sie haben auch gehört, daß die Westmark zur Ernährung ihrer Bevölkerung einen erheblichen Zuschuß aus dem Rechtsrheinischen braucht.

In den letzten Monaten konnten aber nur noch geringe Mengen an Gebrauchs- und Verbrauchsgüter herbeigeschafft werden. Dazu kommt noch, daß, wie Sie ebenfalls wissen, in den letzten Tagen vieles unberechtigt weggenommen oder zertrümmert wurde.

All diese Umstände machen uns die Erfüllung unserer Aufgabe schwer und zum Teil unmöglich.

Die Voraussetzung für die Aufrechterhaltung der Ruhe und Ordnung in der Bevölkerung ist, diese im Rahmen des Möglichen mit dem Allernotwendigsten zum Leben zu versorgen.

Ich bitte Sie daher, für unsere Lage Verständnis zu haben und uns in unseren Aufgaben, soweit es Ihnen möglich ist, zu unterstützen.

*Der Bürgermeister:
gez. Pfleger“*

Herr Hauptmann Innes, ein sehr ruhiger und vornehmer Mann, brachte in einer kurzen Erwiderung meinem Wunsche wohl Verständnis entgegen, die Requisitionen wurden aber noch vermehrt und erweitert. Sie erstreckten sich auch auf Maschinen, Werkzeuge, Möbel und sonstigen Hausrat, Büroausstattungen, Schreibmaschinen, Autos, Radios und alle nur denkbaren Sachen. Soweit nur irgend tunlich, wurde die Bevölkerung geschont und der Bedarf in Geschäften gedeckt. Bei der Bewältigung dieser unangenehmen und schier unlösbaren Aufgabe kamen mir der beständige Wirtschafts- und Versorgungsausschuß und die Vertreter der Handwerks- und der Industrie- und Handelskammer, die sofort nach Übernahme meines Amtes ihre Unterstützung angeboten hatten, zur Hilfe. Dank der Sachkenntnis, der Tatkraft und der Umsicht dieser Männer konnte den großen Anforderungen meistens entsprochen werden, und die angedrohten unmittelbaren und rücksichtslosen Eingriffe in Privathäushalte oft vermieden oder vermindert werden. Es sind hier besonders zu nennen die Herren Heinrich Lenhardt (Betriebsführer der Firma Carl Ph. Schmidt), August Hermann (Betriebsführer der Firma Ottmann-Thomas), Oberlandeswirtschaftsrat Rigaud (Landeswirtschaftsamt) und Fahrbereitschaftsleiter Hasemann, später noch Kaufmann Karl Pallmann.

Diese vortrefflichen, wackeren und mutigen Männer wurden auf meinen Vorschlag sofort zu den fast täglichen Verhandlungen mit der Militärregierung herangezogen. Sie haben durch ihre umfassende Sachkenntnis auf allen Gebieten der Wirtschaft, durch ihre Zielstrebigkeit, durch Umsicht und Geschick, kurzum durch ihr überragendes Wissen und unermüdeliches Schaffen der Stadt Kaiserslautern und ihrer Bevölkerung in völlig uneigennützig Weise einen unschätzbaren Dienst erwiesen, was besonders hervorgehoben werden muß und rückhaltlosen Dank verdient.

IV.

Die Betriebe ruhten, die Sparkassen, Banken und Schulen waren geschlossen. Mit Ausnahme der Stadtverwaltung durfte noch keine andere Behörde tätig sein. Die Stadthauptkasse konnte - dank

Auszahlung der Renten für Monat Mai 1945

Es werden ausbezahlt:

A) Von der Reichspost (Richard-Wagner-Straße):

1. Invalidenrenten und

die Renten aus der Angestelltenversicherung

am 2. Mai für die Empfangsberechtigten mit den Buchstaben **A** mit **K**

„ 3. Mai „ „ „ „ „ „ „ **L** „ **Z**

jeweils in der Zeit von 8.30 Uhr bis 12.30 Uhr

und 14.30 „ „ 18.30 „

Die Rentenempfänger, die bisher ihre Rente beim Postamt 3, Steinstr., abgeholt haben, erhalten ihre Zahlung wieder bei diesem Postamt.

2. Militärrenten

am 4. und 5. Mai jeweils in der Zeit von 8.30 Uhr bis 12.30 Uhr

und 14.30 „ „ 18.30 „

Die Rentenempfänger, deren Renten bisher von der Rentenstelle des Postamtes auf eine Bank oder sonstige Kasse überwiesen wurden, erhalten ihre Bezüge an den genannten Tagen beim Postamt in bar, da eine Überweisung zur Zeit nicht erfolgen kann.

B) Die Rentenempfänger, die ihre Rente bisher vom Versorgungsamt direkt oder auf ein Bankkonto überwiesen erhielten, wollen sich wegen Regelung ihrer Rentenbezüge an die Kriegsfürsorge (Stadthaus Ost, 3. Stock, Zimmer 24) wenden.

C) Von der Stadtkasse (Stiftsplatz, neuer Kassenraum):

Familienunterhalt in folgender Reihenfolge:

am 2. Mai für die Empfangsberechtigten mit den Buchstaben **A** mit **F**

„ 3. Mai „ „ „ „ „ „ „ **G** „ **K**

„ 4. Mai „ „ „ „ „ „ „ **L** „ **R**

„ 5. Mai „ „ „ „ „ „ „ **S** „ **Z**

jeweils in der Zeit von 8.00 bis 12.00 und 14.00 bis 16.00 Uhr.

Für die alphabetische Reihenfolge gilt der Name des Einberufenen, nicht der des Empfangsberechtigten.

Damit die Auszahlung sowohl bei der Reichspost wie bei der Stadtkasse reibungslos vor sich gehen kann, ist es unbedingt erforderlich, die obige Reihenfolge **genauestens** einzuhalten.

Kaiserslautern, den 26. April 1945

Der Oberbürgermeister

einer vorsorglichen Sicherung von größeren Barbeständen - nicht nur die Gehälter, Pensionen, Unterstützungen und anderen fälligen Ausgaben ungehindert voll leisten, sondern auch der Post zur Auszahlung der Invaliden-, Angestellten- und Versorgungsrenten Vorschüsse (mehrere 100 000 RM) gewähren, was auf einen großen Teil der Bevölkerung außerordentlich beruhigend wirkte und viele arme Menschen vor Not bewahrte. Die Stadtverwaltung war also anfänglich die einzige Behörde, die die Last der Militärverwaltung zu tragen hatte, der Bürgermeister der Mann, der über alle Fragen verantwortungsvollen Aufschluß geben mußte, an den alle Aufträge der Militärregierung und die Anliegen der Bevölkerung vorgebracht oder hervorgetragen wurden. Es ist daher selbstverständlich, daß auf dem Stadthaus, in dem bis zur Übersiedlung in das frühere Reichsbankgebäude - nach etwa einer Woche - auch die Militärregierung untergebracht war, von morgens früh bis abends spät, ein bewegtes Leben herrschte. Zu dem Kommen und Gehen der Offiziere und Soldaten gesellte sich ein großer Andrang von Menschen von hier und auswärts (Rückwanderer, Durchreisende usw.), um ihre Not (Wohnungsbeschlagnahme, Unterkunftssuche, Plünderungen, mutwillige Zerstörungen, Hausdurchsuchungen, Verhaftungen, Entführungen, Vergewaltigungen) vorzubringen und um Hilfe und Unterstützung, Ausstellung von Pässen und dergleichen mehr zu ersuchen. In Bezug auf die Ausschreitungen und Belästigungen der Frauen machte ich den Kommandanten darauf aufmerksam, daß sich viele Soldaten undiszipliniert verhalten und das ohnehin schon große Leiden der Einwohner noch unnötigerweise steigerten, und bat ihn um Abhilfe. Dieser erwiderte mir, daß der Obersten Heeresleitung dies bekannt sei und sie alles tun werde, die Ausschreitungen zu verhindern; aber es sei noch Krieg und da ließe sich nicht alles vermeiden.

Besondere Schwierigkeiten brachten hauptsächlich die Plünderungen von Lebensmitteln in Läden und Lagern, die vorwiegend durch die zügellos umherstreifenden Fremdarbeiter erfolgten. Sie waren ein Schrecken besonders für die Randstadtteile. Meinem Vorschlag, diese Banden einzufangen und zusammen im Barbarossaschulhaus unterzubringen und dort zu bewachen, wurde nur zögernd und unzulänglich Rechnung getragen. Schwer war die Beschaffung der für die Fremdarbeiter verlangten Lebensmittel. Auf das Übermaß und die Unmöglichkeit der Befriedigung der Anforderungen hingewiesen, erwiderte ein zur Betreuung der Fremdarbeiter bestellter russischer Offizier, daß er die Rationen berechnen und wir zu erfüllen hätten. Der amerikanische Hauptmann Innes fügte hinzu, daß die Fremdarbeiter ja von den Deutschen und nicht von ihnen herbeigeholt wurden.

Beschämend muß festgestellt werden, daß sich auch Einheimische an diesen Plünderungen beteiligten. Am Abend des 21.3.1945 wurde ich zum Stadthaus geholt, wohin mit einem Lastkraftwagen etwa 60 junge und alte Männer und 20 Frauen mit Kindern, die an Plünderungen teilgenommen hatten, eingeliefert wurden. Mit einer gewissen Genugtuung eröffnete mir Mr. Poersch: „Das sind deutsche Plünderer“. Nach Aufnahme ihrer Personalien wurden sie für 1 - 2 Tage in Zimmern und Gängen des Stadthauses verwahrt, dann aber ins Gefängnis an der Mühlstraße überführt. Sie kamen mit geringen Strafen davon und wurden bald freigelassen.

Schon in den ersten Tagen setzten die Verhaftungen politisch und kriminell beschuldigter Personen ein, die im Gefängnis an der Mühlstraße, im Röhmenschulhaus und im Tierhäuschen (für Jugendliche) untergebracht wurden. Eine Verhaftungswelle folgte der anderen. (Einmal drohte mir selbst eine Verhaftung durch die Militärregierung wegen vermutlicher Zurückhaltung eines Autos <Uhl>). Kaufmann Karl Pailmann konnte gegenüber Mr. Poersch diesen Verdacht zwar nicht ganz beseitigen, Poersch sah aber wegen meines allgemeinen Verhaltens von einer Verfolgung ab. Verständlich war es daher, daß die Militärregierung auf beschleunigte Instandsetzung des durch Bomben beschädigten Gefängnisses an der Morlauterer Straße drängte. In diesem Zusammenhang muß aber auch ein unrühmliches Kapitel erwähnt werden, nämlich das der gewissenlosen Denunziation (Angeben, Verrat). Ich machte frühzeitig den Verwaltungsoffizier Mr. Poersch darauf aufmerksam, daß wohl eine Fülle von unberechtigten Denunziationen vorgebracht werden würde und hatte gebeten, diese vorher zu prüfen und nicht ohne weiteres Folgerungen daraus zu ziehen. Unser Volk neige leider zu dieser unschönen menschlichen Eigenschaft. Das sei 1918, 1923 (Separatismus) und 1933 so gewesen und würde sich auch jetzt wiederholen. Es wäre Vielen unrechtes Leid, Schaden an Hab und Gut erspart geblieben, wenn meine, der Gerechtigkeit dienende Anregung beachtet worden wäre. Ich

konnte auch Einblick gewinnen in die Erfolge feindlicher Spionage bzw. die Wirkung von Landesverrat (z.B. Einzelbeschreibung der hiesigen Kasernen, Abbildung und Beschreibung der früheren Realanstalt Weyerhof bei Mannheim).

V.

Wenige Tage nach Beginn der Besatzung teilten mir die Bürger Wilhelm Müller und Max Schmitt mit, daß sie eine neue Arbeiterpartei ins Leben rufen werden. Sie verlangten Auskunft über den Stand der Ernährungslage, die von den Herren Hermann, Lenhardt und Rigaud bereitwillig erteilt wurde. Schließlich äußerten sie den Wunsch, zu einer Verhandlung bei der Militärregierung zugezogen zu werden. Ich gab der Militärregierung hiervon Kenntnis, die die Beziehung auch genehmigte. Nur einer Verhandlung wohnten sie bei. Sie wurden in keinem Punkt zu Rate gezogen und verlangten selbst auch nicht zu Wort zu kommen.

VI.

Verhandlungen mit der Militärregierung

Fast täglich fanden solche Verhandlungen statt. Unsere größte Sorge war zunächst die Sicherstellung der Ernährung der Bevölkerung, die um so beängstigender wurde, als durch die Befriedigung der ungewöhnlich hohen Auflage für die Fremdarbeiter, die Plünderungen und die Stockung weiterer Zuführungen von außen, die Bestände immer geringer wurden und - auch bei Herabsetzung der Rationen - nur noch für kurze Zeit ausreichten. Förmlich ringen mußten wir z.B. um die Freigabe oder Zuweisung einiger Lastkraftwagen zur Beifuhr von Milch für Kinder und die alten Leute. Nur zu langsam kam der Verkehrsbetrieb in Gang.

Auf die Anregung der Militärregierung, die Trümmer in den Straßen zu beseitigen und die nur leicht beschädigten Häuser wieder instandzusetzen, um den durch die Beschlagnahme noch größer gewordenen Wohnraumbedarf der Bevölkerung einigermaßen zu decken, wurden von unserer Seite sofort umfassende Pläne und Vorschläge ausgearbeitet und eingereicht. Es hatte den Anschein, als wenn die Militärregierung an diesen überaus wichtigen Fragen in gleicher Weise wie wir interessiert wäre. Ohne ihre Hemmung, also bei einer Handlungsfreiheit, wäre das Ziel eher und besser erreicht worden.

Die Amerikaner bewahrten uns und allen Deutschen gegenüber - befehlsgemäß - einen angemessenen und kühlen Abstand. Obwohl die Verhandlungen mit der Militärregierung, die hauptsächlich mit Hauptmann Innes und dem gut Deutsch sprechenden Verwaltungsoffizier Poersch geführt wurden, im allgemeinen sich im ruhigen Rahmen abwickelten, so muß doch gesagt werden, daß wir öfter beharrlich um die Belange unserer Bevölkerung förmlich kämpfen mußten.

VII.

Bereits in den ersten Tagen wurde ich von der Militärregierung als Bürgermeister bestätigt. Am 3.4.1945 wurden Rechtsrat Dr. Reeber als Oberbürgermeister und ich als Bürgermeister bestellt. Während von diesem Zeitpunkt an der neue Oberbürgermeister die Leitung der Stadtverwaltung übernahm und die Verhandlungen mit der Militärregierung führte, bestand meine Hauptaufgabe in der Vermittlung der Ausstellung von Pässen und persönlicher Vorsprachen von Privatpersonen bei der Militärregierung und der Verfolgung der Requisitionsaufträge. Da die letztere Aufgabe immer umfangreicher und die Überwachung schwieriger wurde, übertrug ich die Erledigung dem Polizeioberinspektor Karl Müller. Hieraus erwuchs allmählich das Besatzungsamt, dessen Leiter Müller geworden ist.

Von den übrigen Beamten, die in jeder Zeit bei den Arbeiten für die Besetzung besonders mitgewirkt haben, sind zu nennen: Stadtamtmann Seubert, Stadtamtmann Heil, Oberbaurat Foltz, Bauamtmann Dick und Bauamtmann Heil.

Nach anstrengender und - angesichts des vermehrten Leides, das eine große Zahl der Bevölkerung durch die Beschlagnahmen ihrer Wohnungen, die Ausschreitungen, Verhaftungen usw. zu tragen hatte - seelisch aufregender Arbeit wurden am 11.5.1945 Herr Dr. Reeber und ich von unseren Ämtern enthoben, wohl nur deshalb, weil wir Mitglieder der NSDAP waren. Bei der mündlichen Mitteilung dieser Amteshebung wurde von Mr. Poersch anerkannt, daß wir das Beste geleistet hätten. Es läge aber ein höherer Befehl vor, und als Soldat müsse er diesen Befehl vollziehen. Als Nachfolger wurden uns noch Herr Alex Müller (Oberbürgermeister) und Herr Wilhelm Lippold (Bürgermeister) vorgestellt.

Ich habe von vornherein erwartet, daß ich den Posten als Bürgermeister nur vorübergehend bekleiden muß. Mein persönliches Interesse habe ich dem Wohle der Bevölkerung untergeordnet und die Anordnungen meiner Vorgesetzten befolgt, konnte aber mit dem Gefühl ausscheiden, meine Pflicht als deutscher Mann und Beamter auch in dieser für das ganze deutsche Volk schweren und ersten Zeit erfüllt zu haben. Die in jener Zeit erlittene Nervenerschöpfung hat meine Gesundheit und meine Dienstfähigkeit vorzeitig ungünstig beeinflußt und wirkt heute noch nach. Ein Glück war es, daß die Bevölkerung die Ruhe bewahrte und sich nicht zu ersten Unbesonnenheiten hinreißen ließ. Denn ein amerikanischer Offizier, der mich fragte, ob Häuser unterminiert seien, was ich für ausgeschlossen oder unwahrscheinlich hielt, machte mich darauf aufmerksam, daß bei der Wahrnehmung einer solchen Gefährdung der Besatzungsmacht die ganze Stadt in Trümmer gelegt werden würde.³

¹ Stadtarchiv Kaiserslautern All 241/3 „Einzug der Amerikaner. Berichte“. Pfleger verfaßte diesen Bericht am 20. Mai 1948.

² Pfleger war zu diesem Zeitpunkt Stadtkassendirektor.

³ Die im Original zahlreich vorhandenen Unterstreichungen einzelner Worte oder ganzer Passagen wurde hier weggelassen.

Bekanntmachung

Die Militärregierung hat mit Anordnung vom 3. April 1945 den
Stadtkämmerer **Dr. Rudolf Reeber**

zum

Oberbürgermeister

und den

Direktor Emil Pfleger

zum

Bürgermeister

der Stadt Kaiserslautern bestellt.

Kaiserslautern, den 3. April 1945.

Der Oberbürgermeister.

FAHRBEREITSCHAFT¹

VON FRANZ HASEMANN

Mit dem Zusammenbruch des Dritten Reiches und der Besetzung von Kaiserslautern am 20. 3. 1945 durch amerikanische Truppen war auch die Transportorganisation in unserer Stadt auseinandergerissen und nicht mehr einsatzfähig. Ein Teil der Lastwagen und auch verschiedene Omnibusse des Städtischen Kraftwagenparks waren in den letzten Tagen vor dem 20. März noch mit älteren Evakuierten nach Heidelberg geschickt worden. Diese Fahrzeuge gerieten dann auf dem Rückwege zwischen Ludwigshafen und Kaiserslautern in Fliegerangriffe und blieben zum größten Teil beschädigt liegen. Ein anderer Teil wurde durch unsere zurückflutenden Truppen mitgenommen und war somit für das Transportwesen der Stadt verloren.

Am dritten Tage nach dem Einzug der amerikanischen Truppen wurde dem nun der Stadt Kaiserslautern vorstehenden Bürgermeister Pflieger durch die amerikanische Militärregierung der Auftrag erteilt, das Transportwesen der Stadt Kaiserslautern sofort zu organisieren und innerhalb von ein oder zwei Tagen vor allen Dingen die Fahrzeuge zur Anfuhr der Milch aus dem Bezirk Kaiserslautern für die Stadt zu sichern. Es wurde ein Wirtschaftsausschuß gebildet und demselben die Fahrbereitschaft angeschlossen. Die noch fahrbereiten Fahrzeuge wurden listenmäßig zusammengestellt, überprüft und für die notwendigsten Lebensmitteltransporte eingeteilt. Die bei den Tankstellen noch vorhandenen Treibstoffe, Benzin, Diesel und Öl mengenmäßig festgestellt und beschlagnahmt. Die Fahrzeuge wurden durch Plakate an der Windschutzscheibe, [die mit Stempeln der Militärregierung versehen waren]², als im Verkehr lebensnotwendig gezeichnet. Die Fahrer selbst erhielten entsprechende Ausweise, damit sie in der Lage waren, auch in den Sperrzeiten mit und ohne Fahrzeug zu passieren. Durch diese Maßnahmen war es möglich, sofort die Zufuhr der lebensnotwendigen Milch und die Heranschaffung von Mehl aus den Walzmühlen Ludwigshafen und Worms zu sichern. Die Lastwagen der Reichsbahn der Station Kaiserslautern wurden ebenfalls der Fahrbereitschaft mit Einverständnis der Militärregierung unterstellt. Die Fahrzeuge konnten nun mit Fahrbefehl der Fahrbereitschaft Transporte ausführen und verkehren. Um den Transportraum zu vergrößern, ging man etwa vier Wochen nach der Besetzung nach vorausgegangenen Verhandlungen mit der Militärregierung dazu über, herumstehende Militärfahrzeuge an Transportunternehmen und Ernährungsbetriebe zuzuteilen und sie durch beschleunigte Reparaturdurchführung einsatzfähig zu machen. Die noch unterwegs liegenden brauchbaren Fahrzeuge Kaiserslauterer Unternehmen wurden heimgeholt und ebenfalls durchrepariert. Dadurch verfügte die Fahrbereitschaft nach sechs bis sieben Wochen über 130 Tonnen Transportraum, der notwendig war, um nur die dringendsten Lebensmitteltransporte durchzuführen. Durch Sperrung der Bahn für den zivilen Verkehr sammelten sich morgens vor der Fahrbereitschaft die Leute, die dann mit den nach auswärts verkehrenden Fahrzeugen auf ihre eigene Gefahr mitgeschleust wurden.

Dem damaligen maßgebenden Offizier für Wirtschaftsangelegenheiten bei der Militärregierung, Mister Poersch, mußte regelmäßig alle drei Tage schriftlicher Bericht gegeben werden über alle Transportfragen wie vorhandener Transportraum, Schwierigkeiten in Durchführung der Transporte, Treibstoffbestände, Zahl der Reparaturfahrzeuge, Verlauf der Reparaturen, Aufstellung über durchgeführte Lebensmitteltransport und Rückstand derselben. Soweit der Transportraum für Lebensmitteltransporte nicht ausreichte (z. B. Kartoffeltransporte), mußten zusätzlich amerikanische Fahrzeuge angefordert werden. Treibstoff wurde zum Teil auch von der Besetzung zur Verfügung gestellt. Ein großes Plus für unsere Stadt war es, daß bei der Baumwollspinnerei Otterberg aus Vorkriegszeit noch 50000 Liter Dieselöl lagerten. Von diesem Quantum wurden über die Militärregierung 40000 Liter beschlagnahmt und für die Lebensmitteltransporte der Stadt und dem Landkreis Kaiserslautern zur Verfügung gestellt. Durch die Zulassung und Registrierung der Personewagen und Kraftträger gehörte ich zum Arbeitsbereich der Fahrbereitschaft. Anfangs Juli 1945 wurden durch die Regierung der Pfalz

die Straßenverkehrsstellen gegründet, denen die Fahrbereitschaften unterstellt wurden. Die Straßenverkehrsstellen waren von dieser Zeit an für die Zulassung der Fahrzeuge, Verteilung des Treibstoffes und die Transportführung verantwortlich.

¹ Stadtarchiv Kaiserslautern: A II 241/3 „Einzug der Amerikaner. Berichte“ und Sammlungen: Mappe II „Einmarsch der Amerikaner 1945“.

² Grammatikalisch berichtigt.

Bekanntmachung

Die in Privatbesitz sich befindlichen

Personen-Kraftwagen und Behelfs-Lieferwagen

sind vom Eigentümer oder Besitzer
und Behörden

bis spätestens 10. April 1945

beim Bürgermeisteramt, Steinstraße,
3. Stock, Zimmer Nr.19, unter Angabe
der Zulassungsnummer zu melden.

Kaiserslautern, den 6. April 1945

Der Oberbürgermeister

AUSZUG AUS: EIN LEBEN FÜR DEMOKRATIE UND SOZIALISMUS¹

VON EUGEN HERTEL

Freiheit in Elend und Not²

Am 20. März 1945 erfolgte der Einmarsch der amerikanischen Truppen in unsere Stadt. Man spürte, daß ein neuer Abschnitt begann, obwohl gut durchgekommene Naive immer noch von einer Rückkehr unserer Truppen träumten. In den letzten Tagen war die zerstörte Stadt voller Gerüchte. Dabei ergab sich aus den Wehrmachtsberichten von selbst die Richtung, aus der die rasch fortschreitende Besetzung des Gebietes der Pfalz sich vollzog. Auf Anraten von Bekannten verbrachte ich die letzten zwei Tage vor dem Einmarsch in einem südlich unserer Stadt gelegenen Walddorf. Man hatte allgemein vermutet, daß bei den noch vorhandenen Nazi-Fanatikern in ihrer Verzweiflung sich Rachegefühle entwickeln könnten. Wir waren unweit unserer Wohnung im Wald dicht bei dem von mir zur Benützung für die Bewohner unseres Hauses bestimmten Bunker, den ich in schwerer Arbeit während meiner Freizeit gebaut hatte. Aus der Richtung des Guß- und Armaturenwerkes fielen einige Schüsse. In den frühen Morgenstunden war bereits bekannt geworden, daß der für die Verteidigung unserer Stadt zuständige deutsche Offizier in der vorausgegangenen Nacht den Freitod gewählt hatte. Im übrigen waren Panzersperren am Stadteingang und der militärische Wert des Volkssturmes eine so lächerliche Angelegenheit, daß jedes weitere Opfer besonders sinnlos gewesen wäre.

Die deutsche Luftwaffe war so geschwächt, daß man auch in dieser Richtung nichts zu befürchten hatte. Trotz quälender Ungewißheit über das Schicksal des deutschen Volkes und den Fortgang des Krieges schätzte man die ersten Nächte ungestörten Schlafs. Manche Familien hatten bei der Auflösung eines Proviantlagers der Wehrmacht noch manches Nahrhafte geerbt. Auch sonst zeigte sich der verminderte Respekt vor öffentlichem Eigentum, wie dies nach den Jahren ständiger Androhung der Todesstrafe bei dem zurückgelassenen Elend durchaus verständlich war. In der Bereitstellung eines Obdaches half sich jeder, so gut er konnte. Mancher nahm von Trümmergrundstücken - einer ergangenen allgemeinen Anweisung entsprechend - noch brauchbares Material, um seine Wohnung wieder benutzbar zu machen. Neben dem Obdach war die Hauptsorge die Ernährung der Bevölkerung.

Als die Ausgangssperre gelockert wurde, entstanden am Stadtrand zusätzliche Gärten. Im Wald sicherte man sich geeignetes Holz für den kommenden Winter. Behördliche Bekanntmachungen wurden durch Anschlag an den Häusern der Bevölkerung zur Kenntnis gebracht. Oftmals las man auch noch aus der Zeit der Luftangriffe stammend in erschütternder Kreideschrift an einem stehen gebliebenen Stein: „Wir leben noch und gehen zum Karl.“

Bald prägten die Angehörigen der Besetzung das Bild der Straßen unserer Stadt. Farbige Soldaten suchten auf dem bekannten Wege durch das Fragen nach der Zeit sich der Armbanduhr mancher Mitbürger zu bemächtigen. Als ich am Stadtpark auch mit dieser Absicht angesprochen wurde, zeigte ich dem „importierten Urwaldbewohner“ die von weitem sichtbare Uhr auf der Marienkirche. Im übrigen residierte die amerikanische Militärregierung in einem guten Bürgerhaus in der Bismarckstraße.³ Sie berief zunächst den städtischen Oberrechtsrat Dr. Reeber und später den im letzten Kriegsjahr hier zugezogenen Herrn Wilhelm Lippolt, dem hiesige Verhältnisse in jeder Hinsicht völlig unbekannt waren, als kommissarischen Bürgermeister.⁴

Bald traten Freunde an mich heran und wünschten, daß ich die Einschaltung der SPD bei der Militä-

regierung betreiben sollte. Ich lehnte dies ab. Schließlich war das politische Kräfteverhältnis in unserer Stadt so eindeutig und die Zuständigkeit der SPD zum Aufbau der Demokratie durch ihre Ablehnung des Ermächtigungsgesetzes so zwingend, daß man ruhig warten konnte, bis man an uns herantrat. Jedes Sichaufdrängen hätte auch die eigene Autorität geschmälert, deren man später der Militärregierung gegenüber noch oft bedurfte. Es mußte auch vermieden werden, vorzeitig den Eindruck einer gewissen Mitverantwortung für wenig gut ankommende Maßnahmen der neuen Macht-haber zu übernehmen. Zu allem kam noch, daß den überaus kommerziell orientierten Offizieren der Militärregierung jede Möglichkeit abging, aus eigener Erfahrung die Tradition und die Bedeutung der SPD irgendwie zu bewerten. An der Spitze der Militärregierung stand in entsprechendem Offiziers-rang ein Herr Pörsch, dem irgendwo in Amerika eine bescheidene Fabrik zur Herstellung von Blech-waren gehörte, der hier jedoch mit gutem Willen und nicht ohne Geschick seine Aufgaben zu lösen versuchte.



Eugen Hertel



Alex Müller

Politische und gewerkschaftliche Organisationen

Der Krieg näherte sich seinem Ende. Es kamen laufend inhaftiert gewesene Bürger und Kriegsgefangene zurück. Im Bereiche Berlins forderte zwar der zum vollendeten Wahnnwitz gewordene Widerstand täglich noch zahlreiche Opfer. Auch dieser Umstand ließ es geraten erscheinen, an den Wiederaufbau der verbotenen Organisationen zu denken. Dabei waren erlassene strenge Verbotsbestimmungen der Militärregierung für uns lediglich Formsache. Es sprach sich durch, daß wir an einem Sonntag im April gegen Abend im Caesarpark eine Besprechung durchführen würden. Fast alle über den Krieg hinweg gekommenen früheren Funktionäre hatten sich eingefunden. Man wählte durch Zuruf einen Ausschuß, an dessen Spitze ich gestellt wurde. Auch setzte sich die Auffassung durch, die SPD nunmehr beim Aufbau der Verwaltung zur Geltung zu bringen und die Sicherung der

Bekanntmachung

Die Militärregierung hat mit Anordnung
vom 11. Mai 1945

Herrn Alex Müller
zum Oberbürgermeister

und

Herrn Wilhelm Lippold
Verlagsdirektor
zum Bürgermeister

der Stadt Kaiserslautern bestellt

Kaiserslautern, den 11. Mai 1945

Der Oberbürgermeister

Selbstverwaltung damit zu verbinden. Auch wurde ich beauftragt, eine Reihe akuter Forderungen allgemeiner Art zu einem „SPD-Aktionsprogramm“ zusammenzufassen. Es wurde irgendwo in aller Vertraulichkeit vervielfacht und ging in weiten Kreisen der Bevölkerung von Hand zu Hand. Später wurde mir von Freunden aus Pirmasens und Zweibrücken immer wieder versichert, daß meine bescheidene Arbeit auch dort als Ausgangspunkt für neues Beginnen recht erwünscht und nützlich gewesen wäre.

Josef Schneckenburger hatte mich wiederholt davon unterrichtet, daß das frühere MdR, Stadtrat Kaufmann Carl Pallmann, darauf drängen würde, mich zur Leitung der Geschicke unserer Stadt vorzuschlagen. Pallmann und ich hatten beide viele Stunden in den rückliegenden Monaten bei Vollalarm in dem wegen unzulänglicher Sicherheit wenig benutzten Bunker „Eisplätzchen“ uns über das zu erwartende Elend und die Möglichkeit seiner Behebung ausgesprochen. In der Zeit der Verfolgung aller Andersdenkenden waren die Gräben zwischen den demokratischen Parteien ziemlich zugeschüttet. Man kam sich durch die Gemeinsamkeit der auf uns lastenden Not und Gefahr auch menschlich einander näher. Dann kam unerwartet der Tag, an dem sich schnell eine Klärung der Situation ergab.

Die Militärregierung begann zu begreifen, daß Bürgermeister Lippolt sich auf niemand in der Bevölkerung stützen konnte. Es fehlte auch das zur Durchführung bedeutsamer Maßnahmen gehörende politische Vertrauen, sowie jede Erfahrung in der Handhabung des Rechtes der Selbstverwaltung. Man ließ ihn zunächst gewähren und sah nur unzulängliche Ergebnisse, die trotz des guten Willens des Mannes nicht gesteigert werden konnten.⁵

Am 2. Mai 1945 fuhr gegen 15 Uhr ein großer gelber Kraftwagen an unserem Hause vor. Drei jüngere amerikanische Offiziere kamen in meine Wohnung und baten mich mit dem Hinweis auf eine dringende Besprechung, mit ihnen zu kommen. Ich dachte für mich, daß so viele Umstände zu dieser Einladung nicht notwendig gewesen wären. In dem Besprechungsraum waren noch zwei ältere Offiziere, die mich ohne viel Umschweife aufforderten, einem Vorschlag des dort vor allem bei wirtschaftlichen Schwierigkeiten beratend und vermittelnd tätigen Herrn Carl Pallmann entsprechend, das Amt des Oberbürgermeisters zu übernehmen. Die Frage kam auf Grund der mir von anderer Seite in der letzten Zeit gemachten Andeutungen nicht ganz überraschend, so daß ich sofort meine Ablehnung feststellen konnte. Sie wurde mit Befremden aufgenommen, weil diese Haltung in den damaligen Verhältnisse so ganz aus dem Rahmen fiel. Man suchte mich mit dem Hinweis auf die beachtliche Besoldung umzustimmen. Auch das blieb erfolglos durch meine Entgegnung, daß ich mit meiner Familie immer redlich und gut durchgekommen sei. Einer der Offiziere machte die Bemerkung: „Typisch deutscher Idealist“, worauf ich zur Antwort gab, daß bei uns der Mensch keineswegs nach der Höhe seines, vielleicht mit moralisch verwerflichen Methoden zustande gekommenen, Bankguthabens beurteilt werde. Der angesprochene Mann gab sich fast beleidigt und nahm von weiteren Bemühungen Abstand.

Man fand sich mit meinem Verzicht ab und forderte mich ziemlich schroff auf, wenigstens einen brauchbaren Vorschlag zu machen. Ich verwies auf den früheren Bürgermeister Alex Müller, der sich bereits in schwerer Zeit 1923 bewährt und Verfolgungen durch die Separatisten und schikanierende Maßnahmen im Dritten Reiche überstanden hatte.

Alex Müller war bald zur Stelle. Mir wurde gestattet, ihm die Situation zu erklären. Er sagte zu, gab mir tief bewegt die Hand, und unsere Stadt hatte einen neuen Mann an der Spitze der Verwaltung, wie er besonders in dieser Zeit schwerster Not nicht geeigneter gedacht werden konnte. Für mich begann ein Verhältnis enger Zusammenarbeit mit ihm. Sie bewährte sich bis zur Pensionierung Alex Müllers und wurde nur ganz selten durch manche Verschiedenheit in unserer Natur etwas belastet. Bereits am nächsten Morgen bat mich Alex Müller um die Übernahme bedeutsamer Aufgaben, deren Lösung ihm von der Regierung zur Pflicht gemacht war. Es handelte sich um die Regelung der Verhältnisse in den hiesigen Betrieben als Voraussetzung für den Wiederaufbau und den Beginn der auf Friedensbedarf abgestimmten Erzeugung. Ich erhielt weitreichende Vollmachten, die von der Militärregierung bestätigt wurden. Von ihnen machte ich vor allem auch Gebrauch, wenn ich bei der Zuteilung von Kohlen für einen hiesigen Betrieb oder bei der Sicherung der Lebensmittelkarten für illegal

zurückgekehrte Kriegsgefangene Schwierigkeiten bei Dienststellen der Militärregierung hatte. Ein Teil meiner Arbeit erstreckte sich auch auf die politische Überprüfung der leitenden Männer der Betriebe und die Einschaltung bewährter Arbeitnehmer in die Betriebsvertretung. Sie stützte sich auf das bis 1933 geltende Gesetz, wobei ich meine weitere Mitarbeit jedoch davon abhängig machte, daß alle Einstellungen zunächst in der Zuständigkeit des Betriebsrats liegen.

Politische Überprüfung mit Verantwortung

Es war undenkbar, die bisherigen Hetzer gegen die Demokratie an verantwortungsvoller Mitarbeit beim Aufbau der neuen Ordnung zu beteiligen. Auch aus diesem Grunde bestand die Verpflichtung zur Durchführung der längere Zeit im Kreise der „Betroffenen“ so umstritten gewesenen Entnazifizierung. Dabei war vor allem zu entscheiden, ob die Militärregierung diese Maßnahme mit den beim Militär üblichen schematischen Methoden stur durchführen sollte, oder ob sich Bürger unserer Stadt zur Gewährleistung größerer Sorgfalt und Gerechtigkeit dazu bereit finden würden. Oberbürgermeister Alex Müller drängte mit Nachdruck darauf, die Angelegenheit in deutschen Händen zu behalten. Maßgebend war für ihn vor allem die Vertrautheit mit den örtlichen Verhältnissen. Sie war auch entscheidend für die allgemeine Bewertung und Glaubwürdigkeit der in irgendeiner Form beteiligten Personen.

Wie stets zu Zeiten gelockerter Bande in der Regelung des Lebens innerhalb der Gemeinschaft, wurden auch in jenen Wochen üble Erscheinungen sichtbar, die fast alle verschwenderisch ihre Mitbürger belasteten. Es wiederholte sich der in den Märzwochen 1933 üblich gewesene Vorgang, und manchmal waren es dieselben Personen. Getrieben von Geltungsdrang oder leicht begründeter kleinlicher Rachsucht, machten sie Angaben, die an sich schon den Stempel phantastischer Verlogenheit erkennen ließen. Je bescheidener ihr persönliches Format war, desto wichtiger nahmen sie ihre mit übertriebener Wichtigkeit gemachten Angaben. Es ist mir heute noch eine Genugtuung zu wissen, daß solche hemmungslosen Schwätzer bei der sachlichen Einstellung aller Mitglieder des Ausschusses keinen Eindruck machten. Ich sehe davon ab, die Mitglieder der Kommission nochmals in Erinnerung zu rufen. Es wäre denkbar, daß sich nicht alle zu der bei mir fortbestehenden Erkenntnis für die damalige Notwendigkeit der politischen Überprüfung bekennen würden.

Die Angelegenheit wurde in der örtlichen Zuständigkeit innerhalb dreier Monate erledigt. Die Überprüfung erstreckte sich auf die Inhaber leitender Stellen in Verwaltung und Wirtschaft. Die für unsere Arbeit maßgebenden Richtlinien wurden genau beachtet. Es war dies umso notwendiger, weil in der Öffentlichkeit bekannt gewordene, zu nachsichtige Entscheidungen so lange lautstark kritisiert wurden, bis die Militärregierung dieselben an die „Zellenkommission“ in Neustadt zur nochmaligen Verhandlung überwies.

Mir wurde die Funktion des Vorsitzenden aufgebürdet. Kein Mitglied erhielt für seine Arbeit die geringste Vergütung. Für mich gab es zusätzliche Verpflichtungen mit gesteigerter Verantwortung. Die in manchen Fällen gewünschte Rücksprache in meiner Wohnung lehnte ich so nachdrücklich ab, daß niemand erst den Versuch wagte, mich auf Umwegen irgendwie zu beeinflussen. Ich sprach auch einmal auf allgemeinen Wunsch in einer stark besuchten Versammlung im großen Saale der Fruchthalle zum Thema: „Wesen und Notwendigkeit der Entnazifizierung!“ Böswillige Gerüchte in großer Zahl wurden dabei völlig entkräftet. Unvermutet trat in der Aussprache ein auf höherer Ebene mit der gleichen Aufgabe beauftragter Teilnehmer auf und brachte seine Genugtuung über die sachliche Arbeit der hiesigen Kommission zum Ausdruck.

Die „Rechtsprechung“ ist in normalen Zeiten bereits oft umstritten. Das gilt noch weit mehr, wenn Haltung und Handlungen zu beurteilen sind, die politische Naivität - der bis in gebildete Kreise hinein reichende Glauben an die Mission des angeblich von Gott gesandten Adolf Hitler - erst möglich gemacht hatte. Bestürzend war der völlige Mangel an Mut einzugestehen, am Unglück unseres Volkes mitschuldig zu sein. Wesentlich erleichtert wurde die Arbeit durch die nachträgliche Legalisierung unserer lange vorher bereits konsequent geübten Nachsicht bei der Überprüfung junger Men-

schen. Es glich einem Fanal, als Kurt Schumacher an Weihnachten 1945 seine Forderung der Rücksichtnahme auf jüngere Menschen weithin hörbar erhob und sich auch bei den Alliierten damit durchsetzte.

Mancher glaubte, daß ich aus Verbitterung über den Verlust unserer Kinder auf harte Entscheidungen drängen würde. Zu dieser Befürchtung bestand deswegen kein Anlaß, weil ich mich bereits viele Jahre in öffentlicher Arbeit sachlich erprobt und bewährt hatte. Ich ließ mich von niemand beschwätzen. Wer sich beschwerte über das ihm angeblich widerfahrende Unrecht, sah schnell ein, daß noch weit schwerer das Leid der Zeit auf denen lastet, die zwölf Jahre ständiger Bedrängnis ausgesetzt waren, der Vernichtung ihrer Familien gegenüberstanden und von dem hinterlassenen allgemeinen Elend ebenso stark betroffen waren.

Die Zahl der mit Maßnahmen irgendwelcher Art belegten Mitbürger war ziemlich groß. Umso mehr hatte ich die Genugtuung, daß mancher Gram über angeblich erlittenes Unrecht recht bald einer besseren Einsicht Platz machte. Die kleine Zahl fortbestehender und zu meiner eigenen Beruhigung fast notwendiger Verstimmung steht im Gegensatz zu der erdrückenden Zahl von Fällen, in denen gegenseitige Achtung und Wertschätzung Platz griffen, die in verschiedenster Form bei jedem geeigneten Anlaß mir aus allen Kreisen der Bevölkerung immer wieder bekundet wurden.⁶

¹ Dieser Auszug ist mit freundlicher Genehmigung des Verlags entnommen aus: Eugen Hertel: Ein Leben für Demokratie und Sozialismus. Verlag Geschwister Schmidt Buchhandlung. Kaiserslautern 1966, S. 138 ff.

² Überschriften wie im Original.

³ Gemeint ist das ehemalige Reichsbankgebäude. Heute sind dort die Pfälzbibliothek und die Verwaltung des Bezirksverbands Pfalz untergebracht.

⁴ Hier irrt Hertel. Nach der Ernennung Dr. Rudolf Rebers zum Oberbürgermeister fungierte weiterhin Emil Pflieger als Bürgermeister. Beide amtierten bis zum 11. Mai. An diesem Tag wurden sie von Alex Müller und Wilhelm Lippold, die von der amerikanischen Besatzungsbehörde zum Oberbürgermeister bzw. Bürgermeister bestellt worden waren, abgelöst. Vgl. dazu den Bericht Pfliegers, Stadtarchiv Kaiserslautern A II 241/3 "Einzug der Amerikaner. Berichte".

⁵ Vgl. Anmerkung 4.

⁶ Obwohl es sich bei Hertels Ausführungen um Erinnerungen aus späterer Zeit handelt, haben wir sie in den Quellenteil aufgenommen, da Hertel als damals schon politisch exponierte Persönlichkeit aktiv an dem Geschehen teilgenommen hat.

TAGEBUCH VON GERTRUD KREMSER¹



K'lautern, den 19. 3. 45, Montag

Hatten heute Daueralarm, die Jabos waren immer da. Sah vom Fenster aus ihnen zu, warfen Bomben in Richtung Bahnheim heute abend. Unsere Truppen ziehen sich zurück, die ganze Nacht sind schon welche durch. Alle Leute sagen, die amerikanischen Panzer stehen nur noch 8 km vor unserer Stadt am Fröhnerhof. Vor $\frac{1}{4}$ Stunde war ein 15jähriger Junge (Leyhammer) vom Rundbau hier und sagt, er hat in Sembach amerikanische Panzer auf der Landstraße gesehen, er ist mit einem Militärauto zurückgefahren. Eben waren auch 4 Männer von der O. T. da mit <einem> Lastauto, haben im Haus Wasser für ihr Auto geholt. Sie sind von Schöneberg gekommen, haben dort auch 25 amerikanische Panzer gesehen. Hier können wir uns darauf vorbereiten, daß heute Nacht noch die <amerikanischen> Panzer in unsere Stadt einrollen. Jetzt um 8 Uhr, ist Panzeralarm, 3x Vollarmer, alle Sirenen. Was sollen wir machen? Alles im Haus geht in den Bunker, da bleiben wir auch nicht allein zu Hause. Erst wollten wir ja in unserm Keller

bleiben, da aber nun die Stadt verteidigt wird, gehen wir eben in den Pfaffbunker. Aus dem Keller hab ich noch schnell meinen Hutkoffer mit Wäsche mitgenommen, ist ein guter Sitz im Bunker, ein Brotbeutel mit Eßwaren und meine Tasche gehen mit. Etwas Brot haben wir ja dabei, aber nicht viel, in der Aufregung haben wir vergessen, ein Laib Brot aus dem Keller mitzunehmen, kommt uns erst im Bunker. Deshalb will ich um 10 Uhr heute abend mit noch einer Frau vom Rundbau heimgehen. Wir kommen aber nur bis zur Hälfte, wo 2 Offiziere stehen und uns raten, lieber zurückzugehen, es rollen schon Panzer. Man hat auch wirklich rollen gehört und im Osten und Nordwesten stehen Leuchtbomben (Landmarkierungsbb.), von weitem schießt es auch, sonst ist alles friedlich, ab und zu wird auch mal eine Brücke gesprengt. Also, wir gehen wieder zurück in den Bunker. Schlafen kann man aber durchaus nicht im Bunker, mit knapper Not haben meine Eltern noch einen Sitzplatz ergattert, ich sitze mit meiner Schwester abwechselnd auf dem Hutkoffer. Um $\frac{1}{2}$, 12 Uhr ist es ziemlich ruhig, meine Eltern gehen heim, um etwas zu schlafen, man spricht, bis die Panzer kommen wird es 4 - 5 Uhr früh, mehrere Leute gehen heim. Meine Schwester und ich halten die Stellung - den Platz frei.

Was wir hörten, waren keine feindlichen Panzer, sondern noch von unsern motorisierten - Truppen.

Dienstag, K'lautern, den 20. 3. 45

Mutter kommt um 1 Uhr schon wieder zurück in den Bunker. Im Nebengang steht der Volkssturm mit Panzerläusen bereit, sind circa 40 Mann, 6 - 8 Offiziere haben ihren Gefechtsstand im Bunker. Ich bin hundemüde. Vater ist immer noch nicht da, und es ist $\frac{1}{4}$, 5 Uhr früh schon. Die Soldaten haben an die Frauen und Kinder Schokolade und an die Männer Zigaretten ausgeteilt, Schnaps gab es auch. Um 5 Uhr ist es mir zu dumm, ich gehe mal heim, sehen was Vater macht. Er hat bis jetzt geschlafen, nun will er Kaffee kochen. Ich leg mich aufs Chaiselongue und schlafe ja 2 Stunden bis 7 Uhr früh. Nun bin ich wieder ein ganz anderer Kerl. Jetzt ist es aber höchste Zeit für zurück in den Bunker. Wir sind am Eck, vom Rundbau kommen auch schon 8 Jabos geflogen, wir stellen uns sprungbereit an die oberste Tür. Sie fliegen aber ruhig über uns weg. Glücklicherweise sind wir im Pfaffbunker wieder gelandet. Auch hier hat es Kaffee gegeben, und zu Mittag soll es auch warme Suppe geben, die Frauen kochen in der Pfaffküche. Wir haben es gerade so getobt². Ich stehe mit meiner Schwester an einem Ausgang, der direkt in der Fabrikmitte in Trümmern endet, es ist $\frac{1}{2}$, 8 Uhr. Neben uns steht ein junger Soldat, muß Bursche bei einem Offizier sein, in einer Halle stehen noch circa 50 Mann SS, und andere Soldaten sind von Niederkirchen gekommen.

Auf einmal sehen wir 2 schwarze Punkte am Himmel auf einem Platz stehen. Ich sehe sie zuerst und mache den jungen Soldaten darauf aufmerksam: „Da stehen 2 Flieger auf einem Platz“. Der Soldat erkennt sofort die Lage und sagt nur, das sind Arieflieger, Ariebeobachter, da geht es bald los. Der Volkssturm ist auch schon während meiner Abwesenheit ausgerückt gewesen. Richtig, um 8 Uhr hören wir es schon knallen, ganz gewaltig sogar, <da> wurde die Pfaffbrücke gesprengt, und gleich danach hört man auch Gewehrfeuer und M.G. Wir stehen in den Trümmern, ein paar Kugeln fliegen über uns hinweg. Als die Schießerei etwas stärker wird, jagt uns Herr Pfaff, der selbst hier ist mit Heimann, hinein.

Der junge Soldat, „Heinz“ heißt er und ist von Mainz, ein lustiger Kerl, muß mit einer Meldung weg. Nach einer Stunde kommt er zurück und ist ganz erschöpft. Schweißtropfen rinnen ihm nur so über die Backen. 2 Männer haben ihn untergehakt, denn er kann nicht mehr auf den Füßen stehen. Wir bedauern ihn sehr und meinen, er sei verwundet, erst wird ein Sanitäter und dann der Oberstabsarzt gerufen. Aber nach einer 1/2 Stunde kommt er schon wieder vergnügt zum Vorschein und sagt: „Muß nur eine Zigarette rauchen, dann ist alles wieder gut“. Er erzählt uns dann alles. Die Meldung mußte raus zur Autobahn, 4 Melder auf Rädern waren gefallen; dann ging er. Mit Phosphor und Sprenggranaten haben die Amerikaner auf ihn gefeuert, haben ihn aber nicht gekriegt, nur sein Tarnumhang hat ein Eckchen Stoff am Ärmel durch einen Splitter weg. Er ist genau wieder der Alte wie zuvor. Ein Generalleutnant erstattet uns ab und zu Meldung über die Lage. Die erste hieß: „50 Panzer rollen die Königstraße runter.“ War so um 11 Uhr, 10 Minuten darauf hieß es: „Die ganze Stadt wimmelt von Panzern, wir ergeben uns.“

Die weiße Fahne wird oben auf dem Berg³ gehißt. 2 Männer bringen sie rauf. Alles soll aber noch im Bunker bleiben, bis die Stadt übergeben ist. Die Soldaten, die im Bunker sind, legen ihre Waffen ab. Heinz lacht und meint: „Ei, Mädchens, lacht doch und seid froh, ich bin ja so froh, daß ich noch am Leben bin“. Wir warten auf die Amerikaner, aber keiner kommt. Auf einmal kommen Leute rein und sagen uns, daß die Leute schon alle vorne an der Königstraße stehen und zusehen, wie die Amerikaner einfahren, ganz ruhig, niemand schießt, wir könnten ruhig heimgehen. Um 1/2 1 Uhr gehen wir dann auch raus aus dem Bunker, stellen uns auf die Trümmer und sind einmal naseweisig. Nun, viel sehen wir von hier nicht, nur Autos mit aufsitzender Infanterie. Auf einmal fliegen aber wieder 3 - 4 Kugeln über unsere Köpfe hin, haarscharf, ich war schnell wieder unten im Bunker. Die Schüsse kamen aber sicher nur daher, weil Soldaten in Uniform, auch 2 - 3 Mann, oben standen, und die haben sie sicher anvisiert. Gleich darauf haben wir aber doch den Bunker verlassen. Zuerst haben wir unser Gepäck heimgebracht, und dann bin ich auch mal rüber zur Straße, mir mal die Kerle anzusehen. Nun, der erste Eindruck war gar kein so schlechter. Den Kindern haben sie gleich Bonbon, Schokolade und Zigaretten rausgeworfen. Wie halt Kinder sind, sie freuen sich, so was Seltenes zu bekommen. Panzer, Autos, Geschütze rollen bis in die Nacht hinein. Um 4 Uhr verlasse ich das Haus und gehe mit meiner Schwester zu Frau Näpflin in die Königstraße, um das Geschäft zu eröffnen. Überall stehen Autos und Soldaten. Unterwegs winkt uns auch einer, wir sollen rüberkommen, ich sag zu meiner Schwester: „Der soll uns den Buckel runterrutschen.“ Da ruft der Kerl aber ganz energisch und winkt nochmal, da bleibt uns nichts übrig als hinzugehen. Auf Amerikanisch sprach er irgend etwas, was wir nicht verstanden, ich nahm meine Schwester am Ärmel, und wir gingen weiter vor zu einer Plakatsäule, wo viele Leute standen. Der Kerl ging uns nach und fing an „mein Baby“, nun wußte ich, was mit dem los war, und nichts als heim ging es. Frau Näpflin sagte, wir sollen das Geschäft noch geschlossen halten, bis Näheres rauskäme.

Ausgang haben wir jetzt nur noch von früh 7 - 9 Uhr und mittags von 3 - 6 Uhr. Heute mittag kamen auch gleich die Amerikaner <um> alle Wohnungen <zu> durchsuchen. Bei uns im Rundbau waren circa 12 Stück, je 2 Mann gingen in ein Haus. Bei uns waren auch 2 Stück, haben Kleiderschränke geöffnet, Schubladen aufgezogen und sich mal im Spiegel betrachtet, dann sind sie wieder abgezogen. Hüben im Rundbau haben sie die Türen, die verschlossen waren, wo die Leute weg sind, eingeschlagen. Dann haben sie Hitlerfahnen, Feldflaschen, Koppel, Gewehre, Taschenlampenbatterien auf einen Haufen <geworfen> und angesteckt.

Bekanntmachung

Die Verbraucher (ausgenommen Eier selbstversorger) können ab sofort bei dem Kleinverteller, der die in der laufenden Zutellungsperiode auf die Abschnitte 7, 8 und 9 der Eierkarte aufgerufenen 3 Eier geliefert hat, ein weiteres Ei auf den Abschnitt 11 der Eierkarte beziehen.

Die von den Kleinvertellern vereinnahmten Abschnitte 11 sind wie üblich aufzukleben und am Schlusse der Periode mit den andern Bedarfsnachweisen bei der Markt- und Abrechnungsstelle einzureichen.

Kaiserslautern, den 17. Mai 1945

Der Oberbürgermeister - Ernährungsamt

K'lautern, den 21. 3. 45, Mittwoch

Den ersten Ausgang habe ich verschlafen, mußte mal richtig ausschlafen. Heute Mittag hatten wir wegen des Geschältes Besprechung am Gersweilerweg. Frau Näpfllein holten ich und Liesel ab, weil diese so arg Angst hat vor den Amerikanern. Herr Labonte war hier und sagte uns, daß die Geschäfte wie die Ausgangszeit offen sind, nur Lebensmittel, alle anderen Betriebe sind geschlossen.

4 Eier waren noch pro Person aufgerufen, die sollten wir uns bei Trinkhaus am Güterbahnhof heute mittag holen. Zu dritt marschierten wir erst in die S.A.-Straße* einen Wagen holen. Waren gerade in der Marktstraße in den Trümmern, kamen deutsche Flieger und warfen Bomben und schossen. Wir sprangen schnell in die Trümmer rein. Dann ging es weiter in unsere Filiale S.A.-Straße. Oh Schreck, sah es da aus, hatten beim Einzug reingeschossen. Wie das geschah, ist uns ein Rätsel, denn im Fensterladen ist nur ein Schuß und im Laden noch mehr als 20 Einschläge, wo die durchgegangen sind? Erst jetzt fahren wir mit dem Wagen rauf zum Güterbahnhof Eier holen. Vor unserem alten Lager Zollamtstraße 7 erleben wir noch was. Die Frau unseres Lageristen steht hier und weint. Wir fragen, was los ist. Sie sagt, die Russen sitzen im Keller und haben mir meine ganze Wäsche gestohlen. Wir erleben auch gleich den ersten Fall selbst mit. Ein Russ<e> kommt gerade vom Keller hoch, mag so 20 Jahre alt sein. Hat in der einen Hand eine braune Teekanne, in der andern Bettbezüge. Unserem Lagerist seine Frau hat auf dem Arm noch circa 6 Hemden, die sie mit einem rosafarbenen Band zusammengebunden hat. Kommt der Russ<e> auf sie zu und nimmt ihr auch noch die vom Arm und macht sie auf den Gepäckträger von seinem geklauten Rad. Frau S. wehrt sich, will ihm die Wäsche wieder abnehmen, da wirft er aus Zorn die Teekanne auf und fährt ab. Was will man da machen, da steht man machtlos vis-a-vis. Wir gehen weiter rauf zu Trinkhaus, um Eier zu holen, da kommen uns schon die Leute mit ihren leeren Wägelchen entgegen und sagen uns, es gibt keine Eier, sind alle gestohlen. Herr Trinkhaus steht vor der Tür, er kann uns keine geben, hat keine mehr. Wer hat sie gestohlen? Als wir heimfahren, sehen wir Amerikaner vor der „Löwenburg“ sitzen mit einer Kiste Eier und füllen sie in ihre Stahlhelme und tragen sie rein ins Haus. Nun, den Amerikanern steht es ja zu, sie sind ja die Sieger. Aber furchtbar ist es, daß jetzt alles stiehlt und sich berechtigt dazu fühlt. Franzosen, Russen, Italiener und, so traurig es auch ist, auch unsere eigenen Volksgenossen. Dann, als ich heimkomme, muß ich hören, daß man bei uns im Hause auch eine Kiste Eier gekauft hat für RM 50.-. Sicher von Stehlern wieder abgekauft. Es ist schrecklich traurig, wenn unsere eigenen Leute auch noch mitmachen, sie schaden doch nur uns selbst, denn dadurch kommen jetzt so und soviel Leute um ihre Eier, wo wir doch schon so lange kein Ei mehr gekriegt haben.

Wir 3 fahren nun leer wieder zurück in unsere Filiale S.A.-Straße und fangen nun dort an Holz zuräumen und sauberzumachen. Die Glastheke (Käseschrank) ist zerschossen, die Wand, das Holz über der Tür u.s.w. Als wir fertig sind, ist noch etwas Zeit, und wir öffnen den Laden. Es kommen auch Leute und kaufen auf ihre Marken Butter, Käse, Zucker, Nahrungsmittel. Ein Amerikaner kommt und fragt nach Zigaretten, dann geht er wieder und sagt auf Deutsch: „auf Wiedersehen“. Eine halbe Stunde darauf kommen nochmal 2 Amerikaner „Schnaps, Wein, Whisky“, wir sagen: „haben nichts“. Wir sind alle 3 fremd in der Filiale, keine weiß, was überhaupt da ist, da die Filialeiterin von Bruchmühlbach ist und ja jetzt nicht rein ins Geschäft kann. Getränke waren ja in keiner unserer Filialen mehr vorhanden, Wein gab es an Weihnachten den letzten. Ein Amerikaner nimmt das Gewehr ab und kommt hinter die Theke und untersucht das Lager. Zum Schreck findet er in einem Flaschenkasten unter leeren Flaschen noch 3 Flaschen mit Rotwein. Jetzt sind wir schön aufgefallen, keine konnte etwas sagen. Hätten wir gewußt, daß noch etwas da wäre, wir hätten ihm ja gern gegeben. Nun, es ging aber noch gut, die Amerikaner waren höchst anständig. Wir mußten zuerst versuchen, ob er trinkbar ist, dann tranken sie. Der ihn fand, fragt: „Wievieviel Geld“, wir sagen, er soll ihn nur nehmen, er kostet nichts. Er tut es aber nicht, zieht seine Brieftasche, unter anderem hat er auch Deutsche Geld, und zahlt. Dann geht er nochmals ins Lager, wir denken, was sucht er denn jetzt. Auf einmal kommt er mit meinem Lehmmädchen „Liesel“ seiner Tasche raus, leert den Inhalt auf die Theke und stellt seinen Wein in die Tasche, und sie gehen ab. Um 5 Uhr schließen wir und gehen heim. Da wir keinen Ausgang haben, legen wir uns nach dem Essen ans Zimmerfenster. Unter uns stehen Autos mit Munition und Sprit beladen, sie machen direkt unter uns halt. Die Soldaten wissen

AUFFORDERUNG

Betreff: Rückgabe fremden Eigentums

Wer fremdes Eigentum aus fremden Wohnungen oder fremdem Besitz ohne Genehmigung zuständiger Stellen selbst entnommen oder in Besitz hat, hat es dem rechtmäßigen Eigentümer sofort wieder zurückzugeben.

Kann der Eigentümer nicht mehr festgestellt werden, so sind

- 1. kleinere Gegenstände auf den zuständigen Polizeirevieren abzuliefern,**
- 2. größere Gegenstände auf diesen Revieren unter Angabe ihrer Art und des derzeitigen Standortes anzumelden.**

Die Ablieferung und Anmeldung hat in der Zeit von Montag, den 29. April 1945 bis Mittwoch, den 2. Mai 1945, jeweils von 8-12 und 14-18 Uhr zu erfolgen.

Bemerkt wird, daß eine große Anzahl unrechtmäßiger Wegnahmen fremden Eigentums bereits bekannt ist.

Personen, die diese letzte Aufforderung nicht beachten, verfallen der Bestrafung wegen Plünderung.

Kaiserslautern, den 25. April 1945

Der Oberbürgermeister

nicht, was sie aus Langeweile tun sollen, machen Boxkampf, rennen einander nach u.s.w. Dann fassen sie Verpflegung aus Pappkasten. Nichts als Pappe und Papier, endlich kommt ein kleines Blechdöschen zum Vorschein, muß Schokolade sein, dann in Cellofan Wäffelchen, das essen sie zusammen. Auf Spirituskochern stellen sie dann Wasser auf mit 4 Stück Würfelzucker, was soll das geben, fragen wir uns, meine Schwester und ich? Ein gepreßtes Etwas kam rein, für Tee war es zu dunkel, muß Kaffee gewesen sein. Das war ihr Nachtessen. Meine Schwester und ich sagten zueinander, wenn wir das als Nachtessen vorgesetzt bekämen, wir würden glatt verhungern. Sicher essen die aber zwischendurch öfters. Denn einer davon muß Unteroffizier gewesen sein, hat seine Wäffelchen, das ganze Paket, weggeworfen, Fußball damit gespielt. Nach dem Essen spielte einer Geige, die andern standen drum herum und machten so Unfug, einer fiel im Eifer vom Auto und tat sich weh, ringelte sich. Andere warfen die Gewehre in die Luft und fingen sie wieder auf, andere warfen mit den Stahlhelmen. Wir gehen nun schlafen.

K'lautern, den 22. 3. 45, Donnerstag

Wir 3 Mädels von der Firma gehen auf unser Lager nochmals zu einer Besprechung. Mehrere Straßen (Verkehrsstraßen) sind nun gesperrt für uns. Wir gehen hinten herum, aber auch da fahren Autos. Heut früh sehen wir nichts als Schwarze, uns gruselt, wenn wir sie nur sehen. Aus der Besprechung ist nichts geworden, unser Chef ist nicht gekommen. Wir eilen uns, daß wir um 9 Uhr zu Hause sind. Heute mittag um 3 Uhr öffnen wir zum ersten Mal unser Geschäft in der Schlageterstraße (Kaiserstraße).³ Der Mittag verläuft in Ordnung. Heute abend haben die Amerikaner Fliegeralarm, fahren mit den Autos mit Sirenen rum, ihre Flak hat auch geschossen. Wir legen uns jetzt schon um 8 Uhr abend zu Bett. Kaum liegen wir, klingelt es, kommen 2 Amerikaner und fragen nach Radio, 10 Minuten drauf klingelt es wieder im Haus, da waren sie aber nur im ersten Stock, Frau Baumann bekam 4 Mann Russen Einquartierung, 2 Männer, 2 Frauen.

K'lautern, den 23. 3. 45, Freitag

Heut früh im Geschäft war alles in Ordnung, bis ein Franzose <kam>, wurde saufrech. Wenn er kein Waschpulver bekäme, würde er in 10 Minuten mit Kameraden kommen und uns den ganzen Laden zusammenschlagen. In unserer Filiale Goethestraße sitzen Amerikaner drinnen und backen Pfannkuchen, unsere Ware haben sie rausgeworfen, den Leuten ohne Geld und Marken gegeben. Heute mittag stehen die junge Frau vom Haus, Lehrling und ich vorm Haus, gehen rein ins Geschäft und wollen gerade aufschließen. Steht ein Amerikaner hinter uns, der uns 3 Mädels nachgesprungen ist. „Fragt: Nichts Radio?“ Wir sagen nein, da geht er rauf in den 3. Stock. Frau Schr. dann hintennach. Sie zeigt ihm das Radio. Der Kerl sieht aber gar nicht nach dem Radio, sondern packt gleich die junge Frau, die macht sich los und springt zur Tür. Er ruft: „Halt hierbleiben“ und zieht gleich die Pistole, aber Frau Schr. denkt, schieß nur ruhig und springt fort. Minuten drauf kommt er wieder zu uns und rappelt an unserer Tür wieder hinten. Ich öffne, zum Glück hab ich aber das Geschäft schon offen und circa 10 Leute im Geschäft, das war unser Glück, so konnte er nur mal durchgehen und die Tür vorne raus. Saukerle gibt es überall. Heute sind schon viele der Sachen passiert, im Bahnheim haben sie ein Mädels vergewaltigt namens Schm., kamen 5 Mann hoch um 12 Uhr nachts, Mutter mußte zusehen.

K'lautern, den 24. 3. 45, Samstag

Im Geschäft ging heut alles seinen gewohnten Gang, waren Russen da, sind aber nett gewesen, anständig geblieben. Heute mittag hab ich auch unsere 2 Franzosen getroffen, die auf unserem Lager waren. Sie kamen zu mir und haben auch nach den andern Mädels gefragt. Die 2 Franzosen sind sehr nett, vor allem anständig, nicht so frech und hitzig wie die andern. Sind auch auf dem Büro mal gewesen, das merkt man gleich. In der Stadt war heute großer Aufruhr. Zeis und Janenz haben sie ausgeplündert, ganze Ballen Stoff haben sie rausgeschafft. Erst Russen und Franzosen, dann auch unsere Deutschen, denn die wollen da nicht nachstehen. Was für Kores das ist, weiß ich ja, wie in allen Ländern der Erde. Überall gibt es anständige und dreckige. Die amerikanische Wehrmacht

mußte eingreifen und reinschießen. 2 Russen sollen erschossen worden sein. Ebenso in der Milchzentrale, die auch geplündert wurde.

K'lautern, den 25. 3. 45, Sonntag

Es ist herrliches Wetter, und wir dürfen nicht raus. Ich setze mich ans Badezimmerfenster, dort kommt die Sonne so schön an. Bin auch schon etwas braun geworden. Heut früh hab ich mal meine Koffer und Rucksäcke ausgeleert und wieder in die Schränke gesetzt. Jetzt kommen ja nur noch deutsche Flieger, und die werden doch nicht auf uns Bomben werfen? Zweimal haben sie jetzt geworfen, einmal auf die Autobahn und Brücke, waren 8 Flieger. Vater sah zu, war dort oben. Dann mal in die Ausstellung, gab Tote, Amerikaner. Heut nacht war auch wieder Alarm, haben aber nur mit Bordwaffen geschossen. Hab nur Wäsche gewaschen und geflickt bis 3 Uhr. Dann bin ich mit meiner Schwester zu meinen Schwiegereltern raus. Meine Schwägerin ist nun auch wieder mit Kind hier. Sind von Friedelhausen bis hierher gelaufen. Dort unten war es auch ruhig, sind ruhig durchgerollt, die Bauernmädels haben ihnen noch gewunken. Vorgestern sollen in der < ? > auch so viel Hilferufe erklingen sein, wo Amerikaner Frauen vergewaltigen wollten oder haben. Wenn sie das nicht tun würden, wäre alles zu ertragen. Ich habe immer gedacht, es sei von unserer Regierung Propaganda, habe nie geglaubt, daß das wahr ist, nun hab ich es selbst miterlebt. Ich habe viele russische Bücher gelesen, wie „Kinder im Chaos“, „Weibergeneral“ u.s.w., habe nie an das Schreckliche geglaubt, nun glaub ich daran. Die Menschheit ist ganz verwildert. Das Buch „Kinder im Chaos“ ist deshalb jedem zu empfehlen, ist von Jean von Toal geschrieben. Ganz genau so wird es uns jetzt auch gehen wie den bessern Russen dazumal. Was haben wir nicht schon alles mitgemacht mit den Bomben, die fielen, aber das wird auch noch ausgekostet, bis es nicht mehr geht. Es ist schön, die ganze Menschheit zu erleben, alle Grausamkeiten, immer gefährlich leben. So lernt man die Menschen erst richtig kennen, was sie einander alles antun können. Das Sprichwort sagt: „Der ist schlimmer als ein Stück Vieh“. Nein, ein Stück Vieh kann gar nicht so schlimm sein wie ein Mensch, man soll die Menschen meiden und nur die Tiere lieben. Deshalb der Krieg unter den Männern, die Männer müssen abgeschlachtet werden, nur trifft es meistens nur die guten, und die schlechten bleiben.

K'lautern, den 26. 3. 45, Montag

Heut früh, als wir ins Geschäft kommen, heißt es, gestern wollten sie euern Laden plündern. Waren 6 Russen hier, haben vorne den Rolladen eintreten wollen, es aber nicht fertiggebracht. Sind dann hinten hin, unser Hausherr ging runter, machte auf und wurde von den Russen geschlagen. Den Laden kriegten sie aber nicht auf, den hab ich gut verschlossen. Das Geschäftsleben ging wieder ruhig von statten heute. Die Amerikaner haben das <in die> Häuser-Gehen jetzt sicher auch verboten, denn jetzt kommen keine mehr. Auf der Straße haben sie den Männern die goldenen Uhren abgenommen und den Frauen die Trauringe. Die Frauen sind aber nicht so dumm, die lassen sich ruhig den Revolver auf die Brust setzen, <bevor> sie den Ring hergeben. Meinem Mann seinem Freund seiner Frau ging es auch so. Heute sind wieder viele Verbände ins Reich geflogen. 96 Flieger habe ich mal gezählt, sind aber schon viele durchgewesen. Jabos sind auch sehr viele durch, immer 8 + 8.

K'lautern, den 27. 3. 45, Dienstag

Heute regnet es schon den ganzen Tag, muß ja auch sein, die Sonne kann nicht immer scheinen. Frau St. war heut früh bei mir, hat auch Amerikaner in der Wohnung gehabt, auf dem Tisch auf der Tischdecke haben sie Holz gehauen, Bestecke und Steppdecke mitgenommen, Hochzeitskleid auf dem Boden rumgezogen u.s.w. Andere Leute wieder können sich gar nicht beklagen, wo die höchst anständig sind. Dreckhunde gibt es halt überall. Die Nacht waren wir lange wach, waren oft Flieger da, die mit Bordwaffen schossen in unserer Nähe. Heute abend um 6 Uhr hatten wir auch wieder ein kleines Erlebnis, Franzosen wollten wieder bei uns hinten in den Pfaffhäusern plündern. Erst waren es 4 Stück, die kamen, da wehrten sich die Leute, und ein Mann drohte ihnen, der Kopf wär ab, wenn sie sich unterstehen würden. Da zogen sie wieder ab und kamen nach einer Viertelstunde aber wie-



Kaiserslautern: Trümmerräumen auf dem Schillerplatz 1945



Kaiserslautern: jüdische Offiziere und Mannschaften des Stabes der 7. US-Army feiern am 28. 3. 1945 das Passah-Fest

der mit noch 2 Stück und brachten noch einen schwarzen Franzosen mit Rad mit, daß die Leute vor dem Angst haben sollen. Heut früh waren dieselben Kerle schon mal in dem Keller plündern, da ist die Tochter in meinem Alter vor zur amerikanischen Polizei ins Graviusheim gesprungen und hat da 4 Mann mitgebracht. Sie konnten aber nichts machen, da die Hasen schon über dem Berge (Goetheschule) waren. Dasselbe Mädel ist heute abend wieder zur amerikanischen Polizei, und die sind dann im rechten Augenblick mit dem Lastauto noch angekommen. Ein Franzose war schon mit Kissen und Bettschoner auf dem halben Berge, 5 Amerikaner haben ihn aber zurückgeholt, und einer ging in den Keller zu den andern. Das Zeug mußten sie wieder zurück in den Keller bringen. Dann mußten die Kerle mit den Amerikanern rauf zur Goetheschule. Sicher haben sie dort mal in der Schule nachgesehen. Die geklauten Sachen sollen sie aber alle in dem neuen Bunker Postbau versteckt haben. Die Franzosen sind saulrecht gewesen, haben gleich gesagt, daß sie nochmal klauen kämen. Ich hab über 1 1/2 Stunden am Fenster achtgegeben, aber das Auto ist nicht mehr zurückgekommen.

K'lautern, den 28. 3. 45, Mittwoch

Heute ist nichts passiert, hatte heute früh das Geschäft geschlossen, war auf dem Büro, war aber niemand da. Heute mittag war der Geschäftsgang normal. Viele Gefangene sind auf Lastautos heute wieder durch nach Westen, waren ca. 6 Autos. Ein Lauterer war auch dabei, ist so alt als ich, wohnt in der Fabrikstraße, Seits heißt er. 2 französische Offiziere habe ich heute auch wieder gesehen, auch 2 französische Frauen, eine fuhr selbst Auto. Die französischen Besatzungstruppen, die am Montag schon eintreffen sollten, sind noch nicht da. Gott sei dank, denn bei den Franzosen haben wir nichts zu lachen. Die Amerikaner sind doch viel feinere Kerle. Von den Franzosen gestern abend habe ich von der Frau, in deren Keller sie waren, gehört, sie seien verhaftet worden. Passieren wird ihnen wohl nichts, aber heute war auch keiner da, der nochmal zu stehlen versuchte. Auch die andern gingen heute nicht mehr in den Trümmern knautein, das war ja <ihre> Spezialität. Die Amerikaner haben es ja nur aus Langeweile getan, alte Schirme geholt und aufgespannt und spazieren gegangen, die Fahrräder geholt, die Bereifung abgemacht und auf dem Blech gefahren und solchen Unfug getrieben. Das andere Gesindel aber kleidet sich von Kopf bis Fuß neu mit unsern Kleidern.

K'lautern, den 29. 3. 45, Donnerstag
nichts erlebt!

K'lautern, den 30. 3. Freitag

Karfreitag! Heut haben wir mal einen Feiertag eingelegt und <das> Geschäft geschlossen gelassen. Heute früh habe ich mich mit meinem Lehrling getroffen, wie immer am Geschäft, hatten zuerst nicht an den Feiertag gedacht. Wir gingen dann gemeinsam miteinander spazieren durch die Stadt zum Ausstellungsgelände. Überall stehen amerikanische Autos und Soldaten, der Stiftsplatz steht ganz voll und ist mit Stacheldraht umgeben. Vor der Bank sind jeweils 2 Wachtposten, ein <?> sitzt auf einem Stuhl, und ein Amerikaner liegt ganz faul auf einem Chaiselongue auf der Straße. So sieht man Bilder, ebenso steht am Mainzer Tor ein amerikanischer Polizist, und auf dem Bürgersteig am Eck hat er einen Stuhl stehen, wo er sich, wenn kein Verkehr ist, draufsetzt. Das sind oder wollen Soldaten sein. Zum Lehrling sagte ich schon: „Sollen wir ihm nicht den Stuhl mitten in die Straße stellen, auf einmal fällt er noch um vor Müdigkeit.“ Pünktlich 9 Uhr waren wir zu Hause. Um 3 Uhr heut mittag war ich mit meiner Schwester und deren Freundin spazieren, fast den gleichen Weg wie heute früh. An der Marienkirche nur vorbei, wo 3 Mann französische Polizei steht und am Kino „Capitol“ vorbei, wo ein amerikanischer Film gezeigt wird. Heute früh hat es geregnet, heute Mittag kam die Sonne <- - >

Wie der Freitag am Schwanz, der Sonntag ganz. Hoffentlich kriegen wir ein schönes Osterfest. Auch heute abend waren wir Punkt 6 Uhr daheim, denn wir wollen nicht zu der großen Armee in die Fruchthalle. Dort sitzen die, welche nicht rechtzeitig eingingen, schon den 4. Tag ohne Essen. Um freizukommen, soll Lösegeld gezahlt werden. Ganz herrlich, was? Heut abend haben wir nach dem Essen uns noch Rumkugeln gemacht, ganz groß. Ich hatte noch Kakao und echten Rum, Butter und Zucker. Waren prima, und nun hauen wir uns in die Klappe, aber immer mit Musik.

K'lautern, den 31. 3. 45, Samstag

Jetzt geht ein Tag wie der andere wieder um, von 7 - 9 Uhr Ausgang, für mich Geschäftszeit, und mittags von 3 - 6 Uhr. Viel zu verkaufen haben wir nicht mehr, nur noch Zucker und Teigwaren, und die Leute haben auch schon alles auf Karten geholt. Wenn es gegen 12 Uhr mittags geht, kommen immer die Bombenverbände durchgeflogen, heut haben wir wieder circa 90 Stück gezählt, da es aber immer wolkig ist, kann man sie nicht alle sehen. Die armen Leute, die es heute wieder betrifft, ein Tag vor Ostern, was haben sie nur verbrochen, daß sie so Schreckliches mitmachen müssen. Wir haben ja nun Ruhe vor den Fliegern, Weihnachten hatten wir aber den Schrecken, das vergeß ich nie, die Weihnachtskugeln zerbrochen auf dem Boden, der Baum stand aber noch, aber alle Fenster drin. Schrecklich viel Autos sind heute wieder Schlageterstraße runter, fast lauter Schwarze. Wenn die lachen, oh je, einer hat mir mit den Augen zugezwinkert. Sind in die Kottenschule gekommen. Vor lauter Dreck sah man keine Autos mehr.

K'lautern, den 1. 4. 45, Sonntag
Ostersonntag!

Wollte heute früh zur Kirche gehen, bin aber zu spät gekommen, die Kirche war schon an, ging um 1/4 8 Uhr an und um 7 Uhr ist erst Ausgang, hab einen Weg von 1/2 Stunde. Alle Kirchen sind kaputt, und ich mußte zur Lutherkirche. Mittag war ich mit Mutter und Ellen bei Fischer, dann waren wir bis Pfaffbrücke, welche gesprengt ist, spazieren. Wir wollten bis <zum> Gußwerk runtergehen, konnten aber nicht, weil die Brücke total hin ist. Die Brücke ist für die Katz in die Luft geflogen. Später sahen wir noch Russen total betrunken, 9 Männer, eine Frau, die Frau hatte ihre Schaff. Die Amerikaner mußten mit den Autos einen Bogen um sie machen.

K'lautern, den 2. 4. 45, Montag
2. Feiertag!

War heute früh in der Lutherkirche, Pfarrer Thomas sprach über die Auferstehung Christi. Hat sehr schön gesprochen, passend zur Zeit. Mutter war mit mir in der Kirche. Heute Mittag war ich bei den Schwiegereltern, waren aber im Garten, hab sie dort getroffen. Alle Gärten und Gartenhäuser waren aufgebrochen, hätten dort Waffen gefunden. Auf dem Heimweg sind uns Leute begegnet und sagten uns, die Uhr sei eine Stunde vorgedreht worden, so sind wir um 1 Stunde beschissen worden, also nur von 3 - 5 Uhr Ausgang gehabt. Adeline und Musja.

K'lautern, den 3. 4. 45, Dienstag

Geschäft ist sehr schlecht, ist ja keine Ware mehr da. Wie gesagt, in <der> Kottenschule liegen Schwarze. In der Stärkstraße wollten gestern 3 Schwarze eine junge Frau vergewaltigen. Im ersten Stock wohnen ältere Leute, da fragten sie nach Schießwaffen, auch oben dann. Sie wollten die Betten sehen, die Frau ging und zeigte die Betten. Die Schwarzen belahen: „Kleid auf, Bett!“. Die junge Frau ist aufs Fenster gesprungen und hat Hilfe gerufen. Waren gleich viele Leute da, da sind sie dann abgezogen. Eine Frau mit Kind sind gleich amerikanische Polizei holen, und die haben dann die 3 Kerls in der Schützenstraße noch geschnappt. Noch ein Fall muß ich heute abend von Frau St. hören, sie selbst hat es von einer Krankenschwester vom Krankenhaus. Haben eine 63 Jahre alte Frau eingeliefert gekriegt, die auch von 3 Negern vergewaltigt wurde. Hat nun so starke Blutungen, daß die Schwester sagt, sie kommt nicht mehr auf. In Neukirchen-Mehlingen war eine Freundin von Liesel, meinem Lehrmädchen, bei seinen Großeltern, haben nachts um 12 Uhr 25 Neger zum Schlafen gekriegt, mußten 3 Zimmer räumen. Als sie ins Zimmer kamen, wo die Großmutter und das junge Mädäl schliefen, ging das junge Mädäl gleich unter die Zudecke. Sie haben die Großmutter noch mehr als 3x gefragt „nichts Fräulein“.

K'lautern, den 4. 4. 45, Mittwoch

Heute früh habe ich das Geschäft zugelassen, weil wir doch nichts zu verkaufen haben. Mußte nur hören, daß die Sperrzeit aufgehoben ist, nun ist von früh 6 bis 8 Uhr abends Ausgang ab heute. Heut

mittag bin ich mit Lehrmädchen zu Frau Näpflein, uns befragen wegen der Geschäftszeit u.s.w. Wir bekamen da auch die Rede von den Negern. 3 Stück waren auch bei ihr und wollten ins Haus, hat ihnen aber niemand geöffnet, und der amerikanische Polizist an der Kirche hat sie auch fortgejagt. Frau N. hat uns auch von ihrer Freundin erzählt. Die wurde von Amerikanern vergewaltigt, auch 3 Mann hoch. Wie sie fertig waren, haben sie sich an frisch gebügelter Wasch abgeputzt. Die Frau fragte sie, „ob sie auch nicht krank seien und sie eventuell angesteckt hätten“, da meinten die Amerikaner: „Ob sie nicht krank sei“. Die Frau ist aber gleich zu einem Arzt <gegangen, um> sich untersuchen zu lassen, ging in Ordnung. Am nächsten Tag wären sie aber schon wieder gekommen, da hat sie nicht geöffnet.

Heute mittag haben wir unser Geschäft Schlageterstraße zugelassen und haben die Moltkestraße geöffnet, Liesel, ich und das Lehrmädchen von der Straße der S.A. Dort war wenigstens noch Fett zu verkaufen, hatten den ganzen Mittag zu tun. Morgen früh um 10 Uhr verkaufen wir wieder in der Moltkestraße. Sind heute wieder viele Flieger durch.

K'lautern, den 26. 4. 1945, Donnerstag

Heut abend war es sehr interessant. Uns gegenüber wohnt eine Frau mit circa 13jähriger Tochter, und die sind schlecht was schlecht heißt, hab ich schon die ganze Woche gemerkt. Immer hat sie Amerikaner bis spät in die Nacht rein bei sich. Gestern nacht wurde ich um 2 Uhr wach. Ich schlafe eben, ohne Rolladen runterzulassen, da seh ich drüben ganz hell, ohne abgeblendet, Küche und Schlafzimmerfenster 1 Stock höher erleuchtet, war sicher noch Besuch da. Um 9 Uhr heut abend komm ich in meine Stube, das Fenster ist auf, und da hör ich eine Frau mit Amerikanern sprechen. Natürlich war es nur die. Auf der Straße stehen 3 Ami und fragen, ob sie raufkommen können die Nacht schlafen, sie sagt: „vorn Tor rein, Treppe rauf“. Die 3 kapiern aber nicht, da ruft sie über die Straße ganz laut: „Du bist ein Dummkopf. Du“, erklärt nochmal und ruft nochmal: „Bist Du ein Dummkopf.“ Dann geht sie runter und bringt sie rauf. In der Wohnung hör ich sie dann noch sprechen. Nach 10 Minuten kommt ein Auto, hält an der Ecke, ein Soldat steigt aus, geht zurück und steuert direkt auf die Haustür zu. Der hat sein Ziel besser gekannt, war kein Dummkopf, gleich darauf kommen auch die 3 Mann runter unverrichteter Sache. Sicher war das ein Vorgesetzter (mit älteren Rechten), da mußten die 3 dann weichen. In der Weißenburgerstraße ist genau so ein Bordell, nur ist die dort dumm, dagegen unsere geissen, raffiniert.

K'lautern, den 23. 7. 1945, Montag

Heute früh 1 Uhr wurde eine Frau Brendel auf dem Harzhübel von Tunesiern totgeschlagen. Der Schwager arbeitet bei meiner Schwester, dessen Bruder ist noch in Gefangenschaft, also der Gatte der Frau. Durchs Fenster sind sie eingestiegen, haben die Frau vergewaltigt, ihr die Haare zum größten Teil ausgerissen und sie totgeschlagen. Es sei ein Blutbad gewesen im Zimmer. 4 Männer waren im Haus und konnten der Frau nicht helfen.

¹ Original im Besitz der Verfasserin. Kopie im Institut für pfälzische Geschichte und Volkskunde Kaiserslautern.

² Geschäft.

³ Galgenschanze.

⁴ Dr.-Rudolf-Breitscheid-Straße.

⁵ Heute: Pariser Straße zwischen Fackelrondell und Lothringer Eck.

Bekanntmachung

Ab sofort werden folgende Ladenzeiten festgesetzt:

Für Bäcker und Milchgeschäfte:

Montag mit Samstag	8-12 und 15-18 Uhr
Milchgeschäfte außerdem Sonntags	8-10 Uhr

Für Metzger:

Dienstag, Freitag und Samstag	8-12 Uhr
außerdem Samstags	13-16 Uhr

Für Friseure:

Montag mit Samstag	7.30-12.30 und 14.30-18.00 Uhr
--------------------	--------------------------------

Für sonstige Handwerksbetriebe mit Ladengeschäften:

Montag mit Samstag	10-12 und 16.30-18.00 Uhr
--------------------	---------------------------

Für Kolonialwaren-, Obst- u. Gemüsegeschäfte:

Montag mit Samstag	8-12 und 15-18 Uhr
--------------------	--------------------

Obst- und Gemüsehandlungen haben bei Anlieferung verderblicher Ware ihre Geschäfte jeweils auch Sonntags 8-10 Uhr offen zu halten

Kaiserslautern, den 7. April 1945

Der Oberbürgermeister

AUSZUG AUS DEM TAGEBUCH VON ADOLF MATHEIS (HEILIGENMOSCHEL)¹

ÜBERTRAGEN VON HANS STEINEBREI

Sonntag, 18.3.1945

Heiligenmoschel erlebte erstmals die untrüglichen sichtbaren Vorzeichen des unabwendbaren totalen Niedergangs Deutschlands. Aus den Wehrmachts- und sonstigen Berichten der letzten Tage ging das bedenkliche Näherrücken der Westfront unleugbar hervor. In dort kursierenden Gerüchten, die amerikanischen Panzerspitzen seien bereits in Kreuznach und Münster am Stein eingetroffen und auf dem Wege nach Alsenz und Rockenhausen, hegte man doch starke Zweifel. In der Einwohnerschaft herrschte eine gewisse Erregung und Spannung wegen der bevorstehenden Geschehnisse.

Montag, 19.3.45

Plötzlich gegen 19 Uhr hieß es, die Amerikaner kommen, und schon rollte eine große Anzahl Feindpanzer in raschem Tempo auf der Straße von Schneckenhausen herkommend durch das Dorf und weiter in Richtung Gehrweiler². Voller Staunen schauten die Leute aus den Fenstern und an den Straßen dem nie gesehenen gewaltig imponierenden Schauspiel zu. Rund etwa 150 Panzerwagen verschiedenster Konstruktion in voller Ausrüstung, jeder mit einem Kommando Soldaten mit Gewehr im Anschlag besetzt, fuhren vorüber. Jeder Zuschauer war beeindruckt von der riesigen Militärmacht, die sich seinen Augen zeigte, und es war ihm ohne weiteres klar, daß ein Widerstand sinnlos und verhängnisvoll gewesen wäre. Er dankte wohl im Stillen der vernünftigen Anordnung des Volkssturms, die Panzersperren offen zu lassen. Am Dorfausgang beim Hause Friedrich Matheis I. stürzte ein Panzer in den neben der Straße herlaufenden Wassergraben. Offenbar hatte die Steuerung versagt, denn der Wagen war, wie die Spur bewies, schon kurz vorher aus der Fahrtrichtung an den Straßenrand gekommen. Ob es Verletzte gab, ist nicht bekannt geworden. Einige Stunden später, vielleicht gegen 20 Uhr, ertönte eine dreimalige Detonation, die den Beginn einer Artilleriebeschießung des Ortes vermuten ließ. Wie sich kurz danach herausstellte, hatten deutsche Artilleristen an der Gehrweilerer Straße, nah der ersten Kurve vor der Rohmühle, drei Geschütze gesprengt. Am Kirchweg, von der Straße aus, hielten einige dieser Soldaten mit ihren Pferden bis Mitternacht. Sie zogen dann mit diesen den Kirchweg hinauf zur Kirchstraße. Die Pferde sollen sie zum Teil bei Mühlbergers eingestellt haben, zum Teil habe man sie laufen lassen. Die Artilleristen verschwanden. Während des ganzen Abends hörte man etwas ferner fortgesetztes weiteres Panzerrollen, es schien, als seien neue Kolonnen im Anzug. Vermutlich rührte das Geräusch von Panzern her, die die Straße vom Hollbornerhof nach Schallodenbach passierten.

Dienstag, 20.3.45

Aus dem nahegelegenen Mönchwald beiderseits der Rohmühle hörte man lebhaft anhaltendes Gewehrfeuer. Man schloß daraus zutreffend, daß hier ein Gefecht zwischen Amerikanern und deutschen Soldaten im Gange sei. Ein Oberzahlmeister namens Heinrich Berteld, geb. 1899 in Gütersloh, fiel. Er wurde später von Zivilpersonen ins Schulhaus nach Heiligenmoschel transportiert. Einen verwundeten Leutnant, den Hermann Matheis als ehemaliger Sanitäter verbinden sollte, nahmen die Amerikaner mit. Wie ein in der Rohmühle sich aufhaltender Evakuierter später erzählte, war auf einen in der ersten Kurve vor der Rohmühle anhaltenden Panzer aus dem Walde gegenüber, offenbar von deutschen Soldaten, geschossen worden. Ein aus Richtung Gehrweiler anfahrender anderer Panzer kehrte daraufhin um und kam kurz darauf wieder mit Mannschaftsverstärkung. Nun wurde das Feuer gegen die Richtung des hergekommenen Angriffs aufgenommen, den Bewohnern des Anwesens

vorher durch Zeichen bedeutet, in den Keller zu gehen. Von einem Gebäude wurde das Giebelock durch ein Panzergeschoß demoliert.

Mittwoch, 21.3.45

Immer noch ziemlich lebhaftes Schießen, wohl von der Säuberung des Mönchswaldes herrührend.

Donnerstag, 22.3.45

Früh 7 Uhr Beerdigung des gefallenen Oberzahlmeisters auf dem hiesigen Friedhof unter Teilnahme einer stattlichen Zahl Heiligenmoscheler Einwohner. Den gestürzten Panzer schafften die Amerikaner wieder aus dem Graben, eine schwierige Arbeit, die mehrere Stunden Zeitaufwand beanspruchte und nicht ohne starke Demolierung an der gegenüberliegenden Straßenseite am Lutz'schen Garten abging. Die Panzersperre wurde endgültig beseitigt. An der Nordseite des Reiserberges beobachtete man eine herankommende Gruppe einzeln gehender amerikanischer Soldaten, die offenbar eine Streife nach versteckten deutschen Soldaten darstellte. Bei Erreichung der Gehrweilerer Straße unmittelbar beim Dorfausgang sammelten sie sich. Zwei deutsche Soldaten brachten sie als Gefangene mit, weitere sechs vom letzten Haus heraufkommende ergaben sich ihnen. Das Schießen war jedoch weiter vernehmbar.

Freitag, 23.4.45

Auch heute hat das Schießen im Mönchswald nicht aufgehört. Eine Durchsuchung der Wohnungen nach deutschen Soldaten und Waffen land statt. Alle Räume, verschlossene Schränke und dergleichen mußten geöffnet werden. Waffen und Munition, Fotografenapparate waren im Gemeindebüro abzuliefern.

Samstag, 24.3.45

Tagsüber nichts Bemerkenswertes. Nachts 11 Uhr erhielten die Familien Lutz, Bachmann, Schlosser Rahm den Befehl, bis nächsten Mittag, 12 Uhr ihre Wohnungen zu räumen. Alle Betten, sonstige Möbel, Kücheneinrichtungen usw. mußten bleiben, nur Kleider und Lebensmittel durften mitgenommen werden. Darob begreiflicherweise große Aufregung und Sorge um die Unterbringung der Familien. Gründliche Überlegungen waren <nötig>. Nachbar Friedrich Matheis erbot sich selbstverständlich zur weitestgehenden Mithilfe, da man annehmen durfte, daß er von der Räumung verschont werde, weil er nicht gleichzeitig denselben Befehl erhalten hatte.

Sonntag, 25.3.45

Mit den frühesten Morgenstunden wurde mit den Hilfsmaßnahmen begonnen, Notwendiges vorbereitet. Aber oh Schreck, um 8 Uhr erhielt auch Fr. Matheis den Räumungsbefehl bis mittags 12 Uhr. Natürlich jetzt große Aufregung und Bestürzung, denn die gefaßten Pläne und bereits ausgeführten Arbeiten waren damit gänzlich über den Haufen geworfen. Die Schwierigkeit um Unterkunft und Unterbringung der zugelassenen Habe hatte sich verstärkt, da esieß, 25 Häuser müßten geräumt werden. Friedrich Matheis I. beherbergte seit 2. 1. 45 seinen 76jährigen Bruder und dessen 74jährige Frau, die am 18. Dez. 44 aus ihrem Wohnort Landau wegen des feindlichen Artilleriebeschusses weg mußten. Diese beiden nahm ihr Neffe Hermann Matheis auf, und für die Fam. Friedrich Matheis I. fand sich schließlich auch ein Ausweg, bis zu dem befohlenen Termin zu räumen. Noch schlimmer erging es anderen Familien, z. B. Theodor Matheis. Ihm wurde erst nachts 11 Uhr der Befehl erteilt, innerhalb zwei Stunden zu räumen. Bei ihm wohnte seit 5 Wochen die Schwiegertochter von Adolf Matheis, Fliegergeschädigte aus Homburg, mit ihrem 2 1/2jährigen Kinde. Da sie nicht wußte wohin, eilte sie auch zu Hermann Matheis und wurde von ihm aufgenommen.

Montag, 26.3.45

Als erste Auswirkung ihrer Einquartierung mußte Frau Selma Hager, Tochter von Hermann Matheis, deren Mann seit einem Jahr im Osten vermißt wird, die Entdeckung machen, daß ihr über Nacht

eines ihrer beiden Schweine im Lebendgewicht von circa 80 kg geschlachtet worden war.

Dienstag, 27.3.45

Auch Friedrich Matheis sah sich vor die Tatsache gestellt, daß ihm sein einziges Schwein mit einem Lebendgewicht von circa 90 kg in der vergangenen Nacht ebenfalls abgeschlachtet worden war.

Mittwoch, 28.3.45

Durch die Ortsschelle wurde bekanntgegeben, daß von abends 19 bis morgens 7 Uhr niemand die Straße betreten darf und nachts zu verdunkeln sei.

Donnerstag, 29.3.45

Nachmittags Veröffentlichung durch Ausschellen, daß bei Christmann mehrere Gesetze und Verordnungen angeschlagen seien, die jedermann zu lesen und sich danach zu verhalten habe. Der Inhalt ist folgender:

Verordnung 1: Verbrechen, auf denen die Todesstraße steht (20), sonstige strafbare Handlungen, die mit entsprechenden Strafen belegt werden (23).

Gesetz Nr. 191: Aufhebung von Anordnungen des Reichsministeriums für Volksaufklärung und Propaganda. Verbot von Zeitungen, Zeitschriften, Büchern und Druckereien aller Art.

Gesetz Nr. 5: Auflösung der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei mit allen ihren 52 einzeln angeführten Organisationen.

Gesetz Nr. 1: Die Außerwirksamkeitssetzung aller nationalsozialistischen Grundgesetze, unter a-j einzeln benannt.

Proklamation Nr. 1: An das deutsche Volk durch General Eisenhower, beginnend mit den Worten: Die Alliierten Streitkräfte haben jetzt deutschen Boden betreten. Wir kommen als siegreiches Heer, jedoch nicht als Unterdrücker usw.

Karfreitag, 30.3.45

Nachmittags Gottesdienst der Amerikaner in unserer Kirche.

Samstag, 31.3.45

Quartiermacher besichtigen die Wohnungen in den nicht belegten Häusern zur Unterbringung der zu erwartenden neuen Truppen.

Ostersonntag, 1.4.45

Die bisherige Besatzung zog vormittags ab. Aus dem Verhalten dieser Truppen gegenüber der Einwohnerschaft ist bemerkenswert, daß sie fast täglich meist zu zweien und mit Vorliebe abends in den Wohnungen erschienen und Bier verlangten, das ihnen je nach Vorhandensein verabfolgt wurde. Nach ihrem Abzug traten die Spuren ihres hiesigen Aufenthalts zutage. Mit wenig Ausnahmen mußten die zwangsweisen Quartiergeber unliebsame Entdeckungen machen. Bei den oben erwähnten Schweineschlachtungen war es zwar geblieben, doch fehlten vielfach Eier, Hühner, Hasen, Geschirr oder es war zerschlagen, Lebensmittel, zum Teil in den Müll geworfen, Decken, Vorhänge, Kleidungsstücke oder solche zerrissen, in den Schmutz getreten. Von den Radioapparaten, die im Schulhaus abgegeben wurden, waren viele zerstört. Gegen eine hochschwangere Frau wurde ein Vergewaltigungsversuch begangen. Eine gerichtliche Untersuchung von seiten der Amerikaner wurde eingeleitet. Wehrmachts-, Reichspost- und Privatautos waren zertrümmert und deren Wiederherstellung unmöglich gemacht. Teile von in der Umgebung erlegten Wildes fanden sich in Kehrrichthaufen und beträchtlich hinterlassener Schmutz befand sich in den Quartieren.

Ostermontag, 2.4.45

Nachmittags gegen 16 Uhr rückte der neue Truppenteil auf Lastautos ein.

Mitteilungsblatt des Ernährungsamtes der Stadt Kaiserslautern

Lebensmittelrationen in der 2. Hälfte der 75. Periode

In der Zeit vom **14. Mai** bis einschl. **27. Mai 1945** dürfen im Stadtkreis Kaiserslautern auf Abschnitte der Lebensmittelkarte bezogen bzw. geliefert werden:

Menge auf einen Abschnitt	Warenart	Normalverbraucher		Selbstversorger	
		Abschnitt Nr.	benutzen	Abschnitt Nr.	benutzen
500 g	Brot	23, 24, 25, 26	E/Jgd/k	123, 124, 125, 126, 223, 224, 225, 226	E/Jgd/h
150 g	Fleisch oder Fleischwaren	39, 40	..	139, 140	..
50 g	Butterschmalz oder Öl	44, 45	- E/Jgd -	—	—
62,5 g	Butter	44, 45	- k -	—	—
125 g	Nährmittel	55, 56	E/Jgd/h	255, 256	E/Jgd/k
200 g	Zucker	57, 58	..	157, 158	..
				257, 258	
250 g	Grieß	60, 61	- h -	160, 161	- k -
				260, 261	
				306, 307	
¹ Abschn.	Backpulver	34	E/Jgd/h	184, 204, 300	E/Jgd/h
250 g	Washpulver oder Washhilfsmittel	75	- E/Jgd -	175, 275, 309	- E/Jgd -
1 St.	R-Seife	76	- E -	176, 276, 310	- E -

Je 2 1/2 kg Kartoffeln auf Abschnitt 75 III. u. IV. der Kartoffelkarte 69/77

Je 500 g Brot auf die Abschnitte 401 bis 415 der Brotkarte für Selbstversorger der Periode 75 (76).

Die in der 1. u. 2. Woche 75 vereinnahmten Nummernabschnitte sind von dem Kleinverteiler bis spätestens 16. Mai 1945 bei der Markenabrechnungsstelle zur Erteilung einer zur Abdeckung des Vorausbezugs bzw. zum Wiederbezug geltenden Empfangsbestätigung einzureichen.

Der Bevölkerung wird dringend anempfohlen mit den zugeteilten Rationen sparsamst umzugehen, da die Versorgungslage sehr ernst ist.

Lose Nummernabschnitte sind ungültig. Warenabgabe darf im Stadtkreis Kaiserslautern nur auf Nummernabschnitte der Lebensmittelkarten 75. Ausgabe EA Kaiserslautern-Stadt in rosa Farbe, erfolgen. im Landkreis Kaiserslautern nur auf Lebensmittelkarten 75. Ausgabe EA Kaiserslautern-Land in blauer Farbe.

Kaiserslautern, 13. Mai 1945

Der Oberbürgermeister - Ernährungsamt Abt. B.

Dienstag, 3.4.45

Alle männlichen Personen waren auf 8 Uhr vormittags in den Hof der Wohnung des Bürgermeisters befohlen, und zwar von 15 Jahren ab. Bezüglich Waffenbesitzes wurde aufgefordert, diese unbedingt abzugeben. An die Polen wurde die Frage gerichtet, wer hierzubleiben wünsche. Die Uhr auf dem Schulhaustürmchen wurde 1 Stunde vorgerückt. Die Ausgehbeschränkung wurde auf die Zeit von 20 - 6 Uhr geändert. Für Arbeitende auf dem Feld waren im Gemeindebüro Ausweise für die Betriebsführer abzuholen.

Mittwoch, 4. 4. 45

Die Regelung des Brotbezuges erfolgte dergestalt, daß eine zu bestimmende Fuhrer das Brot von Schneckenhausen und von Gehrweiler abholt, weil das Aufsuchen der benachbarten Ortschaften nicht erlaubt ist. Die Milchablieferung ist ab gestern wieder im Gange.

Donnerstag, 5.4.45

Heute auffallend verstärkter Fliegerverkehr. Sehr große Verbände in geringer Höhe. Die Furcht vor Fliegergefahr hat seit Ankunft der Besatzung ihr Ende.

Montag, 9.4.45

Heute zog die zweite Besatzungsabteilung ebenfalls ab. Wenn auch durch sie gleichfalls manche Übergriffe vorkamen, war ihr Verhalten rücksichtsvoller.

Dienstag, 10.4.45

Bekanntgabe durch Ausschellen, daß aufgefundene Waffen und Munition, Uniformstücke und dergleichen bis morgen am Lagerhaus abzuliefern und eingelangene Pferde anzumelden sind. Zwischenbemerkung: Im Dorfe werden fortgesetzt die widersprechendsten Gerüchte, unsinnigen Gerüchte kolportiert, die sich meistens als Phantasiegebilde herausstellen. Dieselben werden als völlig bedeutungslos daher übergangen. Selbst angebliche Radiomeldungen sind in keiner Weise verlässlich, sie entstammen stets dem Luxemburger Sender und sind als Propaganda zur Ausrottung des Hitlerismus zu bewerten.

Dienstag, 17.4.45

In der vergangenen Nacht stärkster Flugverkehr aus Ost und West. Den Rückwanderern, die vorzugsweise Landwirtschaft betreiben, wird die Rückkehr in ihre Heimat gestattet.

Donnerstag, 19.4.45

Bestandsaufnahme von Getreide, Korn, Weizen, Gerste, Hafer.

Donnerstag, 3.5.45

Vor kurzem wurde das Ausweichlager der Tabak AG Eilebrecht, Homburg/Saar beim Dorfausgang hier durch einen Besatzungsangehörigen aus irgendeinem Grunde geöffnet und dadurch der Entwendung preisgegeben. Heute ließ die Firma zur Rückgabe der noch vorhandenen Tabakwaren oder Zahlung der verbrauchten auffordern unter Androhung von Strafanzeige. Sie appelliert an die Anständigkeit der hiesigen Bewohner.

Freitag, 4.5.45

Die Ausgabe der Lebensmittelkarten für die Verteilungsperiode vom 30. 4. - 27. 5. ist heute erfolgt.

Samstag, 5.5.45

In Kaiserslautern ist ein Sabotagefall vorgekommen, es soll die Benzinleitung der Besatzung beschädigt und das Benzin zum Auslaufen gebracht worden sein. Von der Besatzungsbehörde wurden dem Bezirk Bußen auferlegt. Die Verwendung elektrischen Stromes durch Zivilpersonen ist verboten. Für

besondere Fälle ist eine Genehmigung notwendig. Letztere ist nicht notwendig für Lebensmittelgeschäfte, Krankenhäuser, Kliniken, Wasserwerke und dergleichen. Die 6 km-Zone darf ohne Ausweis nicht überschritten werden. Der Aufenthalt im Freien ist bis 21 Uhr verlängert worden.

Dienstag, 8.5.45

Ausgabe der Mahlscheine. Alle Personen, die vor 1933 geboren sind, mußten sich auf dem Gemeindebüro einfinden zur Ausstellung von Ausweisen bzw. Kennkarten. Der Waffenstillstand soll jetzt Tatsache sein. < ... >

¹ Original im Besitz von Dr. Hans Steinebrei, Kaiserslautern. Kopie im Institut für pfälzische Geschichte und Volkskunde Kaiserslautern. Sammlung Kriegsende.

² Es handelte sich um die Panzerkampfgruppe CCA der 12. US-Panzerdivision.

MILITARY GOVERNMENT—
GERMANY

**Supreme Commander's
Area of Control**

NOTICE

**Declaration of Radio
Receiving Sets,
Telephone, Telegraph
and Electro-Medical
Apparatus**

MILITÄERREGIERUNG—
DEUTSCHLAND

**Kontroll-Gebiet des
Obersten Befehlshabers**

BEKANNTMACHUNG

**Anmeldung von Rundfunk
Empfangsgeräten, Fern-
sprech- und Telegrafem-
aterial und elektro-
medizinischen Geräten**

TAGEBUCH FÜR INGE THEIS¹

3. März 1945

Heute ist wieder ausgezeichnetes Wetter. Die Flieger sind auch wieder lebendig. Zwei Angriffe auf Theisberg-Steegen sind wieder vorbei. Hoffentlich ist es das letzte Mal. Ich habe heute gestrickt, und zwar an Kubigs. Es waren noch mehr [Leute] anwesend. Die Flieger flogen ein und aus. Auf einmal rief ich ganz erschreckt: „Da“, und alle fingen an zu schreien und zu rennen. Ein Flieger kam gerade auf uns zugestürzt und feuerte mit Bordwaffen, aber zum Glück nicht auf uns. Alle vier Flugzeuge gingen in den Tiefflug und jagten ihre Garben fort. Sie hatten die Panzersperre angegriffen. Bestimmt haben sie etwas vermutet. Der Boden ist ganz aufgewühlt, und die Steine sind aus dem Weg gerissen. Sie haben ordentlich gepfeffert.

15. März 1945

Vor einigen Tagen hat sich wieder etwas Schlimmes ereignet. Kurt Rech hat seine Finger wieder gehabt, wo er nicht sollte. Er hat eine Brandbombe ins Feuer gelegt und dieselbe explodierte. Er bekam eine Sendung ins Gesicht, und die Hand hat auch etwas mitbekommen. An den Kleidern hatte sich der Kampfstoff eingefressen, und sie hingen ihm wie lose Lappen am Körper. Den anderen Kameraden hat es nichts gemacht. Die Soldaten haben ihn verbunden und die Schmerzen gelindert. Es war auch gleich ein Auto zur Stell², das ihn nach Kusel ins Krankenhaus brachte.

16. März 1945

Die Lage bei uns wird immer kritischer. Es ist ein allgemeines Murren. Die Leute arbeiten nicht mehr viel, sie stehen in Gruppen beisammen und berichten. Jeder weiß was anderes. Sie erzählen, daß die ersten Panzerspitzen in Thallichtenberg stehen und in Odernheim am Glan. Der Wehrmachtsbericht hat zwar gesagt, daß bei Kirn und Münster am Stein heftige Kämpfe sind, doch steht die Front schon viel weiter. Bei uns werden sie auch bald sein, es wird nicht mehr lange dauern.

18. März 1945

Heute bin ich konfirmiert worden. Also nur eingeseget, denn eine Prüfung gab es bei uns nicht, wir hatten ja keinen Unterricht. Der Pfarrer hat einen Kuddel-Muddel zusammengemacht. Der weiß gar nicht mehr, was er sagt. Mitten in der Einsegnung hat es auf einmal dumpf gekracht. Die Kirchentür sprang auf, und die Leute sind dann gleich von ihren Sitzen hochgesprungen. Als es später Alarm gab, war es ganz aus. Die meisten haben die Kirche verlassen und gingen stüften. Als es dann glücklich beendet war, mußten wir auf dem Nachhauseweg noch auf die Tiefflieger achten. Aber zum Glück war da noch nichts zu befürchten.

Jetzt kommt aber erst die große Sensation. Als wir noch nicht ganz Kaffee getrunken hatten, waren die Jabos schon da. Es ging an einer Tour mit Fliegen und Schießen. Die ganze Umgebung ist über- rascht worden. Mit Bordwaffen haben sie das ganze Gelände unter Schacht gehalten.

Hinter der „Winterhölle“ stieg Qualm auf, und auf dem „Feist“ hat es gebrannt. Rings ums Dorf sah man Rauchfahnen. Bei uns ist Gott sei Dank nichts passiert. Die Soldaten hatten die Autos auch gut getarnt, und sie selber blieben in den Häusern, bis es dunkel war und der Nebel zog, da hatte alles ein Ende.

Das Schießen hört man immer näher.

7. April 1945

Wenn ich heute schreibe, muß ich mir erst alles noch einmal durch den Kopf gehen lassen, wie es in der verfloßenen Zeit überhaupt war. Aber fürs erste muß ich erwähnen, daß wir unter der amerikani- schen Hoheit stehen.

Die Amerikaner sind am 19. März gekommen.² Mittags hat man das Schießen in der Winterhölle

gehört. Man hat deutlich gemerkt, wie die Schüsse immer näher fielen. Meine Oma und meine Mutter gingen schon nach dem Essen in den Keller. Die ganze Nachbarschaft war schon in Theiße. Ich hatte meinen Sessel mitgenommen und habe vor der Tür gestrickt, bis es dann soweit war, sich zu verkriechen. Marianne hat sich noch dazugesellt und hatte auch eine Handarbeit bei sich gehabt. Es dauerte gar nicht lange, da mußten wir den Keller aufsuchen. Es ging alles gut vorüber. Der Keller war ganz voll mit Menschen, von der Saarbrücker Post waren auch einige da. Das Schießen haben wir nur ganz dumpf gehört, aber andere haben erzählt, daß es schrecklich gewesen wäre. Den ersten Panzer habe ich gesehen, wie er sich langsam um die Kurve am Odersberg schob. Ich sah noch, wie er das Geschütz drehte, da war es höchste Zeit, ich begab mich schleunigst in den Keller. Ins Dorf kamen die Panzer nicht, sie fuhren oben am Dorf vorbei die Höhenstraße entlang und den Weg nach Godelhausen hinunter. Um 2 Uhr nachmittags ging das Ganze los. Wir brauchten nicht allzu lange im Keller zu verweilen, denn es ging schneller als man geglaubt hat. Es fuhren aber viele Panzergranaten ins Dorf und drumherum. Einige Dächer sind beschädigt, und in zwei Häusern hat es gebrannt. Alles ist wieder gut zu machen. Wir sind alle froh, daß es so gut vorüber gegangen ist. Der Kampf um Deutschland geht aber noch weiter.

20. April 1945

Die Leute, die von einer anderen Gegend kommen, sagten, daß es am Radio geheißen hat, um Kusel und in der Stadt wären heftige Kämpfe gewesen, und besonders die Hitlerjugend und BDM hätten sich bewährt. Von den Straßenkämpfen haben wir auch nichts gemerkt. In Etschberg war sozusagen noch mehr gewesen als in Kusel. Auf alle Fälle hat sich da das OKW schwer verhalten.

Von Hans und Vater haben wir noch nichts erfahren.

Die Feinde dringen weiter nach Deutschland hinein.

¹ Tagebuch der Inge Theis, Etschberg bei Kusel. Kopie im Institut für pfälzische Geschichte und Volkskunde Kaiserslautern. Sammlung Kriegsende.

² Es handelt sich um Einheiten der 10. US-Panzer- und der 80. US-Infanteriedivision.



Bei Höheinöllen: Gesprengtes Sturmgeschütz am 19. 3. 1945

^c
Kriegsbezeug
des
Herrn Lembach.



1939 — 1945.

AUSZUG AUS DER KRIEGSCHRONIK DER PFARREI SEMBACH¹

PROTOKOLLIERT VON THEO DEGEN²



19. März: In der Frühe des Morgens 1/7 Uhr: Beerdigung von zwei Opfern der feindlichen Bomber in Neukirchen. Erna Kalitz, 22 Jahre alt, und Irmgard Halbgewachs, 11 Jahre alt. Den ganzen Tag über ein ganz tolles Fliegen. Bordwaffenbeschuß und Bomben. In Baalborn geschieht ein großes Unglück: Das Haus Metz, Wirtschaft und Kolonialwarengeschäft, wird eingäschert. Herr Metz wird getötet, und seine Frau soll unter den Trümmern begraben sein. Jammerschade, daß dies ausgerechnet am letzten Tage der Feindeinwirkung geschehen mußte. Ebenso schade war es, daß in Wartenberg aus dem Hause Wasem ein deutscher Soldat auf vorbeifahrende Panzerspähwagen geschossen haben soll. ? Die Folge davon war, daß das Haus durch Beschießung in Brand gesteckt wurde und mit Scheuer abbrannte. Gegen 5 Uhr des Nachmittags war ich mit dem Schreiben des letzten Briefes an Gisela beschäftigt, da kommt atemlos ein Mann, Herr Wildermuth, angerannt und sagte, es müsse Sturm geläutet werden, die feindlichen Panzer seien durchgebrochen, und

der Major habe es angeordnet. Er tat dies auch sogleich, und die Aufregung im Dorfe war groß. Die im Dorfe befindlichen Soldaten rannten mit Gewehren und circa 15 Panzerfäusten an die Panzersperren. Glücklicherweise kamen die Panzer an jenem Nachmittag nicht; sie waren in Wartenberg, als sie an Wasem vorbeigekommen waren, weiter hinauf an Hartmann und Scherer vorbei den Weg bis zum Heuberg gefahren. Ich wagte, die Frage an einen Soldaten zu stellen: „Wäre es für den Ort nicht besser, die Soldaten würden abrücken?“ Er gab zur Antwort: „Sollen wir nicht gleich bis Berlin zurückgehen?“

Schweren Herzens wurde der Abend und die Nacht verbracht. Das elektrische Licht hat für immer ausgesetzt. So können wir keine Nachrichten hören. In der Nacht wurde in Enkenbach und Otterberg viel Munition gesprengt, was man am Anfang für Artilleriefeuer hielt. Einmal, so gegen 2 Uhr, setzte solches auch wirklich ein, doch in einiger Entfernung. Um 4 Uhr standen wir auf, um 5 ging's nach Neukirchen, wo ich die zwei Frauen Ball und Großkloß, letztere ein Opfer der feindlichen Flieger, zu beerdigen hatte. Als ich nach vollbrachter Handlung vom Friedhof zum Dorfe zurückkehrte, mußte ich am Friedhofseingang zwei tote deutsche Soldaten liegen sehen, ein erschütternder Anblick, da sie böse zugerichtet waren. Einige Schritte weiter kamen dann die ersten amerikanischen Panzer ange-
rollt.³ Das Gefühl, mit dem man ihnen entgegenseh, kann nicht beschrieben werden. Eine Frau, die einige Schritte hinter mir ging, wurde schreckensbleich und stieß einen lauten Schrei aus. Der Mann neben mir sagte, sie würden uns bestimmt nichts machen. So war es denn auch, sie fuhren einfach weiter, ohne sich um die Civilpersonen zu kümmern. Durch den ganzen Ort Neukirchen-Mehlingen rollten sie so an mir vorbei. Am Ortseingang bog ich ab und ging den alten Feldweg zurück nach Sembach. Dort waren sie auch schon lange angekommen, und viele standen staunend an der Straße und sahen dem zu. Anscheinend sind sie jetzt auf Widerstand gestoßen, denn die Enkenbacher Flak schießt dauernd wie verrückt auf feindliche Flugzeuge. Und irgendwoher kommt auch Artilleriefeuer, aber doch in weiter Ferne. Die Panzer fuhren also von hier aus durch die Tränkgasse Richtung Neuheimsbach. In Eisenberg soll der Hauptwiderstand sein. Ob er lange dauern wird? Am Nachmit-

tag Artilleriefuehrer aus naechster Naehue. Was moechte dies sein? Es waren die amerikanischen Panzer, die zwischen Baalborn und der Stelle, an der im Jahre 1941 im November die 11 Bomben gefallen waren, Feuer gaben in Richtung auf den Stumpfwald, wo sie noch Widerstand vermuteten. Gegen 6 Uhr wurde es ruhig. In fruheren Zeiten hatte einmal eine Frau in Mehlingen geweiagt, daB einmal drei schwarze Tage ueber den Ort kommen wuerden! Ob diese drei Tage nun vorueber sind? Ich meine den 28. November 44, den 16. Maerz 45 und den 20. Maerz?

21. Maerz: Neue Durchmaerzue von amerikanischen Panzern. Richtung Osten. Nun wird der Weg frei sein zur Rheinebene, ueber Eisenberg und Gruenstadt. Ein toter deutscher Soldat soll heute mittag beerdigt werden! Enkenbach soll infolge Widerstandes zum gruebsten Teil vernichtet sein, ebenso der Niedermehlinger Hof, weil irgendwoher geschossen wurde. Buch soll tot sein, die Anwesen Buch und Graf niedergebrannt. Nachdem der Sohn von Buch vor einigen Jahren vermiist wurde, ist dies fuer Frau Buch geradezu erschuetternd, und ich weiis nicht, wie sie dies ueberstanden hat.

21. Maerz nachmittags: Besuch auf dem Niedermehlinger Hof. Gott sei Dank, daB Buch nicht erschossen ist, auch der andere Genannte nicht. Aber Buchs Scheuer ist abgebrannt und das ganze Anwesen von Graf. DaB so ordentliche Leute wie Familien Buch und Graf so etwas erleben muessen, kann einem sehr leid tun!

Danach nach Baalborn. Als ich an dem Pfadchen herauskam, da man zur Frau Lesoine kommt, sehe ich einen Wagen, hinter dem Leute hergehen. Da wollte man den am Montagmittag umgekommenen Herr Metz sang- und klanglos begraben, weil ein oeffentliches Begrabnis nicht gestattet wurde. Zuletzt in Rohrbach ein Krankenabendmahl. Die Nacht war ruhig.

Ich habe mich dann dem Zuge angeschlossen und ein Gebet gehalten. Nach Sembach zurueckgekehrt, <dort> war <die> Beerdigung eines unbekanntenen deutschen Soldaten, dem am Montag der Arm abgefuehrt worden war. Zuletzt in Rohrbach ein Krankenabendmahl. Die Nacht war ruhig.

22. Maerz des Nachmittags: Gang nach Baalborn. Endlose Kolonnen bewegen sich langsam durch den Ort. Das Haus Metz in Schutt und Asche, ebenso die Scheuer von Familie Schaum. Besuchte die Frau Metz; es geht ihr verhaeltnismaeissig gut. Doch der Jammer um ihren Mann ist sehr groess; er war doch erst 62 Jahre alt. Wer soll jetzt die Landwirtschaft bestellen? Danach ging ich auf den Friedhof, wo alles gerichtet war, um zwei Soldaten zu begraben, einen Funkwachtmeister und einen Polen, der auf unserer Seite gekaempft hatte. Besuchte dann noch Familie Lesoine, um mein Beileid auszusprechen. Auf dem Heimweg sah ich ungefaehr 12 lose Pferde auf einem Acker grasen. Wer wird sich nun dieser Tiere annehmen? In der Nacht nichts Besonderes.

Freitag, den 23. 3. 45: Am Vormittag nichts Besonderes. Am Nachmittag Besuch in Baalborn. Dauernd Durchzuege endloser Autokolonnen. Besuch bei Frau Metz, der es verhaeltnismaeissig gut geht. Darauf Beerdigung von zwei deutschen Soldaten auf dem Friedhof zu Baalborn.

Samstag, den 24. Maerz: Gang zur Stadt mit Herrn Martin und Frau Haefner. Wir wurden anstandslos durchgelassen, ein Posten wollte bloess wissen, was wir in unsern Mappen haetten und interessierte sich fuer meine Sonnenbrille, die er mir aber nicht abnahm. In der Moltkestrasse groesse Freude ueber mein Erscheinen. Um 4 Uhr wieder Abmarsch ueber Hagelgrund und Baalborn. Nach 7 Uhr gut zurueck.

25. Maerz: Palmsonntag ist heute, aber wie so ganz anders wie in den fruheren Jahren! Panzer rollen auf der Kaiserstrasse den ganzen Tag! Am Morgen Passionsandacht in der Kirche zu Sembach ueber das Wort: „Es ist vollbracht!“ Des Nachmittags 2 Uhr Beerdigung von Heinrich Merz aus Wartenberg. Im Anschluess Kaffee bei Familie Eichert. Danach vergeblicher Versuch, in Lohnsfeld Gottesdienst zu halten; den Gemeindegliedern, die vielfach ihre Wohnungen raeumen muessen, steht nicht der Kopf nach Gottesdienst. Auf dem Heimweg traf ich Frau Christmann; sie will es versuchen, ihren

kranken Sohn Werner, der in Ungstein liegt, schwer krank, mit einem Handwäglein zu holen. Wirklich eine tapfere Frau!

26. März: Der Morgen blieb ruhig bis auf das Gerücht, daß Familie Würz hätte räumen müssen. Auch von Familie Krell und uns war die Rede. Diese beiden letzten haben nun doch, Gott sei Dank, bis jetzt bleiben dürfen. Frau K. hat mir erzählt, wie sich alles abgespielt hat und sprach mir Mut zu.

27. März: Schicksalstag 1. Ranges. Gegen 2³⁰ Uhr kamen Soldaten und sagten, wir müßten in einer Stunde das Haus geräumt haben. Die darauf dann folgende Aufregung ist nicht wiederzugeben. Wir suchten unsere Zuflucht in der Kirche. Dorthin brachten auch Herzogs und Engelskirchers ihre Sachen. Die Familie Hofmann hat uns großzügig Gastfreundschaft gewährt.

28. März: Auch diesen Tag noch ausquartiert. Am Nachmittag wird das Pfarrhaus geräumt. Mit äußerster Spannung treten wir ein. Vieles durcheinander, aber wenig verschwunden, besonders aller Wein und Champagner im Keller. Gang an Kätelis Grab.

29. März: Wiedereinzug mit viel Arbeit verknüpft.

30. März: Karfreitag. Gottesdienst und Abendmahl zu Rohrbach und Mehlingen.

1. April: Sonntag. Ostern. Gottesdienst und Abendmahl zu Sembach und Mehlingen.

2. April: Ostermontag. Gottesdienst und Abendmahl mit dem Altersheim Enkenbach. Nachmittag Lohnsfield. Taufe bei einer Familie aus Buchenland.

4. April: Mittwoch 9 Uhr alle Männer vor der Schule versammelt. Die Jüngeren wurden gefragt, wie alt sie seien. Einige wurden per Auto fortgebracht, warum? Inzwischen gingen Soldaten in alle Häuser auf der Suche nach Waffen.

5. April: Morgens falscher Alarm, als müßten wieder alle Männer vor die Schule. Bürgermeister Wuttke kommt, damit mir ein neuer Paß ausgehändigt wird, mit dem ich zu allen meinen Orten gehen kann.
< ... >

¹ Kopie des Originals im Besitz von Lothar Schwartz, Kaiserslautern.

² Theo Degen, Pfarrer von 1927-1956 in Sembach, hat die lokalen Kriegereignisse im Pfarrbuch seiner Kirchengemeinde protokolliert.

³ Sembach wurde von Einheiten der 12. US-Panzerdivision besetzt.

BESATZUNGSGESCHICHTE IM MAUERANSCHLAG

Das Stadtarchiv Kaiserslautern besitzt in seinen Beständen eine bemerkenswert große Auswahl von Plakaten, die alle in der Zeit unmittelbar nach dem Einmarsch der Amerikaner im Frühjahr 1945 entstanden sind. Nur mit ihrer Hilfe war es den US-Militärbehörden und den kommissarisch in Stadt und Land eingesetzten Verwaltungen möglich, das darniederliegende öffentliche Leben neu zu organisieren.

Bekanntmachung

Versorgung der Kleinstkinder mit Milch

Für die Ausgabe von täglich je $\frac{1}{2}$ Liter Vollmilch an Kleinstkinder bis zu 3 Jahren im **Stadtbereich** Kaiserslautern werden folgende Geschäfte eingeschaltet:

Verkaufsstand am Waldschlößchen
Pfleger, Mannheimerstraße
Herrmann, Steinstraße 13
Schäfer, Goethestraße 37
Schöneberger, Schäferstraße
Bengel, Beethovenstraße 57

Diese Verteiler trennen als Belieferungsgrundlage den Abschnitt Z 10 der **Grundkarte 73 Kennzeichen Kist** ab und versehen den Stammabschnitt mit ihrem Firmenstempel. Zur Regulierung der Anlieferung haben die Verteiler die vereinbarten Abschnitte Z 10 spätestens am 26. März 1945 der Milchzentrale vorzulegen.

Diese Regelung gilt zunächst nur bis zum 8. April 1945. Die Milchverteilung in den Annexen bleibt unberührt.

Kaiserslautern, den 26. März 1945.

Der Bürgermeister

**Mitteilungsblatt des Ernährungsamtes
der Stadt Kaiserslautern**

Milchversorgung

Ab Montag, den 9. April 1945, sind die Milchverteilergeschäfte wieder geöffnet.

Die **Bestellscheine 74** für entrahmte Frischmilch und für Vollmilch sind bis

spätestens Dienstag, 10. April, 12 Uhr beim Milchverteiler abzugeben.

Die Milchverteiler liefern die Bestellscheine bis Mittwoch, den 11. April, vorm. 10 Uhr, bei der Milchzentrale ab.

Jeweils **Dienstags** und **Freitags** gelangen **je 1/4 Ltr. E-Milch** an Bezugsberechtigte über 6 Jahre zur Verteilung.

Kaiserslautern, 7. April 1945

Der Oberbürgermeister - Ernährungsamt Abt. B

Bekanntmachung

Lebensmittelversorgung.

Die Kleinverteiler werden hiermit angewiesen auf gültige Bezugsabschnitte 73 oder Reisemarken, welche auf „Butter“ oder „Margarine“ lauten, im Verhältnis 100 : 80 Butterschmalz auszuliefern, solange Butter nicht zur Verfügung steht.

Kaiserslautern, den 29. März 1945.

Der Bürgermeister.

Mitteilungsblatt des Ernährungsamtes der Stadt Kaiserslautern

Lebensmittel Bezugsrechte in der ersten Woche 74 Periode

(9. mit 15. April 1945)

In der Woche vom 9. bis einschl. 15. April 1945 können im Stadtkreis Kaiserslautern bezogen bzw. geliefert werden:

Lebensmittelkarte 74/E, Jgd u. K	
500 g R. Brot	auf Nr. Abschnitt 19, 20, 119, 120, 219, 220
125 g Fleisch oder Fleischwaren	„ „ „ 25, 26, 125, 126
100 g Butterschmalz, Schmalz od. Oel	„ „ „ 31
125 g Teigwaren, Grütze oder Kartoffelstärke Erzeugnisse	„ „ „ 32, 132, 232
250 g Zucker	„ „ „ 33, 133, 233
125 g Salz	„ „ „ 34, 134, 234
125 g Reis	„ „ „ 1, 101, 201
50 g Kaffee-Ersatz	„ „ „ 2, 102, 202
62,5 g Käse	„ „ „ 7
Lebensmittelkarte 74/Jgd u. K	
125 g Kunsthonig	auf Nr. Abschnitt 49
Lebensmittelkarte 74/K	
125 g Grieß oder Kindernährmittel	„ „ „ 50, 150, 250
2 kg Kartoffeln	auf Bezugsabschnitt 74/I der Kartoffelbezugskarte 69/77

Die an den Lebensmittelkarten 74 befindlichen Kleinabschnitte, lautend über Brot und Fett sind **ungültig** und berechtigen nicht zum Warenbezug.

Die Bezugsrechte für die zweite Woche 74 werden rechtzeitig bekanntgegeben. Die Nummernabschnitte sind beim Warenbezug vom **Kleinvertreiber abzutrennen** und später der Markenabrechnungsstelle zur Erlangung eines Wiederbeschaffungs-Bezugscheines vorzulegen. **Loose Nummernabschnitte sind ungültig!**

Kaiserslautern, April 1945

Der Oberbürgermeister - Ernährungsamt Abt. B

MILITARY GOVERNMENT KAISERSLAUTERN

NOTICE

SUBJECT: City Clean Up

TO: The Citizens of Kaiserslautern

1. It is hereby ordered that: by 2100, on Tuesday, May 8th, 1945
- All sidewalks and streets of this city must be thoroughly swept and the dirt and litter cleaned up. (This does not apply to the rubble caused by the air-raids).
 - The property owners and or tenants are responsible for this clean up.
 - In the case of unoccupied houses, the respective streets must be thoroughly cleaned by the parties living in the adjacent houses. Rubns extending along large distances will be cleaned up by the town authorities.
 - Litter is to be gathered in garbage cans and must by no means be dumped inside of ruined houses or on existing rubbish piles.

Kaiserslautern, den 7. Mai 1945.

By Order of Military Government

Militärregierung Kaiserslautern

BEKANNTMACHUNG

Betreff: Straßenreinigung.

An die Bevölkerung von Kaiserslautern!

Die Militärregierung ordnet folgendes an:

- Bis spätestens Dienstag, den 8. Mai 1945 abends 21 Uhr müssen alle Bürgersteige und Straßen der Stadt sauber gekehrt und von Urat gekübert sein. Dabei handelt es sich nicht um den Schutz aus den Fliegerschäden sondern um den sonstigen Urat.
- Verpflichtet zu dieser Reinigung ist in erster Linie der Hausbesitzer, aber auch jeder Hausbewohner.
- Bei einzelnen unbewohnten Häusern obliegt die Reinigungspflicht den Bewohnern der nebenanliegenden Häuser, bei zusammenhängenden größeren Fliegerschäden- strecken der Stadt.
- Der weggeräumte Urat ist in den Müllern unterzubringen und darf keinesfalls in den Schutz der Häusern oder auf vorhandene Mülllagerungen geworfen oder in die Sinkkästen gebahrt werden.

Kaiserslautern, den 7. Mai 1945

Im Auftrag der Militärregierung.

Bekanntmachung

Betreff: Anmeldung von Pferden

Zivilpersonen, die in der Zeit ab 15. März 1945 Pferde erworben, in ihren Besitz gebracht oder in Pflege genommen haben, haben dies

bis spätestens 28. April 1945

mündlich bei der Landesbauernschaft, Schubertstraße 11, zu melden. Bei der Meldung sind die notwendigen Angaben über das Pferd selbst und die Art seines Erwerbs sowie alle sonst erforderlichen Angaben zu machen.

Die Unterlassung der Meldung hat Strafeinschreiten zur Folge.

Kaiserslautern, den 23. April 1945

Der Oberbürgermeister

ANORDNUNG

Alle Personen, welche

Möbel ^{und} sonstige Gegenstände

am Landratsgebäude in Kaiserslautern, Burgstr. 14, in Besitz genommen haben, werden hiermit aufgefordert, diese Gegenstände innerhalb 48 Stunden bei dem Landratsamt Kaiserslautern, z. Zt. in der Spittelmühle (Zink-Museum), gegen Quittung zurückzugeben. Bei Erfüllung dieser Anordnung wird Straffreiheit zugebilligt. Bei Nichtbeachtung dieser Aufforderung wird gegen überführte Personen wegen Plünderung mit strengsten Strafen vorgegangen.

Kaiserslautern, den 1. Mai 1945

Der Landrat

Betreff:

Benützung elektr. Stroms

Military Government Kaiserslautern NOTICE

1. No electric current is available for civilian use. Electricity may be turned on only in emergencies.
2. Essential civilian users must be individually approved.
3. Those installations now approved are Water Works, Hospitals and clinics, military installations and food processing plants.

Kaiserslautern, 30. April 1945

By order of Military Government

Übersetzung

Militärregierung Kaiserslautern Bekanntmachung

1. Die Verwendung elektrischen Stroms durch Zivilpersonen ist verboten.
Nur in besonderen Notfällen darf elektrischer Strom durch diese verwendet werden.
2. Für besondere Fälle des Verbrauchs elektrischen Stroms durch Zivilpersonen ist Einzelgenehmigung notwendig.
3. Die Genehmigung nach Ziffer 2 ist nicht notwendig für Wasserwerke, Krankenhäuser, Kliniken, militärische Anlagen und Lebensmittelbetriebe.

Kaiserslautern, den 30. April 1945

Auf Befehl der Militärregierung

Zusatzanweisung des Oberbürgermeisters und des Landrats

1. Anträge auf Einzelgenehmigung nach Ziffer 2 sind mit Begründung schriftlich an den Oberbürgermeister (Bürgermeister) zu richten, der die Entscheidung der Militärregierung herbeiführt.
2. Unter Lebensmittelbetrieben nach Ziffer 3 sind nur solche Betriebe zu verstehen, die Strom zum Antrieb von Maschinen zur Aufbereitung und Herstellung von Lebensmitteln benötigen.

Kaiserslautern, den 30. April 1945

Der Oberbürgermeister

Der Landrat

An die Bevölkerung **von Stadt und Land!**

Unsere Ernährungslage ist ernst.

Jeder muß sich bewußt sein, daß wir auf uns selbst angewiesen sind.

Der Landwirt steht vor der Frühjahrs-Feldbestellung; es fehlen ihm jedoch die nötigen Arbeitskräfte.

Rasche Hilfe ist dringendstes Gebot.

Männer, Frauen und Jugend, soweit Ihr noch nicht im Einsatz steht, helft jetzt mit, unsere Ernährung für das kommende Jahr sicherzustellen.

Es ist dies Euer Pflicht, Ihr dient damit der Allgemeinheit und Euch selbst.

Meldet Euch unverzüglich bei Euerem Bürgermeisteramt oder Arbeitsamt zum sofortigen Einsatz auf einige Zeit.

Kaiserslautern, den 21. April 1945

Der Landrat

Der Oberbürgermeister

Rattenbekämpfung

Auf Anordnung der Militärregierung wird in der Zeit vom 7. Mai mit 9. Mai 1945 eine Rattenbekämpfungsaktion durchgeführt.

Die erforderlichen Giftmittel (Delicia-Kugeln u. Delicia-Pasten sowie Zeliopasten) sind in den Apotheken und Drogerien unter Aushändigung eines Kaufnachweises zu erhalten.

In bewohnten Gebäuden sind die Giftkörner von den Bewohnern, in den Betrieben von den Betriebsinhabern und in den zerstörten Gebäuden von der Sanitätskolonne K'lautern an geeigneten Stellen auszulegen. Durch Beauftragte findet eine Kontrolle der Auslegung statt, wobei die Kaufnachweise vorzuzeigen sind.

Zur Erreichung einer nachhaltigen Wirkung muß diese Aktion im Interesse der Volksernährung und Volksgesundheit gleichzeitig und gründlich von allen Beteiligten durchgeführt werden.

Nichtbefolgung dieser Anordnung wird bestraft.

Kaiserslautern, den 3. Mai 1945

Der Oberbürgermeister

Bekanntmachung

Kartoffelkäfersuchaktion

Im Auftrage der Militärregierung haben sich sämtliche 10- bis 14-jährigen Schüler und Schülerinnen der Volks- und höheren Schulen am Freitag, den 25. Mai 1945, um 13.30 Uhr, in den Höfen der Barbarossaschule u. Goetheschule einzufinden.

Geeignete Gefäße (Büchse oder Flasche) zum Sammeln der Käfer und Larven sind mitzubringen.

Kaiserslautern, den 22. Mai 1945

Der Oberbürgermeister

Bekanntmachung

Betreff: Die Zahlung von Steuern, sonstigen öffentlichen Gefällen und privatrechtlichen Verbindlichkeiten

Das gesamte öffentliche Leben kann nur aufrechterhalten werden, wenn die öffentlichen Einnahmen jeder Art den öffentlichen Kassen auch weiterhin pünktlich zufließen. Die Pflichtigen werden deshalb hiermit aufgefordert, ihren Zahlungsverpflichtungen an direkten und indirekten Steuern, sonstigen öffentlichen Gefällen, Gebühren, privatrechtlichen Verbindlichkeiten usw. pünktlich nachzukommen.

Es sind zu leisten:

1. Die Zahlungen an das Finanzamt Kaiserslautern

- a) bei der Finanzkasse Kaiserslautern, Stadthaus Ost, 3. Stock;
- b) durch Überweisung auf Konto Finanzamt Kaiserslautern (Treuhandkonto) Nr. 5321 bei der Stadtparkasse Kaiserslautern.

2. Die Zahlungen an das Hauptzollamt Kaiserslautern

- a) bei der Kasse des Hauptzollamts Kaiserslautern, Zollamtsstraße;
- b) durch Überweisung auf Konto Hauptzollamt Kaiserslautern (Treuhandkonto) Nr. 5652 bei der Stadtparkasse Kaiserslautern.

3. Die Zahlungen an den bayerischen Staat

- a) bei der Finanzkasse Kaiserslautern, Stadthaus Ost, 3. Stock;
- b) durch Überweisung auf Konto Bayerischer Staat (Treuhandkonto) Nr. 5647 bei der Stadtparkasse Kaiserslautern.

4. Die Zahlungen an die Stadt Kaiserslautern

- a) bei der Stadthauptkasse Kaiserslautern, Süßesplatz;
- b) durch Überweisung auf Konto der Stadt Kaiserslautern Nr. 1468 bei der Stadtparkasse Kaiserslautern.

Im Interesse der Flüssighaltung der Geldmittel wird dringend gebeten, die Zahlungen möglichst bargeldlos durch Überweisung auf die angegebenen Konten vorzunehmen.

Kaiserslautern, den 28. April 1945

Finanzamt Kaiserslautern
Der Oberbürgermeister

Hauptzollamt Kaiserslautern
Der Landrat

ERINNERUNG

Die an alle Arbeitnehmer am 7. April gerichtete öffentliche Aufforderung, sich in der Zeit vom 13. April bis 18. April 1945 zwecks Erfassung beim Arbeitsamt Kaiserslautern, Stiftsplatz 5, zu melden, ist nicht von allen in Frage kommenden Personen befolgt worden.

Unter Hinweis auf die vorgesehenen Strafbestimmungen werden hiermit alle Skümligen noch einmal aufgefordert, ihrer Meldepflicht sofort nachzukommen.

Der Oberbürgermeister

BEKANNTMACHUNG

Erfassung der Jugendlichen durch das Arbeitsamt

Im Rahmen der beim Arbeitsamt Kaiserslautern vorzunehmenden Meldung aller Arbeitnehmer sind auch die Jugendlichen beiderlei Geschlechts zu erfassen.

Es haben sich daher alle männlichen und weiblichen schulentlassenen Jugendlichen vom vollendeten 14. bis 18. Lebensjahr zu melden, die

1. ihre Berufsausbildung unterbrechen oder ihre Arbeitsstelle aufgeben mußten,
2. noch nicht in einer Berufsausbildung (Lehr-, Anlern- oder Praktikantenstelle) oder einer Arbeitsstelle tätig waren.

Die Meldung hat zu erfolgen in der Zeit vom 2. Mai bis 15. Mai 1945 beim Arbeitsamt, Abteilung Berufsberatung, Kaiserslautern, Stiftsplatz 5. Arbeitsbuch ist, soweit vorhanden, mitzubringen.

Der Oberbürgermeister

Bekanntmachung

Die Militär-Regierung hat mit sofortiger Wirkung die

Benutzung von Fahrrädern

innerhalb des Stadtgebietes erlaubt. Um Störungen des Militärverkehrs zu vermeiden, bleibt jedoch die Benutzung von Fahrrädern in folgenden Durchgangsstraßen **verboten**:

Saarbrückerstraße - Schlageterstraße - von der Tannstraße - Ludendorffplatz - Ludendorffstraße - Hindenburgstraße - Altenwoogstraße 23 er Straße - Steinstraße - Mainzerstrasse und deren Verlängerung, die Kaiserstrasse.

Der Oberbürgermeister.

Bekanntmachung

Infolge eines vorgekommenen Sabotagefalles hat die Militärregierung folgendes angeordnet:

- 1. Die freie Verkehrszone von 6 km von der Wohnung des Betroffenen oder vom Stadthaus Steinstraße wird bis auf weiteres aufgehoben.**
- 2. Der paßfreie Verkehr wird bis auf weiteres auf folgenden Umkreis der Stadt beschränkt:**

Reichsautobahnbrücke an der Mainzer Straße - Postawy-Kaserne - Daenner-Kaserne - 23er-Kaserne - Salingsmühle - Bahnlinie nach Neustadt - Erbsenberg - Beßenberg - Tennisplatz - Buchenloch - Harzhübel - Galgenberg - Kriegsofersiedlung an der Saarbrücker Straße - Lothringer Dell - Blechhammer - Erzhütten - Wiesenthalerhof - Huhtal - Waschmühle - Reichsautobahn - Reichsautobahnbrücke an der Mainzer Straße.

- 3. Pässe zum Verkehr über diese Grenze hinaus werden bis auf weiteres nur in den dringendsten Fällen ausgestellt.**
- 4. In Geltung bleiben die Landerbeiterausweise und die bis 3. Mai ausgegebenen Passierscheine.**

Hievon gebe ich Kenntnis. Ich weiß, daß mit mir die gesamte Bevölkerung derartig unsinnige, für die Allgemeinheit folgenschwere Störungsversuche verurteilt und fordere alle eindringlich auf, die Ruhe und Ordnung zu bewahren.

Kaiserslautern, den 3. Mai 1945

Der Oberbürgermeister

Notice

1. From April 18, 1945 the Military Government has permitted the civilian traffic as follows:
 - a) from 6.00 to 20.00 o'clock within the city limits of Kaiserslautern,
 - b) when crossing the city boundary of Kaiserslautern the distance of 6 km from the person's residence or from the town-hall is permitted.
2. Within the area of civilian traffic according to the above Nr. 1 the use of bicycles is permitted, but the main military roads are strictly forbidden.
3. Within the city area of Kaiserslautern bicycles, carts, and horse drawn vehicles are not allowed on the following streets: Saarbrücker Straße, Schlageterstr., von-der-Tann-Str., Ludendorffstr., Ludendorffplatz, Hindenburgstr., Altenwoogstr., Steinstr., Mainzer Straße an its prolongation. Bicycles, carts and horse drawn vehicles found on the above streets will be confiscated and violators arrested.

By order of Military Government

Uebersetzung

Bekanntmachung

1. Vom 18. April 1945 ab hat die Militärregierung für den Verkehr der Zivilbevölkerung folgende Regelung gestattet:
 - a) von 6.00 bis 20.00 Uhr freier Verkehr innerhalb der Stadt-(Bemarkungs-)grenze von Kaiserslautern,
 - b) über diese Stadt-(Bemarkungs-)grenze hinaus, innerhalb derselben Zeit freier Verkehr bis zu einer Entfernung von 6 km im Umkreis, gemessen von der jeweiligen Wohnung der einzelnen Person oder vom Stadthaus Steinstraße aus.
2. Innerhalb des nach Ziff. 1 festgelegten Gebiets für den Verkehr der Zivilbevölkerung ist der Gebrauch von Fahrrädern gestattet; auf den militärischen Hauptverkehrsstraßen ist der Radfahrverkehr jedoch streng verboten.
3. Innerhalb des Stadtgebietes von Kaiserslautern ist der Verkehr von Fahrrädern, Karren und Pferdefuhrwerken auf folgenden Straßen nicht gestattet: Saarbrücker Str., Schlageterstr., von-der-Tann-Str., Ludendorffstr., Ludendorffplatz, Hindenburgstr., Altenwoogstr., Steinstr., Mainzer Str. und ihre Verlängerung. Wenn solche Verkehrsmittel auf obigen Straßen angetroffen werden, werden sie eingezogen und der Täter festgenommen.

Auf Befehl der Militärregierung

BEKANNTMACHUNG

Im Hinblick auf die derzeit bestehenden Schwierigkeiten können umquartierte Personen und Personen, die aus Luftschutzgründen oder aus sonstigen Gründen vorübergehend ihren Wohnsitz in eine Landgemeinde verlegt hatten, in der nächsten Zeit noch nicht nach Kaiserslautern zurückkehren.

Die Bürgermeister der Landgemeinden haben Aufforderungen zur Rückkehr an solche Personen zu unterlassen.

Soweit solche Aufforderungen bereits ergangen sind, sind sie wirkungslos und unbeachtlich.

Soweit die Rückkehr einzelner Personen aus dienstlichen oder betrieblichen Gründen notwendig ist, erhalten diese von ihrer Behörde oder Betriebsleitung eine Aufforderung übersandt.

Kaiserslautern, den 20. April 1945

Der Oberbürgermeister

Der Landrat

3

50 JAHRE DANACH:
ERINNERUNGEN



WEIZENKLÖSSE UND RÜBENSIRUP

VON ANNEMARIE ALTSCHUH

Es geschah im April 1945 in meinem Elternhaus in Neustadt an der Weinstraße. Auch wenn es heute niemand mehr zugeben will und man diesen schrecklichen Irrglauben aus heutiger Sicht nicht mehr verstehen kann: wir glaubten an "unseren" Führer. Ganz naiv und unerschütterlich. Wie hätte man all das Schreckliche, was in der Welt geschah und was unser ganzes Leben zu einer Horrorvision machte, auch sonst ertragen können? Mein Vater wurde mit 59 Jahren noch zum Volkssturm einberufen. Wir hatten niemals mehr von ihm gehört, wußten nicht, ob er überhaupt noch am Leben war. Monate nach dem Kriegsende kam er zurück. Früher ein stattlicher Mann von 200 Pfund, war er zum Skelett abgemagert und mit Furunkeln übersät und wirr im Kopf. Er hatte in einem sogenannten Hungerlager Tausende sterben sehen und sagte immer wieder: „Es gibt keinen Gott, wir sind nicht mehr gut“. Er starb dann viel zu früh, als ein Mensch, der am Leben verzweifelte. - Aber, wie gesagt, im April 1945 wußten wir nichts über seine Existenz, auch von meinem Bruder, der damals über Kreta als Fallschirmjäger abgesprungen und sofort in Gefangenschaft gekommen war, hatten wir schon seit Monaten nichts mehr gehört. Nur meine Mutter und ich, damals war ich 15 Jahre alt, hielten „die Stellung“ in meinem Elternhaus. Unsere Mieter waren ebenfalls weg. In irgendeinem Bunker in Heidelberg erhofften sie sich Schutz. Längst waren alle Fenster im Haus von den Detonationen der in der Nähe detonierten feindlichen Bomben herausgeplatzt. Ich hatte die Fensterlöcher, so gut es ging, notdürftig mit Pappe wieder zugenagelt, und im Garten waren tiefe Krater von den Einschlägen der eigenen Artillerie, die noch immer verzweifelt gegen den Feind ankämpfte. „Halte durch“, hieß die Parole, die noch immer aus dem Volksempfänger in unsere Ohren drang und unser Gehirn benebelte. „Der Führer hat noch eine Geheimwaffe“, hieß es hinter vorgehaltener Hand - und daran glaubten wir.

Die Gewehre meines Vaters, der ein hervorragender Sportschütze war, hatte ich in der Nacht zuvor zusammen mit der Munition im Garten vergraben. Und sie waren durch die Einschläge samt unseren geliebten Kirschbäumen in die Luft geflogen. Ich selbst hatte ein kleines Luftgewehr immer griffbereit. Es gab mit das trügerische Gefühl, nicht ganz schutzlos zu sein. Völlig besessen vom Glauben, ich könnte vielleicht unseren Soldaten nützlich sein, stand ich damit am Hoftor. Vereinzelt fielen Schüsse, unterbrochen von schweren Detonationen, die Risse in den Grundmauern unseres Hauses klaffen ließen. Ein auf dem Rückzug vorbeihastender deutscher Soldat sagte zu mir: „Um Gottes Willen, hau ab in den Keller. Sie erschießen dich, wenn sie dich mit dem Gewehr sehen“. Ich erinnere mich noch genau, daß ich dann mit Mutti in den Keller ging. Wir hielten uns ganz fest in den Armen. Durch den Durchbruch in der Kellerwand, der damals Vorschritt war, damit man im Ernstfall auch

durch die Nachbarhäuser flüchten konnte, hörte ich die Stimme unseres Nachbarn: „Annche, leber ihr noch?“ Dann war da plötzlich ein ohrenbetäubender Knall, ein Bersten in der Luft, ein Kracher und Getöse, daß wir dachten, das ganze Haus wäre über uns zusammengebrochen. In die Atemluft mischte sich Staub von Mörtel, und es dauerte eine Ewigkeit, bis das Grauen nachließ. Festumschlunger hatten Mutti und ich geglaubt, es wäre unser Ende gekommen. Als dann gespenstische Ruhe eintrat trauten wir uns kaum aus dem Keller ans Tageslicht. Unser Hof war meterhoch von Schutt, Asche Gebälk, Steinen und Mörtel bedeckt. Ein Kontrollgang durchs Haus ließ mich die Gefährlichkeit und Trostlosigkeit unserer Situation erkennen. Da, wo früher mal das Dach war, qualmte es noch, und durch das weggefetzte Gebälk sah man den Himmel. Aber die Ruhe hielt an. Plötzlich hörten wir über Lautsprecher eine Stimme, die uns bei Strafe befahl, das Haus nicht zu verlassen. Feindliche Jeeps fuhrn durch die Straße, und ich erspähte neugierig die fremden Soldaten in ihrer khakifarbenen Uniformen. Und jetzt kommt etwas so Kurioses, daß es mir rückblickend selbst vor kommt wie Kitsch aus einem Dreigroschenroman: Mutti und ich gingen in die Küche. Auf dem Herd stand ein brodelnder Kochtopf, und darin schwammen in kochendem Salzwasser Klöße, die Mutti aus einem bißchen geschenktem und selbstgemahlenem Weizen vorsorglich zubereitet hatte. Dazu gab es dunkelbraun triefenden Zuckerrübensirup. Es hat uns nach der ausgestandenen Todesangst herrlich geschmeckt. Und um die Sache noch unglaubwürdiger zu machen: ich habe nach dem Festmahl dann ein bißchen Klavier gespielt. Unter den Mauerlöchern unserer ehemaligen Wohnzimmerfenster patrouillierte, wohl von den ungewöhnlichen Klängen angelockt, ein farbiger Besatzungssoldat. Plötzlich schmiß er mir Schokolade, Kaugummi und Kekse durch die kaputten Fenster in den ersten Stock. Und was habe ich gemacht? Obwohl wir halb am Verhungern waren, siegte mein dummes Stolz. Nein, vom Feind wollte ich nichts annehmen. Umgehend warf ich all die Kostbarkeiten zurück. Ich werde das nie vergessen, und es tut mir heute noch leid, daß ich diesen Menschen, der es trotz Verbot und Krieg so gut mit mir meinte, abgewiesen und beleidigt habe.



LAGERWECHSEL AM VICTORY DAY

VON GERHARD BACH

Ich gehöre nicht zu denen, die „DIE STUNDE NULL“ in der Pfalz erlebt haben, aber zu denen, deren Gedanken in jenen Tagen unentwegt in die Pfalz gerichtet waren - zu meiner Frau in Kaiserslautern. Wir wurden im September 1943 in der Apostel-Kirche getraut. Jeder von uns beiden hatte mit den Problemen junger Kriegseher - kurzes Wiedersehen im Urlaub, lange Trennung durch Fronteinsatz, Bangen um den Partner an der Front, Bangen um den Partner in der bomberbedrohten Heimat - fertig zu werden. Und das nicht nur bis zur „Stunde Null“, sondern durch noch weitere 3 Jahre Trennung durch Kriegsgefangenschaft.

Für mich war nach 6 Kriegsjahren der Fronteinsatz am 26. März 1945 gegen 11.30 Uhr am Autobahndamm bei Wesel am Niederrhein zu Ende. Für die dort durch einen zahlen- und materialmäßig überlegenen Gegner in amerikanische Gefangenschaft Geratenen wurde „von da an nicht mehr zurückgeschossen“.

Ich möchte weder ein Psychogramm eines in Gefangenschaft geratenen Soldaten erstellen, noch auf die nach dem Tag der Gefangennahme auf den Einzelnen zugekommenen Erniedrigungen, Beschämungen, Erschütterungen, Verzweiflungen, Sorgen und Hoffnungen eingehen. Was den Einzelnen bewegte, wie er den Zusammenbruch seines Landes und wie er die Jahre des Gefangenseins erlebte, durchlebte und verkraftete, war individuell sehr verschieden. Es hing von der psychischen Kondition eines jeden, seiner Belastbarkeitskraft und auch vom Verhalten der Gewahrsamsmacht ab. Keinem Außenstehenden - damals wie heute - steht zu, über Kriegsgefangene zu urteilen oder sie sogar zu verurteilen.

Doch nun zu den Tagen um die und zur STUNDE NULL: Nach der Gefangennahme am 26. März 1945 bis zur Einschiffung nach England von Ostende aus (9. April 1945) wurde ich mit meinen Schicksalsgefährten in LKW-Kolonnen und in vergitterten Eisenbahnwaggons durch Holland und Belgien in die Lager 2218 (Brüssel) und 2224 (Jabekke) verfrachtet, jeweils leibesvisitiert und aufs intensivste vernommen. Am 10. April 1945 betreten wir schließlich bei Gravesend-West englischen Boden und erreichten spät abends nach Bahnfahrt und LKW-Transport Camp 186 bei Colchester (Südostengland), ein Barackenlager mit Nissen-Hütten für einige tausend Kriegsgefangene.

Über die der deutschen Lagerleitung zugänglichen Zeitungen und Rundfunkmeldungen können wir die Entwicklung in der Heimat verfolgen. In der englischen Presse tauchen zunehmend Bilder von Konzentrationslagern und befreiten KZ-Häftlingen auf. Die Stimmung unter den Gefangenen wie den Wachmannschaften wird gereizter, nächtliche Barackenkontrollen nehmen zu. Ansonsten herrschen noch geordnete Lagerverhältnisse, wie sie die Genfer Konvention vorschreibt. In der Heimat

überschlagen sich die Ereignisse in den letzten Aprilwochen. „Daily Mail“ und „Daily Telegraph“ zeigen russische Soldaten in Berlin (26. April), melden von der Abdankung Görings (28. April), der Ermordung Mussolinis (1. Mai) und berichten von Himmlers Friedensangebot. Am gleichen Tag verabschiedet sich der Sender Hamburg von seinen Hörern. Am 2. Mai meldet die „Times“ Hitlers Tod und die Übernahme der Staats- und Wehrmachtsführung durch Großadmiral Dönitz mit der Durchhalteparole: „Der Kampf geht weiter!“ - dabei rückt die Stunde Null immer näher. Süddeutschland wird aufgerollt und kapituliert am 4. Mai (Samstag).

In die Fülle von Nachrichten und Gerüchten, die die Zustände auf dem Festland betreffen, fügt sich die Mitteilung des Kommandanten ein, daß die Offiziere in ein anderes Lager verlegt werden. Am Sonntag, dem 6. Mai 1945, werden dafür Vorbereitungen getroffen. Englische und deutsche Militärärzte untersuchen die von der Verlegung Betroffenen militärisch knapp auf ihren Gesundheitszustand, während die Wachmannschaften zum soundsovielten Male das Gepäck revidieren, und die Seesäcke abgeben werden. Die gut eingespielte Lagerkapelle, die sich aus Kriegsgefangenen zusammensetzt, die bereits in Nordafrika oder in der Normandie in Gefangenschaft gerieten, gibt am Nachmittag zum Abschied ein Konzert, nicht zuletzt, um die Lagerinsassen von den vielen Gerüchten und besorgniserregenden Nachrichten abzulenken.

Am Tag, an dem die „Stunde Null“ für Deutschland schlagen sollte - am Montag, dem 7. Mai 1945 - wurden wir um 5⁰⁰ Uhr geweckt, hatten 6³⁰ Uhr anzutreten und marschierten nach kurzer Leibesvisitation zum Bahnhof Colchester. Von dort fuhr um 9⁰⁰ Uhr ein langer Personenzug mit mehreren hundert gefangenen Offizieren ab und erreichte nach einer Fahrt über Ipswich - Claydon - Lincoln - Wakefield gegen 18⁰⁰ Uhr das kleine Städtchen Otley bei Leeds. Unterwegs ging - von Wachpersonal vermittelt - die Nachricht von der bedingungslosen Kapitulation des „Nazi-Germany“ von Abteil zu Abteil. Dönitz hatte die Kapitulationsurkunde unterschrieben. Auf der zirka 300 km langen Fahrt aus der Grafschaft Essex in die Grafschaft York konnten wir beim Passieren von Ortschaften von den Häusern den „Union Jack“ wehen sehen, auf öffentlichen Gebäuden flatterten die Flaggen der Alliierten einschließlich des Sowjetbanners. Der Marsch vom Bahnhof Otley zum Camp 184 führte quer durch die Stadt. Vielleicht hielt das regnerische Wetter große Teile der Bevölkerung davon ab, vom Straßenrand aus die Kolonne gefangener „Nazi-Offiziere“ in Augenschein zu nehmen. Einige englische Bürger streckten - der Bedeutung des Tages für sie entsprechend - den Arm mit dem Victory-Zeichen - das V-Zeichen mit Mittel-, Zeigefinger - in die Höhe, so wie es sich heute auf den vielfältigen Kriegsschauplätzen bei den jeweiligen Siegern auch eingebürgert hat.

Während sich durch Holland und Belgien die Wut gegen die Deutschen in Schmähungen, Stein- und Flaschenwürfen entladen hatte, waren in den Straßen Otley's nur vereinzelt Äußerungen des Hasses zu hören. Wir trafen also auf eine gewisse Fairness - wie wir sie auch im Afrikafeldzug gegenseitig praktiziert hatten. In strömendem Regen erreichte die Kolonne schließlich das Lagertor. War Camp 186 ein stabiles Barackenlager mit erträglichen sanitären und Freizeiteinrichtungen, so standen wir jetzt vor einem nicht ganz bezugsbereiten Zeltlager an einem weiten Wiesenhang. Die zunächst etwa 500 Kriegsgefangenen zogen durchnäßt und mit gleichfalls nassem Gepäck mit je 8 - 10 Insassen in ihre „neue Unterkunft“ ein. Der Zeltälteste - meist der Dienstgradälteste - wies den dem Einzelnen zustehenden „Bewegungsraum“ zu. Die Zeltbewohner versuchten, zum Teil mit den bloßen Händen oder mit von der Küchenabfallhalde organisierten Blechbüchsen, um das in Hangeigeung stehende Zelt einen Auffang- und Ablaufgraben zu ziehen, damit die Wasserrinne sich nicht weiterhin einen Weg mitten durch das Zelt suchen konnten. In der neuen „Wohngemeinschaft“ wurden nur die nötigsten Worte gewechselt. Jeder mußte mit der neuer Situation vor Ort, mehr aber noch mit dem einschneidenden Ereignis in der Heimat fertig werden. Die Gefangenen waren in Gedanken bei ihren nächsten Angehörigen mit dem Wunsch und der Hoffnung, daß diese die letzten Wochen des Krieges zumindest gesund überstanden haben. Sie waren aber auch von dem dankbaren Gefühl bewegt, daß nun die Waffen schwiegen. Während der Regen weiter auf die Zelte trommelt, kann man im nahen Otley Siegesfeuerwerk zum Nachthimmel steigen sehen.

Die Nacht zum eigentlichen „Victory-Day“, zum Dienstag, dem 8. Mai 1945, verbringen die Insassen von Camp 184 auf blankem, nassem Boden. In manchem der noch jungen Gefangenen - so auch in

mir - keimt das Gefühl auf, und es wird sich in den drei folgenden Jahren hinter Stacheldraht verdichten und bestätigen, daß er - wie ein englischer Verhöroffizier einmal äußerte - zur BETRAYED GENERATION gehört, das heißt zur verratenen oder auch verführten Generation. Auf das Camp 184 regnet es weiter intensiv herab, die Zelte erhalten zur Bodenpolsterung ein Quantum Stroh. Daß die Stimmung der Insassen an einem kritischen Punkt angelangt ist, muß man ebenso verstehen wie die frohe Stimmung der englischen Soldaten, die ab 14⁰⁰ Uhr offiziell ihren „Victory Day“ feiern.



Kaiserslautern: Kriegsgefangenenlager im Grüebälchen, März 1945



UMSTÄNDLICHE HEIMKEHR

VON BALTFRIED BARTHEL

Nach siebeneinhalb Jahren Wehrdienst, davon fünfeinhalb Jahre im Krieg in einer österreichischen Artillerieeinheit, wurde ich am 18. 4. 1945 bei einer Erkundungsfahrt über den Stand des Vormarsches der Alliierten bei Ülzen erstmals verwundet - mein Fahrer getötet - und, angebunden an einen englischen Panzer, in einer als Hilfslazarett eingerichteten Schule in Celle eingeliefert. Verlorene Jahre sinnigen Mordens waren damit für mich plötzlich beendet. Die Tage des Kriegsendes erlebten wir im Lazarett. Ohne sonderliche Aufregung, hatten doch viele von uns jungen Offizieren dieses traurige Ende schon lange erwartet und im kleinen Kreise darüber gesprochen. Als ich Ende Mai bei der Visite den englischen Arzt sagen hörte, daß man mich in wenigen Tagen entlassen könne, entschloß ich mich am 20. Mai gemeinsam mit einem Oberleutnant der Luftwaffe zur Flucht.

Es war verhältnismäßig einfach. Wir durften verwundete Kameraden besuchen, die in der Turnhalle lagen. Dort gab es eine Toilette mit einem Fenster. Ich schrieb uns in der in der Mittagspause unbesetzten Geschäftsstelle in englischer Sprache einen vorläufigen Entlassungsschein und machte ihn mit den vorhandenen Stempeln einigermaßen glaubwürdig. Mütze, Rock, Brotbeutel und Eßgeschirr, getarnt unter den Arm geklemmt, stiegen wir aus und waren frei. Ich hatte noch einen Spitzfuß und konnte anfangs nur auf Zehen laufen. Mein Fluchtkamerad hatte noch den Arm in der Schlinge, aber wir waren wild entschlossen, nach Süden heimwärts zu marschieren. Zunächst vorsichtig und auf Feldwegen der Sonne nach, später mutiger auf Landstraßen, gelegentlich mitgenommen von Pferdefuhrwerken oder einem der wenigen deutschen Lastwagen. Vorbei an Auto- und Panzerkolonnen der Engländer und Amerikaner, die sich für uns günstigerweise gerade ablösten. Geschlafen haben wir in Scheunen und Schuppen, bei Bauern bekamen wir etwas zu essen, übrigens ab und zu auch von den „feindlichen Soldaten“. Besonders die „Schwarzen“ schenkten uns mal eine Schokolade, Zigaretten oder etwas Brot und eine Schale Tee oder Coca Cola, wenn wir gerade, offensichtlich mit hungrigen Augen, bei ihrem Picknick vorbeikamen. Gelegentliche Kontrollen überstanden wir mit unserem selbstgeschriebenen Ausweis und der englisch abgegebenen Erklärung, daß wir leider keine anderen Papiere vom Lazarett erhalten hätten. O. K., und wir trotteten oder fuhren weiter bis kurz vor Hersfeld. Dort wurden wir von Einheimischen vor strengen Kontrollen gewarnt. Aber unsere Erfahrungen mit unseren Ausweisen war ja so gut, daß wir uns den weiten Umweg über ein entferntes Waldgebiet sparen wollten.

Plötzlich: Halt! Kontrolle! Diese Ausweise sind ungültig! Sie erhalten bei der Kommandantur gültigel Warten im Straßengraben. Ein Jeep lädt uns auf. Führt uns in die Stadt, fährt uns durch die Stadt, in eine Kaserne, in ein Gefangenenlager. Dort wurden wir angebrüllt. Uhr, Taschenmesser, Brotbeutel und alle übrigen Habseligkeiten wurden uns abgenommen. Ab ging's in einen überfüllten Keller, in

dem bereits über fünfzig vor uns eingefangene Soldaten eingepfercht bange auf den nächsten Morgen warteten. Parole ging: das Lager sei überfüllt, und wir würden nicht bleiben. Es stimmte. Am frühen Morgen wurden wir auf zwei offene LKW's geschleucht, und ab ging es stehend, erfreulicher Weise nach Süden. In Fulda fuhren wir zu unserer großen Überraschung in ein Villenviertel und machten sogar dort halt. Aussteigen, in zwei Reihen aufstellen, Rock und Hemd ausziehen, lange Wartezeit. Was soll das? Plötzlich, ein Offizier kommt die Treppe herunter, Arme hoch, er geht die Reihen entlang, holt drei Soldaten heraus, sie hatten das SS-Zeichen unter den Armen, und sagte uns anderen, schert euch zum Teufel. Unglaublich, aber wir waren wieder frei. Auf die Landstraße in Richtung Bad Neustadt, für mich die Heimat meiner Eltern und Dutzender von Verwandten, für meinen Wanderfreund Richtung Frankfurt. Am Stadtausgang hatte ich nochmal Glück und wurde von einem LKW bis kurz vor mein Ziel mitgenommen. Hier kannte ich genügend Schleichwege, um mich im Schutze der Dämmerung auf den Marktplatz und dort in das Haus des Bruders meiner Mutter zu schleichen. Endlich ein erstes Daheim. Große Freude und viele Fragen. Schließlich: „Hast du einen Entlassungsschein?“ „Nein, aber ich kann morgen früh weiterwandern.“ „Nein, nein, abwarten,“ sagte mein Onkel und weiter, er sei als Verbindungsmann beim amerikanischen Stadtkommandanten und wolle sich erkundigen, was man da machen könne. Er kam mit der Nachricht, daß in einer Woche ein Transport eingefangener deutscher Soldaten von Neustadt nach Ochsenfurt stattfinden, wo sie in der Regel nach gründlicher Befragung endgültige Entlassungspapiere erhielten; aber nur in die amerikanische Zone. Ich könne bis dahin bei ihm bleiben und dann mitfahren.

5. bis 7. Juni, Lager Ochsenfurt. Endlich Papiere! Entlassen nach Kleinwenkheim, einer 300-Seelengemeinde, zu einer Schwester meines Vaters. Am frühen Morgen des dritten Tages standen ein Dutzend LKW's bereit, jeder für eine andere Richtung deutlich gekennzeichnet, und wir in für die jeweiligen LKW's zusammengestellten Gruppen zu 50 Mann. Ich aber wollte nicht nach Kleinwenkheim, sondern nach Gmunden in Österreich, wo meine Frau seit Monaten bei Freunden wohnte. Also sprang ich in einem mir geeignet erscheinenden Augenblick des Durcheinanders auf den LKW nach Passau. Es wurde bemerkt, es gab Tumult, man wollte mich herunterholen. Die anderen aber bildeten eine Mauer, und den ganzen LKW abzuladen, waren die GI's zu faul. Der LKW brauste ab. Abgeladen in Passau, marschierte ich Richtung Grenze. Der Wachmannschaft auf der Pontonbrücke erzählte ich, Kleinwenkheim liege bei Linz. Ich durfte gehen und war nach zwei weiteren Tagen in den Armen meiner lieben Frau. Ein zweites Mal daheim. Sie hatte in der Zwischenzeit begonnen, an einer Grundschule Unterricht zu erteilen, betreute nachmittags zusammen mit ihrer Freundin die verschiedenen Flüchtlingsgruppen oder ging mit auf's Land harnstern. Ich erholte mich vom Krieg und den Strapazen des Marsches, mein Fuß war fast normal. Jetzt wollten wir zusammen nach Hause, aber meine Frau durfte nicht ausreisen, mich hätte man komischerweise ziehen lassen. Nach Wochen wurden wir und viele andere von heute auf morgen in einem Lager gesammelt, um mit einem bereitgestellten Güterzug in die amerikanische Zone nach Deutschland zu fahren. Endstation für uns: Schweinfurt. Von dort fuhren wir mit einem Milchauto wieder nach Bad Neustadt. Am Ortseingang Kontrolle. Meine Frau muß aussteigen und kommt ins örtliche Gefängnis. Am nächsten Morgen befreit sie mein Onkel durch Fußsprache beim Stadtkommandanten. Gemeinsam wandern wir zu meiner Tante nach Kleinwenkheim. Ein drittes Mal daheim. Meine Frau wollte baldmöglichst zu Eltern und Schwester, aber wir hatten gehört, daß die Franzosen alle in Kaiserslautern am Bahnhof ankommenden Soldaten ohne Rücksicht auf amerikanische Entlassungsscheine abfangen und in französische Lager stecken. Also fuhr sie allein und kam auf Kohlenwagen und sonstigen Zügen nach mehreren Etappen zu Hause an. Wochen später stellten die Franzosen ihre seltsame Übung ein. Inzwischen war meine Schwägerin, die als Luftwaffenhelferin am Flakgeschütz eingezogen war, auch von Norddeutschland in Richtung Bad Neustadt gelaufen und bei einer anderen Schwester meines Vaters in Löhri untergekommen. Meine Frau kam aus Kaiserslautern, um sich in dem Bauernhause meiner Tante von den Hungerationen in der französischen Zone mehrere Tage zu erholen, und dann fuhren wir gemeinsam wieder in Etappen und jetzt endgültig in die Heimat. Die Eltern waren ausgebombt, das Haus der Schwiegereltern war leicht beschädigt, aber wir kamen dort unter.

Wie es in Kaiserslautern aussah, werden andere beschreiben, die das Kriegsende in der Stadt erlebt

haben. Von mir nur kurz einige aus heutiger Sicht sonderbare Erlebnisse: Die Schulverwaltung wollte mich unbedingt nach Billigheim-Mühlhofen in die Vorderplatz schicken, weil ich während meiner siebeneinhalbjährigen Militärzeit irgendwann einmal theoretisch dorthin versetzt worden war. Noch nicht einmal einen Tisch hätte man damals als Privatperson dorthin transportieren können. Aber die Bürokratie störte das nicht. Außerdem hatte ich mir in der Zwischenzeit eine Hepatitis zugelegt, weil sich die Hungerzeiten mit der rührenden Fürsorge meiner Tante, einer Bäuerin, nicht vertragen hatten. Mit Hilfe eines ärztlichen Attestes, mit List und Hartnäckigkeit, erhielt ich schließlich eine Schulstelle in Kottweiler-Schwanden, das man mit einem öffentlichen Holzvergaser erreichen konnte. Aber oh weh! Der katholische Pfarrer hatte schnell erfahren, daß ich 1944 eine protestantische Frau geheiratet hatte. Um dem Theater, tragbar oder nicht tragbar als katholischer Lehrer, ein Ende zu bereiten, wurde ich am 5. Oktober 1945 protestantisch und erhielt die einklassige protestantische Schulstelle am gleichen Ort. Aber jetzt hatte ich natürlich den katholischen Schulrat gründlich verärgert, und schon bald schickte er mir eine Abordnung nach Rothselberg. Wie ich dorthin kommen sollte, war ihm gleichgültig. Ein ärztliches Attest bewahrte mich erneut vor dieser Schikane, und ich ging in Kottweiler-Schwanden einige Wochen spazieren. Auf meine Beschwerde bei der Bezirksregierung, ob es üblich sei, so mit Soldaten umzugehen, die jahrelang ihren Kopf hingehalten hatten, erhielt ich die zynische Antwort: „Seien Sie froh, daß Sie überhaupt Geld verdienen“ (308,— RM im Monat). Das reichte bei den Lebensmittelrationen in der französischen Zone und den Preisen auf dem Schwarzmarkt nicht zum Leben, hätte man von den hilfsbereiten Dorfbewohnern nicht ab und zu etwas umsonst erhalten. Anfang 1946 erhielt ich vom Oberbürgermeister der Stadt Kaiserslautern im Einverständnis mit der französischen Militärregierung - weil unbelasteter Lehrer - dank meines Vaters, der von den Nazis 1933 zur „Wiederherstellung des Berufsbeamtentums“ ohne Pension aus dem Staatsdienst entlassen worden war und mit privatem Musikunterricht seine Familie ernähren mußte - den Auftrag, die Entwicklung der Volkshochschule Kaiserslautern seit 1904 aufzuschreiben und ihre Wiedergründung vorzubereiten. Nach langem Hin und Her bequeme sich die Bezirksregierung, mich nach Kaiserslautern zu versetzen. Natürlich gab es dort nicht gleich eine Wohnung für die inzwischen dreiköpfige Familie. Die Schulverwaltungsbürokratie und den Gemeindediener störte das nicht. Mehrmals drohte dieser meiner Frau, wenn ich nicht zu Hause war, die Wohnung zu räumen, da dies laut Schreiben der Bezirksregierung eine katholische Dienstwohnung sei. Sie war aber, was ich nachweisen konnte, doch die protestantische.



AUF TRAMPELPFADEN DURCH DIE TRÜMMER

VON HANSGEORG BASSLER¹

Der Himmel ist ein einziges Dröhnen. Sie stehen an ihren Geschützen, haben ihren Stahlhelm auf und frieren. Sie sind der Flak-Zug 27/12, Stellung Asselheim, Feuergürtel Ludwigshafen. Sie sind sechzehn Jahre alt und haben einen Leutnant, der zweiundzwanzig ist. Die Nacht ist kalt, und es kommt kein Feuerbefehl.

„Die fliegen zu hoch,“ sagt der Leutnant.

Sie sind alle aus Kaiserslautern. Einer sucht mit dem Nachtglas den Himmel ab. „Über der Haardt ist der Himmel rot!“ Dreißig blasse Bubengesichter blicken in das verschwommene Rot über dem Gebirgskamm, das reglos wie eine Blutlache am Himmel hängt.

„Die machen euer Kaiserslautern fertig“, sagt der Leutnant, der aus Hamburg stammt, und steckt sich eine Zigarette an.

Die Luftwaffenhelfer des Flak-Zuges 27/12 liegen seit neun Monaten vor Ludwigshafen und fürchten die roten Nächte.

Wenn Ludwigshafen stirbt, ist der Himmel über ihnen rot. Weit hinten im Westen stirbt ihre Stadt. Sie stehen vor Ludwigshafen und warten auf den Feuerbefehl. Gegen Morgen wird die Feuerbereitschaft aufgehoben. Kaum einer geht in die Baracken zurück. Sie stehen an ihren Geschützen wie Schachfiguren, die hingestellt und vergessen worden sind.

„Hast du eben gebetet?“ fragt einer, als sich der Nebenmann bekreuzigt.

„Iwo“, sagt der und dreht sich um.

Im Westen dämmt es. Die Blutlache am Himmel zerrinnt.

Am Abend dürfen drei in Urlaub fahren. Sie kommen nach acht Tagen zurück und tragen am Ärmel einen Trauerflor.

Der Flak-Zug 27/12, Stellung Asselheim, Feuergürtel Ludwigshafen, ist die sechste Knabenklasse der Aufbauschule Kaiserslautern.

Ich habe Urlaub bekommen. Unser Haus steht noch, nur die Butzenscheiben am Erker sind durch Pappe ersetzt. Die Stadt liegt ausgeglüht da. Mauern und Schornsteine ragen wie Stummelzähne aus einem Mund, der zum Schrei geöffnet, stumm geworden ist. Der Kotten ist ein Gräberfeld. Die kleinen Häuser, vor denen am Abend die Menschen saßen und miteinander erzählten, sind in einem gewaltigen Feuersturm verbrannt. Die Menschen sind in ihren Kellerlöchern mitverbrannt.

Die Apostelkirche, einst wie eine Glucke die armseligen Straßen und Gäßchen überragend, schaut auf ihrem Hügel aus wie eine Brigg, die auf den Klippen geborsten ist. Das Zifferblatt der Turmuhr hat die Stunde des Entsetzens festgeschrieben.

„Wir haben eine Überraschung für dich!“ sagt meine Mutter und schickt meine Schwester in den Keller. „Du hast doch immer so gern eingemachte Mirabellen gegessen. Wir haben ein Glas geschenkt bekommen.“

Meine Mutter ist grau geworden, ihr Gesicht scharfkantig und ernst. Seit acht Wochen hat der Vater nicht geschrieben. Er ist in Rußland.

„Er war schon immer schreibfaul,“ versucht sie zu scherzen.

Dann steht meine Schwester in der Tür. Sie weint hemmungslos.

„Ich hab das Glas fallenlassen!“

Das Gesicht meiner Mutter scheint sich aufzulösen. Sie wendet sich ab und weint. „Wir wollten Dir doch eine Freude machen. Wir haben uns so darauf gefreut!“

Das Leben spielt sich in der Küche ab. Der Herd ist die einzige Heizung in der Wohnung. Im Flur steht das Luftschutzgepäck mit den paar Habseligkeiten zum Überleben.

„Paul ist gefallen,“ sagt meine Mutter, als schäme sie sich, der Mirabellen wegen zu weinen, „unser lustiger Paul.“

Paul war der Vetter meines Vaters. Ein Haudegen, der immer obenauf und unternehmungslustig war. „Wenn der Krieg zu Ende ist,“ pflegte er zu sagen, „dann werden wir vier Wochen lang feiern. Dann wird bloß gegessen, getrunken und getanzt.“

„Er hat aber nicht leiden müssen,“ sagt meine Mutter. „Sein Kommandeur hat geschrieben, daß er neben ihm einen Kopfschuß bekommen hat und er sofort tot war.“

Ich denke an Toni aus unserer Stellung. Der war bei einem Bombenangriff unter den umstürzenden Scheinwerfer geraten und von dem Ungetüm zerquetscht worden. Zwei Stunden lang hat er geschrien. Als wir ihn befreit hatten, war er tot.

„Was schreib ich jetzt seinen Eltern?“ fragte damals unser Leutnant. „Was schreib ich denen bloß?“ „Kopfschuß“, antwortete ihm unser Oberfeldwebel, der von der Feldartillerie zu uns gekommen war, „bei uns in Rußland sind alle durch Kopfschuß gefallen!“ -

Mein Urlaub wird zur Suche nach verlorenen Kindertagen. Ich bin sechzehn und habe das Flak-Kampfabzeichen. Ich bin sechzehn und war vor hundert Jahren ein Kind. -

Das Häuschen auf dem Lindenhof, in dem wir vor dem Krieg wohnten, in dem unser Glück, unsere Träume, unser Lachen daheim waren, das Häuschen ist von einer Luftmine davongeflegt worden. Der Garten ist ein großer Krater. Die Linden an der Straße sind gespickt mit Bombensplittern. -

Drunten liegt die Stadt in der Senke wie ein verendetes Tier. Dort, wo sich die Augen früher festhielten, an den Türmen, den Schornsteinen, den fensterblitzenden Häusern in der Abendsonne, dort liegt das Einerlei der Trümmer, vom Dunstschleier nachglühenden Holzes überlagert.

Auf dem Heimweg zum Ludendorff-Platz, der früher Marienplatz hieß, muß ich den Kotten überqueren. Es führen bloß noch Trampelpfade durch die Trümmer. Auf den Schutthügeln stehen vereinzelt Kreuze aus angesengten Brettern.

Ich ertappe mich bei dem Versuch, mit meinen genagelten Stiefeln nicht allzu viel Lärm zu machen. Das Leben ist armselig geworden. Es ist, als hätte sich der Staub der Zerstörung auf die Seele der Menschen gelegt. Das Grauen hat sie abgestumpft, das mühselige Vegetieren zwischen Keller, Wohnung und Arbeitsplatz ist zur bleiernen Routine geworden.

Es gibt keine Farben mehr. Und es gibt keine Blumen mehr. Das Lachen ist verstummt, die Vögel sind im Feuersturm verbrannt. Die Hoffnung auf Zukunft ist gestorben.

Das hysterische Auf und Nieder der Sirenen ist wie der Angstschrei vor dem tödlichen Dröhnen der Bomber, das stetig in der Luft hängt und die Menschen in Todesangst versetzt.

Bloß in der Nacht, da blüht der Himmel in Kaskaden von bunten Leuchtugeln, die sachte und wie eine riesige Traube niederschweben, das Stadtviertel zu markieren, das den Todesstoß erhalten soll. Es ist, als lege ein Mörder schon kondolierend Blumen nieder, bevor er sein Opfer noch gemeuchelt hat.

Das Häuflein Menschen im Keller Ludendorff-Platz 24 nimmt sich aus wie eine Gruppe Schiffbrüchiger in einem Rettungsboot, das im Nebel den Kurs verloren hat. In Decken gehüllt, eng an eng und von der Kerze nur schemenhaft beleuchtet, sitzen wir da und lauschen angstvoll nach oben. Meine

Mutter hat Brandmale an den Händen. Schon zweimal hat sie Brandbomben vom Speicher auf die Straße geworfen, bevor sie gezündet hatten. Herr Steinacker, der Luftschutzwart, ist nicht mit hinaufgegangen. Als Politischer Leiter glaubte er sich im Keller unabkömmlich. Onkel Busch ist dünn geworden. Er redet immer noch vom Essen.

„Ich geh jetzt nauf!“ sagt Frau Weckmann, als es ganz in der Nähe einschlägt, „ich glaub, heut nacht kommt nix!“

Meine Mutter legt ihr die Hände auf die Knie. „Wir warten noch ein bißchen, Frau Weckmann!“ sagt sie beinahe flehentlich. Längst schon korrigiert sie keine Schulaufsätze mehr im Keller. Sie fühlt sich verantwortlich für das Häuflein in dieser Gruft, auch für diesen Politischen Leiter, dem seine Feigheit arg zu schaffen macht. Die Feuerpatsche hat er längst meiner Mutter gegeben. Seine Frau ist noch feindseliger geworden.

„Der Führer wird’s schon richten!“ sagt sie, als Onkel Busch Zweifel anmeldet, ob wir überhaupt noch einmal aus dem Keller herauskämen.

„Ich hätte da eine bessere Adresse,“ sagt meine Mutter.

„Und die wäre?“ fragt sie herausfordernd.

„Vielleicht hat unser Herrgott ein Einsehen,“ sagt meine Mutter.

Mit fünfzehn Jahren bin ich eingerückt, mit siebzehn stehe ich jetzt, Sommerabend 1945, auf dem zerstörten Bahnhof von Kaiserslautern. Ich stütze mich auf meine Holzkrücken, einen Kissenüberzug mit ein paar Habseligkeiten aus dem Lazarett auf dem Rücken. Immer wenn dieser menschenüberladene Güterzug einläuft, stehen Hunderte von Frauen am Bahnhof, in der Hoffnung, ihre Männer seien unter den Heimkehrenden.

Eine Nachbarin entdeckt mich.

„Hansgeorg!“ schreit sie fassungslos, „Hansgeorg!“ Sie schreit immer noch weinend und entsetzt meinen Namen, als sie längst vor mir steht.

Sie bringt mich heim, trägt meinen Kissenüberzug und weint still in sich hinein. Die Straßen sind zu Trampelpfaden durch die Trümmer geworden. Ich muß mich einen Augenblick hinsetzen. „Wo sind wir denn, Frau Dietrich?“ frage ich sie. Ich frage das dreihundert Meter weit von meinem Elternhaus. Zwei Männer tragen mich die Treppe hoch. „Knecht,“ schluchzt meine Mutter, „Knecht! Jetzt bist du wieder daheim!“ Meine Schwester starrt auf meine Beine. Meine Mutter streichelt mein Gesicht. Sie hat rissige, harte Hände. „Das kommt von den Steinen,“ sagt sie entschuldigend, „die wir Frauen wegräumen müssen. In die Schule kann ich noch nicht. Die ist noch geschlossen.“

Die Wohnung ist düster, die Fenster sind mit Pappe und Sperrholz vernagelt. Meine Schwester zündet eine Kerze an. „Bub“, sagt meine Mutter, „Bub,“ sagt sie weinend und nimmt mich in den Arm, „jetzt wird alles wieder gut!“

Ich besuche meine alte Schule. Irgendwen würde ich schon finden. „Deutsche“ Aufbauschule hatte sie geheißen. Ein Nebengebäude war übrig geblieben. Im Biologiesaal hatte sich der Direktor mit seiner Familie eingenistet. Er hatte uns damals - und mir schien, als sei das vor unendlich vielen Jahren gewesen - im Schulhof verabschiedet. Im Viereck waren wir angetreten, er hatte wie ein Kommandeur davorgestanden, seinen Stolz herausgebellt, daß auch wir noch dem Führer dienen durften, und jedem, mit stahlhartem Blick, die Hand gegeben.

Bei dem klopfе ich jetzt an die Tür. Dann steht er vor mir. Er hat noch immer diesen Blick.

„Ja,“ fragt er fremd.

„Ich ...ich bin der Baßler,“ sage ich.

„Und?“

„Ich ...“

“?“

„Ich wollte fragen, wann die Schule wieder beginnt.“

„Waren Sie Soldat?“

Ich stehe in der abgehalfterten Uniform vor ihm, mit Krücken und kaputten Beinen.

„Jawohl, Herr Direktor!“

„Dann müßten Sie wissen, daß Sprechstunde zwischen elf und zwölf ist!“

Er dreht sich um und schließt hinter sich die Tür.

So allein habe ich mich in meinem Leben noch nie gefühlt.

Vor unserer Haustür liegen die Schienen für das Bähnchen, das mit seinen Loren den Schutt wegfährt. Meine Mutter klopft mit anderen Frauen Steine. Meine Schwester steht stundenlang am Kartoffeln an. Frau Weckmann wird tot im Keller gefunden. In ihrer Verwirrung hat sie geglaubt, es sei Fliegeralarm. Herr Steinacker arbeitet im Pfarrgarten der Marienkirche und geht dem Pfarrer bei den Beerdigungen zur Hand. Onkel Busch ist über einem Kochbuch still eingeschlafen. „Er ist verhungert,“ sagt meine Tante.

Es ist Frieden. Die Glocken von Kaiserslautern konnten ihn nicht verkünden. Sie hatte man im Krieg von den Kirchtürmen geholt. Und die Türme, die noch eine hatten, waren eingestürzt.

„Und neues Leben blüht aus den Ruinen,“ heißt das Thema meines ersten Schulaufsatzes. Assessor Marz schreibt es mit der linken Hand an die Tafel. Die rechte wurde ihm weggeschossen.

Er schaute aus wie ein Verschnitt von Gerhart Hauptmann und Stefan George. Und er legte es darauf an, auszuschaun wie ein Verschnitt von Gerhart Hauptmann und Stefan George. Nur mit dem Profil haperte es ein wenig. Aber die graue Mähne trug er bis auf die Schultern, der schwarze breitrandige Hut überdachte ihn kolossal, und sein Mantel mutete an seiner hageren, beinahe zerbrechlich wirkenden Gestalt an wie ein Gehrock. Max Braun-Rühling, des Städtchens würdevoll dahinschreitender Heimatdichter. In der Miene das heitere Selbstwertgefühl eines Mannes, der gar einen Klassiker biographisch tranchiert hatte und sich nach seinem Buch „Der junge Schiller am Rhein“ im gleichen Atemzug genannt wähnte mit jenem, dem er posthum so nahe gekommen. Als Max Braun begann er zu schreiben. Bis er mit Entsetzen gewahrte, daß ein separatistischer Pfüiteufel sich erfrechte, gleichen Namens und immer öfter in den Nachrichten zu sein. Und das ihm, dessen Muse in vaterländischer Folklore daherkam, deutsch wie die Saar und deutsch immerdar. Da setzte er - zur Ehrenrettung seiner selber - den mütterlichen Namen hinter den seinen. Das taten damals nur Klavierlehrerinnen mit frühemanzipatorischen Neigungen. Er war ein Heimatdichter. Und er sah aus wie ein Heimatdichter. In einer Zeit, in der Deutsch-Kurzhaar die männliche Haartracht war, dicke SA-Männer nach Mottenkugeln rochen, kulturschaffende Berufsjugendliche im Hitlerjugend-Hörschen ihre Arthritis offenbarten, und das unsägliche Marschritt-Denkmal an der Fruchthalle zur Kunst ernannt wurde. Dagegen wirkte Max Braun-Rühling in seinem altväterlich-pittoresken Habitus wie einer, der aus Versehen das Jahrhundert verwechselt hat. Und so schritt er durch die Stadt, die „seine“ Stadt war. Wenn er vor dem „Steinernen Haus“, vor dem „Riesen“ oder vor dem Theater in der Theaterstraße stand, still vor sich hinsinnierend, da hätte man meinen können, da stünde einer Modell für sein eigenes Denkmal. Ein bißchen Hauptmann, ein bißchen George - und ein ganz klein bißchen Pose. Wenn dann einer vorüberkam und ihn grüßte, zog er weitausholend den Hut und dankte, als hätte man ihm eine Ovalion dargebracht. Die Häuser erzählten ihm ihre Geschichten, die Höfe flüsterten ihm von Abenteuern, über das Holper-Pflaster der Lautrer Gassen hörte er Kutschenräder rattern und Landsknechte marschieren. Er lebte in einer Zeit, die längst vorüber war, malte sie im Zartrosa sehnsuchtsvollen Nachempfindens. In einer Sprache, deren liebevoll verschnörkelte Umständlichkeit literarische Ambition verriet. Er lebte noch in Lutra. Daß diese Stadt, die er als etwas Eigenes, Persönliches empfand, die ihm Stoffsammlung und Zettelkasten war, Sujet seines Schaffens und Deponie seiner Heimatliebe, im Inferno eines gnadenlosen Bombenkriegs unterging, versetzte ihm einen so tiefen Schock, daß er der Sprache, dies zu schildern, nicht mächtig war. So liegt denn die Tat dieses Buches im Titel und in den Bildern, die diesen Titel erschütternd dokumentieren. „Kaiserslautern, die Stadt im Feuerregen“ - und ein Poet, dessen Pegasus mit verbrannten Flügeln stumm in den Trümmern steht.

¹ Dieser Beitrag ist mit freundlicher Genehmigung von Autor und Verlag dem Band „Eine Stadt im Feuerregen“ von Max Braun-Rühling - erschienen bei Gondrom 1991 - entnommen.



ERST DIE AMERIKANER, DANN DIE RUSSEN

VON INGEBOG BECKER

Am 24. Januar, abends 11 Uhr, gingen in Breslau die Sirenen. Wir waren es schon längere Zeit gewöhnt, die Nächte im Luftschutzbunker zu verbringen. Meine Mutter war Luftschutzwart, da ja keine Männer da waren; und so ging sie, wie immer, wenn es Alarm gab, nach draußen. Der Himmel war voller Lichterketten, welche die Bomber abwarfen, um zu erkennen, wo Häuser sind. An diesem kalten Januartag wurden wir unterrichtet, daß wir bis morgens 9 Uhr mit 25 Pfund Gepäck unsere Heimat verlassen müssen, da die Russen schon im Anmarsch waren. Es warteten unsägliche Strapazen auf uns. Wir waren von sechs Kindern nur noch drei. Zwei Brüder waren im Krieg, eine Schwester im Pflichtjahr. Die Jüngste war damals gerade sieben, die Ältere achzehn und ich kurz vor dem fünfzehnten Lebensjahr.

Nun aber zur Stunde Null: Die erlebten wir nach längeren Irrwegen in Thalheim im Erzgebirge, wo wir eine Bleibe fanden. Wie es hieß, ja nur für 6 Wochen, dann kommt ihr wieder heim. Heute sind 50 Jahre vergangen, und die Heimat habe ich noch nicht wiedergesehen. Am 8. Mai, dem Tag der Befreiung, war ich gerade unterwegs, um Essen zu besorgen, als plötzlich die Amerikaner mit dem Panzer vor mir standen. Angst hatte ich keine, die haben wir auf der Flucht verloren. Ich war damals unterernährt und sah wie ein Schulkind von 10 - 12 Jahren aus. So hatte jeder Mitleid mit mir, und ich bekam immer etwas zu essen. Trotzdem war es bitter in diesem Augenblick, als die Befreier kamen, denn sie machten sich Spaß aus unserer Hilflosigkeit, indem sie mit Kaugummi, Schokolade und anderen Lebensmitteln nach uns warfen und alles filmten, wie sich die Leute stritten, um an diese Sachen zu kommen.

Leider war dies nur für einen Tag, denn die Amis kamen nur durch, und dann kamen die Russen. Da erlebten wir ganz Schreckliches. Die Vergewaltigungen der Frauen, das Plündern und die lange Hungerszeit. Darüber zu berichten, wäre alleine ein Buch wert. Aus der Rückkehr in die Heimat wurde nichts mehr. Nach und nach besserte sich die Lage, und ich ging zu den Russen tanzen, für das Essen. Ich lernte auch russisch tanzen, was ich heute noch mit 65 kann und worauf ich stolz bin. Ich ging dann in den Sportverein, spielte 8 Jahre Handball und war auch Turnerin, besuchte später zweimal die Sportschule und kam 1955 durch die Heirat mit einem hiesigen Pfälzer nach Dittweiler. Lebe nun 40 Jahre hier, aber eine richtige Heimat wird es nie. Jedoch die Bindung nach dem Erzgebirge besteht noch immer, denn diese Menschen erlebten mit mir die Stunde Null. Und das verbindet.



DAS BITTERE ENDE 1945 - MEIN LETZTER START

VON WILHELM BUSSER¹

Am 25. Februar 1945 wurde ich im Raume Berlin abgeschossen und schwer verwundet. Ich kam ers wieder zu mir im Reservelazarett der Luftwaffe in Hamburg. Die meisten Soldaten befanden sich zu diesem Zeitraum schon in Gefangenschaft oder erwarteten die „Befreiung“. Der deutsche Luftraum wurde total von alliierten Flugzeugen beherrscht. Es war die Zeit, als auf dem Feld arbeitende Menschen und Kinder, die in Gruppen von der Schule nach Hause gingen, Zielscheiben feindlicher Tief flieger waren. Nach zweimonatigem Lazarettaufenthalt wurde ich zu einer Jagdfliegerergänzungs gruppe nach Flensburg-Weiche in Marsch gesetzt. Auf dem Fliegerhorst bot sich ein buntes Bild Täglich fielen Maschinen von der Eismeerfront, Pommern, Westpreußen usw. ein. Die Platzschutz flak, mit in die Erde eingelassenen Vierlingen, wurden von entschlossenen Mädchen bedient. Übe Feindsender erfuhren wir, welche Städte besetzt waren. Die Amerikaner standen auf Befehl Eisen howers an der Elbe Gewehr bei Fuß. In Schlesien kämpften Resttruppen gegen eine große sowjeti sche Übermacht, um der Bevölkerung die Flucht in den Westen zu ermöglichen. Im Ostseeraum hatt Dönitz alle verfügbaren Schiffe der Kriegsmarine zur Rettung der deutschen Zivilbevölkerung und Verwundeten eingesetzt. Es war eine trostlose Zeit, und fast täglich waren Bombenangriffe etc. zu verzeichnen. Ich war zwar wieder im Besitze eines Jagdeinsitzers FW 190, und oft hieß es: Sprit au „Führerbefehl“. Nur gut, daß die feindlichen Flieger unsere Benzingsprache nicht mithören konn ten, sonst hätten sie vor Lachen nasse Hosen bekommen.

Am 8. Mai 1945 geschah ein Wunder. Unser Gruppenkommodore ließ alle „Kutscher“ antreten und teilte uns kurz mit: „Der Tommy steht vor unseren Toren, den Krieg haben wir verloren, und keir Soldat ist mehr an seinen Fahneeid gebunden. Wer eine Reise ins Grüne buchen will, dem steh nichts im Wege.“ Mit einem Horrido endete die Befehlsausgabe. Eine kurze Besprechung mit mein Staffelnkameraden Georg Rappenklitz aus Mitteldeutschland ließ den Plan reifen abzuhauen. E war immer noch die Möglichkeit, den englischen Flugblättern nachzukommen, in 800 m Höhe da Fahrgestell auszufahren und auf englischen Plätzen zu landen, wenn Not am Mann war. Wir starteter abends gegen 19.00 Uhr in Richtung Westen und zogen unsere Maschinen auf 6 - 7000 m. Beim Erreichen der Nordsee gingen wir auf Südkurs, um der Flak und Jägern aus dem Wege zu gehen. Wi flogen Höchstgeschwindigkeit in Richtung Deutsche Bucht. Beim Überfliegen der Lüneburger Heid sah ich in Faßberg Spitfire starten. Dann trennten wir uns. Ich behielt Südkurs und Rappenklitz drehte auf Ost. Wir grüßten uns ein letztes Mal und wackelten mit unseren stolzen Maschinen. Zwischen Hannover und Hildesheim bekam ich die rote Lampe, die mir Spritmangel anzeigte. Ich konnte mich nur noch kurzfristig halten und machte mich fertig zur Notlandung. In einer Kurz

navigation stellte ich fest, daß ich mich im Raume Kassel befand. Ich suchte mir einen Landeplatz aus, drückte die Maschine nach unten, ließ das Fahrgestell und Bugrad eingefahren und setzte ähnlich der Dreipunktlandung zur Vermeidung eines Kopfstandes bzw. Überschlages zur Notlandung an. Nach ein paar ruckartigen Schlägen stand die Latte nach hinten gebogen still, und eine unheimliche Staubwolke hüllte mich ein. Zunächst nahm ich meine Klamotten, zog den Sprengsatz, und im Laufschrift ging es in Richtung Süden. Plötzlich eine kurze Detonation, und als ich zurückblickte, stand meine Maschine in hellen Flammen. Immer weiter, schoß es mir durch den Kopf, und ja nicht Hände hochnehmen und von Kaugummisoldaten filzen und gefangen nehmen lassen. Nach einem Marsch von einer Stunde begann es dämmrig zu werden, und ich schob mich langsam in ein Schilfdickicht ein und begann zu schlafen. Als ich am kommenden Morgen wach wurde, entledigte ich mich aller unnötigen Utensilien. Je kleiner das Gepäck, umso leichter der Marsch in die Zukunft. Meine Jägergradnetzkarde und Kompaß sollten von nun ab meine besten Kameraden werden. Zur Vermeidung von Konfrontationen mit alliierten Soldaten bewegte ich mich nur auf Feld- und Waldwegen. Bei der Futtersuche ging ich einzelne, im Gelände stehende Bauernhäuser an und bettelte mich durch. Am 2. Juni 1945 lagen rund 450 km Fußmarsch hinter mir, und ich war zu Hause in Ramstein. Nachdem ich nicht in Gefangenschaft war, besitze ich heute noch meine Fliegerkopfhülle, Fliegerpelzweste und einige andere Fliegerausrüstungsgegenstände. Teile meiner Fliegerausrüstung tauschte ich gegen Marschverpflegung ein.

¹ Verfaßt von Wilhelm Bußer, Ramstein, 1985. Quelle: Institut für pfälzische Geschichte und Volkskunde Kaiserslautern. Sammlung Kriegsende.



Ludwigshafen: Abgeschossenes alliiertes Flugzeug, 1945



ORDEN AUS DER HOSENTASCHE

VON GERT FRIDERICH

Das Buch des Krieges hat viele Seiten. Auch eigenartige. Es war irgendwo auf dem Rückmarsch von den Ardennen in Stoßrichtung Düsseldorf. Ich glaube, es war der 26. Februar 1945. Die Reste der Panzer-Lehrdivision sollten auf dem rechten Rheinufer aufgefrischt werden. Die Division kam sehr dezimiert aus dem gescheiterten „Unternehmen Wintergewitter“. Die Kampfkraft der Wehrmacht lag schon lange auf der Intensivstation des Krieges. Rundstedts weihnachtliche Überraschungsoffensive mit Endstation Bastogne hat ein letztes verzweifeltes Strohfeuer vor dem erkennbaren Exitus entzündet. Zum Glück bleibt im brüchigen Netz der Erinnerungen auch Grotteskes hänge. Bei einem Bataillon des sich absetzenden Kampfverbandes war - warum auch immer - Ordensverleihung angesagt. Die Dienstvorschrift war auch nicht mehr das, was sie einmal war. Der Bazillus der Auflösung steckte schon in den Unterhosen.

Im kalten Schneeregen war ein abenteuerlicher Haufen angetreten. Der Bataillonskommandeur, eine Kreuzung zwischen einem getroffenen Schlachtschiff und einem uniformierten Falstaff, rückte an und murmelte ein paar Wortfetzen von Ehre, Mut, Ruhm, Führer, Volk und Vaterland und dem bevorstehenden Endsieg, der greifbar nah sei. Dann ging er auf einen ahnungslosen durchnässten Gefreiten zu, griff in die Hosentasche und zog eine Handvoll Orden hervor, um einen davon dem Soldaten an die Brust zu heften. Durch Zufall hatte er ein „Deutsches Kreuz in Gold“ geangelt. Als er die Auszeichnung anheften wollte, kamen ihm offensichtlich Zweifel. Mit den Worten: „Na Junge, das ist doch wohl zuviel. Nächstes Jahr vielleicht!“, reduzierte er den Dank des Vaterlandes auf ein Eisernes Kreuz zweiter Klasse. Das „Gold“ versank wieder in der Hosentasche. Zum Glück war kein NSFO (Nationalsozialistischer Führungsoffizier) anwesend. Den Kommandeur sah ich nie wieder. In den Morgenstunden des 28. Februar fand sich die Masse der Einheiten unter dem Schutze der Genfer Konvention in amerikanischer Gefangenschaft. Die Flanke der auf Düsseldorf vorstoßenden 7. US-Army war mit dem verlorenen Haufen nicht mehr aufzureißen.

BRÜCKENSPRENGUNG IN LETZTER MINUTE

VON MONTEUR FRÖLICH¹

Ich war damals als Monteur bei der Firma Gehlen beschäftigt. Die Waschmühlalbrücke² wurde am 19. März abends 23³⁰ Uhr von der „Technischen Nothilfe“ gesprengt. Ein Mann des Sprengkommandos war von der Firma Gebr. Pfeiffer, der andere von dem Eisenwerk. Einer dieser Leute hieß Weber. Beide hatten noch wochenlang Angst, sie würden von den Amerikanern deswegen verhaftet. Ich habe aus der Ferne selbst die Sprengung dieser Brücke miterlebt.

Bereits nachmittags wurden Panzersperren gebaut. Der Volkssturmkommandant, Rechtsrat Reeber, sandte uns in den Bunker der Partei in den Burggraben. Dort hingen viele Speckseiten. Dort war auch Oberbürgermeister Imbt zu finden. Dieser sagt, er wisse nicht, was komme. Gegen 19 Uhr setzte verstärkt der Rückmarsch deutscher Soldaten ein, da es Abend wurde.

Ich ging nun in das Werk von Gehlen (Pariser Straße), weigerte mich aber, bestimmte Maschinen dort unbrauchbar zu machen, um nicht später Schwierigkeiten zu bekommen. Dann ging ich in die Reichswaldstraße ins Lager. Dort waren ausländische Fremdarbeiter, Franzosen, Holländer, Belgier. Hier standen Gewehre in Pyramidenform. An einer Stange war die weiße Fahne gehißt. Von hier aus sah ich die Waschmühlalbrücke³ in die Luft fliegen und hörte die Sprengung.

Am 20. März früh morgens flog ein Aufklärungsflugzeug über die Stadt. Im Werk Gehlen war niemand mehr. Um 1/2 9, unmittelbar beim Einmarsch der Amerikaner, flog die Pfaff-Brücke in die Luft. Ich ging vor dem Einmarsch der Amerikaner in das Eisenwerk. An der Ecke Wilhelmstraße-Barbarossastraße stand ein deutscher Feldwebel. Diesem zeigte ich den Fluchtweg in den Wald. Oben auf der Autobahn sah man schon die amerikanischen Panzer. Diese hatten teilweise Sägen aufmontiert und sägten die aus Baumstämmen hergestellten Panzersperren durch. Um 10 Uhr fuhr ein Panzer die Barbarossastraße entlang und schoß mit seiner Kanone die Straße hinunter. Um 1/2 11 Uhr bin ich dann nach Hause gegangen. Sofort wurde von den Amerikanern gewisse Sperrzeiten verhängt.

Am 21. März wurde im Bereich der heutigen Firma Neckermann eine Frau Hemm von den Amerikanern am Fenster erschossen. Der Mann fuhr einen Tag später den Sarg mit seiner Frau auf einem Handwagen zum Friedhof. Zwei Negersoldaten vergewaltigten Frauen. Die Neger wurden in der Nähe der Buchhandlung Lincks-Crusius erschossen und dort begraben. So lautete ein Gerücht. Bei der Bäckerei in der Albrechtstraße wurde eine Frau festgebunden und von 7 Amerikanern vergewaltigt. In der Nähe der Eselsfürth wurden eine jüngere und eine ältere Frau vergewaltigt. Die Jüngere wollte sich bei in dem Gasthaus Eselsfürth befindlichen Amerikanern beschweren und wurde von einem weißen und einem schwarzen Amerikaner erneut vergewaltigt.

¹ Berichtet 1975 von Herrn Frölich, Monteur in Kaiserslautern. Quelle: Stadtarchiv Kaiserslautern. Zeitgeschichtliche Dokumentation (ZGD).

² Frölich kann nur die Lautertalbrücke meinen. Die Waschmühlalbrücke wurde im Zweiten Weltkrieg nicht zerstört.

³ Vgl. Anmerkung 2



DER GEFANGENSCHAFT MIT GLÜCK ENTGANGEN

VON EDWIN GRIES

Am 6. März 1945 war es endlich soweit; ich wurde aus dem Reservelazarett Passau entlassen, wo ich seit dem 5. Februar notdürftig untergebracht war. „Unklares Fieber“ lautete die Diagnose der jungen und noch nicht besonders erfahrenen Ärzte, die zum Teil direkt von den Hochschulen an die einzelnen Lazarette versetzt wurden. Der eine tippte auf Fleckfieber, ein anderer meinte, es könnte sich um eine verschleppte Malaria oder Hepatitis handeln. Trotzdem hielt man es für vertretbar, den von mir angestrebten Genesungsurlaub zu bewilligen, zumal auch in den zurückliegenden Tagen kaum noch erhöhte Temperaturen auf meinem Krankenblatt zu verzeichnen waren. Im übrigen wurden freie Betten dringend für schwerverletzte Landser benötigt.

Ausgerüstet mit einem Urlaubsschein bis zum 23. 3. 1945 und der üblichen Marschverpflegung für drei Tage trat ich an meinem 24. Geburtstag die Heimreise an. Einen Tag später, am Nachmittag des 7. 3. 1945, kam ich auf schwankenden Beinen zu Hause in Queidersbach an. Wiederholte Fliegeralarme unterwegs vermochten die Fahrt nicht zu beeinträchtigen. Die Strapazen des monatelangen Balkanrückmarschs und das Fieber hatten mich ausgelaugt. Große Freude herrschte bei allen Angehörigen ob des unerwarteten Besuchs, war ich doch seit 14 Monaten nicht mehr zu Hause gewesen. Aber trotz der Freude über die geglückte Heimkehr konnte ich in den folgenden Tagen nicht so recht froh werden. Was mich bedrückte, war die Frage, ob es die alliierten Truppen schaffen würde, bis zum Ablauf meines Urlaubs am 23. März in Queidersbach einzurücken? Ansonsten bliebe mir keine andere Wahl, als wieder abzureisen und einem ungewissen Schicksal entgegenzugehen; denn mit Fahnenflüchtigen machte die Wehrmacht - insbesondere die Waffen-SS - kurzen Prozeß: Sie wurden standrechtlich erschossen, wie dies täglich aus Rundfunk und Presse zu entnehmen war.

Die Luft dröhnte in den folgenden Tagen vom Lärm amerikanischer Jagd- und Kampffliegerverbände, die sich hauptsächlich an der Autobahn Saarbrücken-Mannheim orientierten. In Richtung Landstuhl standen tagsüber schwarze Rauchwolken am Himmel. Feindliche Jagdflugzeuge streiften manchmal im Tiefflug über die Ortschaften und schossen sogar auf arbeitende Landwirte, die ihre Äcker bestellten. Von der deutschen Luftwaffe war weit und breit nichts zu sehen.

Am 17. 3. 1945 wurde durch die Waffen-SS in der Volksschule Queidersbach ein Lazarett eingerichtet. Zwei Tage später hißten SS-Sanitäter eine Rot-Kreuz-Flagge auf dem Kirchturm der Pfarrkirche. Erfolgsmeldungen im Wehrmachtsbericht und Durchhalteparolen sorgten für die völlige Verwirrung der Bevölkerung. Ich saß wie auf glühenden Kohlen und hatte schon alle Hoffnung auf ein rechtzeitiges Vorrücken der amerikanischen Truppen aufgegeben. Daß der Krieg noch zu gewinnen war, konnten sich nur die allergrößten Optimisten einreden.

Vorsorglich feierten wir im familiären Kreis noch am Sonntag, dem 18. 3. 1945, meine Verlobung, zumal sich meine Braut schon seit einigen Tagen bei uns zu Hause aufhielt. Spät am Abend des 19. März traf plötzlich Adolf Kron - der Ehemann von Tante Klara - mit einem Kompanieangehörigen aus Bann bei uns zu Hause ein. Beide waren bei einer Volkssturmeinheit in Landstuhl kaserniert und hatten sich am Nachmittag durch die Wälder in Richtung Queidersbach abgesetzt. Heim zu ihren Angehörigen wagten sie sich nicht wegen möglicher Nachforschungen durch die Truppe. So baten sie unsere Mutter, ihnen die Nacht über Unterschlupf zu gewähren, was dann auch geschah.

In der Nacht zum 20. März verstärkte sich der Lärm des Artilleriefeuers. Unablässig grollte der Geschützdonner aus Richtung Westen. Dann endlich war es soweit. Am Vormittag des 20. März - wir hatten noch nicht alle die Betten verlassen - fuhren die ersten amerikanischen Soldaten auf Jeeps und Panzerspähwagen durch die Barbarossastraße. Vorn an der Spitze des Fahrzeugkonvois saß winkend auf einem Jeep Franz Schneider, ehemals Anhänger der im Dritten Reich verbotenen Kommunistischen Partei. Unsere Mutter band noch schnell ein weißes Bettlaken an einen Fahnenmast und hing es aus dem Fenster. Andere in der Nachbarschaft folgten diesem Beispiel. Überall herrschte Erleichterung unter den Dorfbewohnern, daß alles so unblutig und ohne Sachschaden abgelaufen war. Am Nachmittag rückten dann weitere Einheiten der feindlichen Truppen nach. Über Lautsprecherwagen wurde strengste Ausgangssperre angeordnet. Unsere Mutter bemühte sich heimlich, alle Uniformteile, nationalsozialistische Embleme und Abbildungen verschwinden zu lassen. Das einzige, was ich noch vor der Vernichtung retten konnte, war mein Haumesser aus der RAD-Zeit und meine Marinemütze, diese aber ohne Hoheitsabzeichen.

In den folgenden Tagen wurden die einzelnen Anwesen von amerikanischen Soldaten durchsucht. Ehemalige Soldaten der Wehrmacht, Angehörige des Volkssturms und Parteimitglieder der NSDAP mußten sich umgehend in der Flakhalle an der Weselbergstraße melden. Die Antwort „Ja“ auf die Frage: „Waren Sie Soldat?“ reichte schon aus, um den Weg in die Gefangenschaft anzutreten. Diese Erfahrung mußte auch der 29jährige Adolf Kron machen, der zwar behauptete, nur beim Volkssturm gewesen zu sein, aber trotz aller Einwände anschließend mit noch anderen männlichen Ortsbewohnern fast zwei Jahre lang in einem Internierungslager in den USA verbringen mußte. Auch ich stellte mich am 25. 3. 1945 dem Erfassungskommando, fest entschlossen, alle Möglichkeiten zu nutzen, einer Gefangenschaft zu entgehen, zumal auch meine Gesundheit noch nicht wiederhergestellt war. Auf die Frage eines deutsch sprechenden Amerikaners nach meiner Tätigkeit bei der Wehrmacht erklärte ich, daß ich ursprünglich der Kriegsmarine angehörte, dann eine Ausbildung als Boden-Bordfunker bei der Luftwaffe erhalten habe und von 1941 bis zum Balkanrückmarsch im September 1944 auf der Einsatzleitstelle des Seenotbereichskommandos Mittelmeer in Athen eingesetzt gewesen sei; also nur humanitäre Aufgaben wahrgenommen habe. Auf Grund einer schweren Malaria-Erkrankung hätte man mich nach dem Balkanrückzug in das Wehrmachtslazarett Passau eingewiesen, von wo ich vor circa 3 Wochen wegen Dienstunfähigkeit von der Wehrmacht entlassen worden sei. Der Amerikaner wollte dann meine Entlassungspapiere sehen. Ich erläuterte ihm jedoch überzeugend, daß die Papiere zusammen mit meinem Gepäck auf der Heimfahrt bei einem Luftangriff auf den Bahnhof in Mannheim, wo der Zug eine Stunde Aufenthalt gehabt habe, vernichtet worden seien, während alle Zuginsassen überstürzt den Luftschutzkeller aufsuchen mußten. Den Verlust hätte ich sofort gemeldet und auch bereits neue Papiere beantragt. Nach einer zwischen mehreren Amerikanern geführten Diskussion verlangte man, daß ich eine schriftliche Bestätigung des Bürgermeisters über meine Entlassung vorlegen solle. Ich begab mich deshalb auf das Bürgermeisteramt zu dem provisorisch eingesetzten Bürgermeister Karl Hochbein, der zunächst über mein Ansinnen erstaunt war, wußte er doch in etwa über die Kriegsdienst verrichtenden Dorfbewohner Bescheid. Außerdem hatte ich mich ja auch am 10. März als Fronturlauber zwecks Empfang von Lebensmittellmarken unter Vorlage meines Urlaubsscheines auf dem Bürgermeisteramt beim Gemeindegemeindefunktionär Lang angemeldet, was jedoch zum Glück in dem allgemeinen Chaos keine Beachtung fand. Lang selbst war nicht mehr anwesend. Aus Angst vor der Besatzungsmacht wegen seiner parteipolitischen Aktivitäten hatte er die Gemeinde einen Tag vor dem Eintreffen der feindlichen Truppen stillschweigend verlassen. Auch dürfte ihm bewußt gewesen sein, daß ihn einige Dorfbewohner für begangenes Unrecht zur Verantwortung

ziehen würden. Nachdem ich also dem Bürgermeister den Verlust meiner Entlassungspapiere glaubhaft geschildert hatte und bat, er solle eben in dem Schreiben betont zum Ausdruck bringen, daß ich kein Angehöriger des Volkssturms war, schrieb er mir die Erklärung. Diese legte ich auf der Erfassungsstelle vor, woraufhin man mich - nicht zuletzt wegen meines gelbgefärbten Aussehens - nach Hause gehen ließ. Damit hatte das Thema Gefangenschaft für mich seine Erledigung gefunden. Er wähnenswert ist jedoch die Feststellung, daß gerade das Wort Volkssturm besondere Emotionen bei den Amerikanern hervorrief und dieser Begriff quasi der SS-Zugehörigkeit gleichgestellt wurde.



Edwin Gries als Marinesoldat

DAS KRIEGSENDE 1945 IN DANNENFELS

VON ERNST GÜMBEL¹

Mit dem Einmarsch der amerikanischen Truppen ging in Dannenfels der letzte Krieg praktisch am 20. März 1945 zu Ende. Zuvor war der Ort von Kriegseinwirkungen weitgehend verschont geblieben, abgesehen natürlich von den vielen Kriegstoten und Verletzten.

Bomben waren im Ortsbereich keine abgeworfen worden, obwohl auf dem Donnersberg zeitweise eine kleine Funkstation installiert war, und verschiedentlich vom Berg aus sogenannte "Christbäume" abgeschossen wurden, um feindliche Bomber zu irritieren bzw. zu animieren, hier ihre Bombenlast abzuwerfen, um sie von Städten abzuhalten. "Jabos" sorgten wohl in den letzten Wochen, wie überall, für viel Unruhe, aber ernsthaft passiert ist nichts. Größere Schäden sind nicht entstanden. Einige Häuser, vor allem in der Kirchheimbolander Straße, wurden durch Bordwaffenbeschuss beschädigt. Auch eine Schafherde sowie verschiedene Gespanne wurden bei Feldarbeiten beschossen, aber ebenfalls ohne größere Schäden. Auf dem Bastenhaus ist ein großer Stapel Generatorholz sowie der Stall von Stollhof getroffen worden.

Um ein Haar wäre es jedoch am letzten Tage, mit dem Einzug der Amerikaner noch zur Katastrophe gekommen. Wie überall, so mußten auch in Dannenfels beim Herannahen der feindlichen Truppen Panzersperren errichtet werden, hier insgesamt vier. Erstellt wurden diese im Februar 1945 durch Mitglieder des Volkssturmes, unterstützt von Pionieren des Heeres, die zuvor auch die benötigten Tannen auf dem Donnersberg geschlagen hatten. Die Standorte waren in der Steinbacherstraße (Höhe Emil Becker), in der Bennhäuserstraße (bei Kurt Heckmann), in der Mittelstraße (Höhe ehem. Stall Gumbel, Mittelstraße 5), und in der Oberstraße bei Günter Stengel. Sie waren so konzipiert, daß in vorbereitete Holzlager dicke Holzstämmen eingerollt werden konnten.

Seit Anfang März, vor allem aber am 19., zog eine größere Anzahl deutscher Truppenteile, von Rockenhausen kommend, durch unseren Ort in Richtung Dreisen. Sie waren überwiegend zu Fuß und ohne schwere Waffen. Um den 15. März quartierte sich noch der Stab einer Heereseinheit² mit vielen Offizieren im Ort ein, die am 19. März Dannenfels ebenfalls in Richtung Dreisen verließen.

Am 19. März (tags darauf wurden die Amerikaner erwartet) mußten die Mitglieder des Volkssturmes, gegen ihren Willen, aber letztlich mit Gewaltandrohung, die zwei nördlichen Panzersperren zumachen. Wer den Befehl zum Schließen der Sperren gegeben hat, ist umstritten. Viele sagen, der ehemalige Ortsgruppenleiter und Bürgermeister Gustav Heß. Dieser streitet es jedoch ab und sagt, es wäre ein Offizier gewesen, er selbst habe davon abgeraten. Auch durchziehende Soldaten und Heeresoffiziere hätten vor der Sinnlosigkeit dieser Maßnahme gewarnt.

Noch am selben Abend haben dann aber eine Reihe von beherzten Frauen, unterstützt von ein paar älteren Männern, die Sperren durch Heraushieven der Querstämmen wieder geöffnet. Gustav Heß flüchtete in der Nacht, zusammen mit dem Ortspolizisten, über den Rhein, nachdem seine Familie schon circa 14 Tage vorher fortgeschickt worden war.

Am 19. März setzte sich auch eine Einheit der Waffen-SS über Dannenfels in Richtung Kirchheimbolanden ab. Es soll die 6. SS-Gebirgsdivision Nord gewesen sein (Gerlach)³. Diese wurde auf der "Sang" durch amerikanische Jabos angegriffen und mußte erhebliche Verluste an Menschen und Material hinnehmen.

Eine kleinere Abteilung der SS mit 2 Pak (Panzerabwehrkanonen) und sMG (schwere Maschinengewehre) blieben im Dorf, um den Rückzug zu decken. Die eine Pak wurde in dem Garten an der Kreuzung Kirchheimbolanderstraße-Mittelstraße (heute Metzgerei Gaß), die andere circa 100 m unterhalb des Ortsausganges nach Kirchheimbolanden in einem kleinen Steinbruch von Emig in Stellung gebracht. Ein sMG war an der Straßengabelung am Dicken Kastanienbaum postiert.

Die letzten Häuser von Dannenfels nach Norden, Richtung Rockenhausen, waren damals, abgesehen

von 6 Siedlungshäuschen in der Rotsteig, die Lungenheilstätte der BASF (heute Studienhaus) und auf der rechten Seite das Haus des leitenden Arztes Dr. Boye, in dem auch Dr. Tress als Assistenzarzt wohnte.

Wie erwartet, näherten sich die amerikanischen Truppen am Morgen des 20. März von Rockenhausen kommend unserem Ort.⁴ Eine Reihe von Dannenfelsen, besonders aus dem hinteren Ortsbereich, hatten sich im angrenzenden Wald des Donnersberges versteckt, um zunächst einmal abzuwarten, was geschehen würde. Eine größere Gruppe lagerte an der Burgruine Tannenfels und beobachtete von dort das Geschehen. Zur Vorsorge hatten sie sich Löcher bzw. Gräben ausgehoben. Die meisten Einwohner erwarteten jedoch in den Kellern ihrer Häuser oder, wegen größerer Sicherheit, bei Nachbarn den Einzug der Amerikaner. Viele hatten weiße Tücher zum Zeichen der Übergabe an ihre Häuser gehängt.

Die Spitze der amerikanischen Truppen erreichte am 20. März 1945 etwa um 10³⁰ Uhr vormittags Dannenfels. Als die ersten Panzer mit aufgefressener Infanterie um die Kurve bei dem Arzthaus fuhren, kamen sie in das Sichtfeld der Pak der SS und wurden sofort von dieser unter Feuer genommen. Ein Panzer wurde schwer getroffen und rollte manövrierunfähig quer über Gärten und Äcker in die Büchswiesen. Daraufhin zogen sich die Amerikaner wieder um die Kurve zurück und beschossen nun vom Talacker aus (Standort: Bereich der Grundschule) den hinteren Ortsteil, insbesondere die Kirchheimbolanderstraße. Einige amerikanische Panzer fuhren auch auf der Höhe am Steinweg in Stellung und beschossen von dort die hintere Oberstraße, wobei das Wohnhaus von Henn in Brand geriet.

Währenddessen drangen Fußtruppen im Schutze von Kastanienbäumen und Niederholz vom Talacker aus in das Gelände der BASF und durchsuchten dort die Heilstätte zunächst nach deutschen Soldaten. Der Führer dieser Einheit war ein Arzt und hatte in Heidelberg studiert, wie auch Dr. Tress. Sie kannten sich zwar nicht, unterhielten sich jedoch eine zeitlang miteinander. Irgend einen Einfluß auf das weitere Geschehen im Dorf konnte Dr. Tress allerdings nicht bewirken, wie es manchenfalls erzählt wurde.

Gleich zu Beginn der Schießereien war der leitende Arzt Dr. Boye zu der Bedienung der oberen Pak gegangen und forderte sie auf, den sinnlosen Widerstand aufzugeben, um so das Dorf zu schonen, was dann anscheinend auch befolgt wurde. Hier wurde dann aber auch Dr. Boye, zusammen mit einigen SS-Männern, festgenommen. Da er ein Fernglas bei sich trug, glaubten die US-Soldaten, er hätte das Feuer der Pak geleitet und drohten ihm mit Erschießung wegen des abgeschossenen Panzers. Frau Tillmann, die gut Englisch sprach, konnte den Irrtum aufklären, so daß er nachmittags wieder entlassen wurde.

Inzwischen waren amerikanische Infanteristen in der Oberstraße vorgegangen. Sie drangen dabei in die Häuser ein und durchsuchten sie nach deutschen Soldaten, teils aber auch schon nach Mitnehmbarem. Hierbei wurde im Hause Schwab ein US-Soldat von einem jungen SS-Mann vom Garten Bernd aus durch das Fenster erschossen. Der SS-Mann flüchtete dann in das gegenüberliegende Gäßchen und versteckte sich in dem Keller des Hauses Tremel. Dort wurde er bald aufgespürt und ebenfalls erschossen. Der SS-Mann wurde abends (nach Feststellung der Personalien) auf dem Friedhof in Dannenfels beigesetzt, später jedoch auf den Ehrenfriedhof Dahn überführt. Der amerikanische Soldat lag 2 Tage lang an dem Brunnen vor dem Hause Dr. Boye, bevor er, wahrscheinlich mit anderen Toten, abtransportiert wurde.

Die im Ort verbliebenen Soldaten der Waffen-SS wurden wohl alle gefangen genommen und bis zu ihrem Abtransport in der Scheune von Friedrich Baab (Mittelstraße 2) eingesperrt. Frauen der angrenzenden Häuser brachten ihnen solange etwas zu Essen. In der Nähe wurden auch einige Dannenfelser Zivilisten, die entweder in der Partei waren, oder von denen vermutet wurde, daß sie auf Grund ihres Alters Soldaten seien, festgehalten. Sie wurden teils wieder entlassen, teils aber auch in Gefangenenlager oder Umschulungslager abgeschoben.

Ein zweiter Schub Amerikaner, der am Nachmittag des 20. März wieder von Norden her in Dannenfels einzog, vermutete in der Lungenheilstätte der BASF zunächst auch ein Lazarett. Die leitenden Ärzte erklärten ihnen, daß keine Soldaten da wären. Als dann jedoch der früher hier beschäftigte und

nun verwundete Sanitäter Karl Schmitt in Uniform gesehen wurde, begannen sie, die gesamte Heilstätte genau zu durchsuchen. Dabei mußte die Oberschwester vorangehen, während ein US-Soldat mit schußbereiter MP ständig hinterherlief. Auch die meisten übrigen Häuser des Ortes wurden durchsucht, dort manchmal jedoch mehr nach Andenken oder interessanten Dingen zum Mitnehmen.

Parallel zu den noch tagelang durchrollenden amerikanischen Panzern und Nachschubkolonnen zogen auch noch versprengte deutsche Soldaten, teils in Uniform, teils in Zivil, im Schutze des Waldes über den Donnersberg oder durch den Bolander Wald nach Osten in der Hoffnung, noch das rechte Rheinufer zu erreichen. Manche kamen heimlich ins Dorf und baten um Essen oder Bekleidung. Öfters trugen auch Frauen Verpflegung in den Wald zu ihnen.

Noch lange Zeit kam alle paar Tage eine Abordnung der Militärkommandatur und suchte nach Soldaten, die ohne Entlassungsschein heimgekehrt waren. Einige wurden auch erwischt und mußten nochmals in Gefangenschaft. Mit der Zeit wurden aber auch immer neue Tricks gefunden, um dem zu entgehen, bis das Ganze dann schließlich von alleine einschlief.

Ernsthafte Verstöße von Amerikanern gegen deutsche Zivilisten sind aus dieser ersten Besatzungszeit keine bekannt. Im Gegenteil sollen schon gleich US-Soldaten öfters Zigaretten verschenkt oder Kindern Schokolade und Kekse gegeben haben. Man begann sich zu arrangieren.

¹ Niedergeschrieben von Ernst Gumbel, 1985, nach Erinnerungen von Dr. Tress, Ruth Tremel, Anna Siebecker, Fritz Bernd, Gustav Hess, Gernot Ruppert, Luitpold Henn u.a.. Quelle: Institut für pfälzische Geschichte und Volkskunde Kaiserslautern. Sammlung: Kriegsende.

² es handelte sich hierbei um den Stab des LXXX. AK

³ möglicherweise Teile des SS Geb.Jäg.Rgt. 12 der 6. SS Geb.Div. "Nord"

⁴ Dannenfels wurde von der Panzerkampfgruppe CCB der 11. US-Panzerdivision sowie Soldaten der 89. US-Infanteriedivision besetzt.



HOCHSPEYER IM BOMBENHAGEL

VON ILSE HAMMEL

Die letzten Wochen in meinem Heimatdorf Hochspeyer waren die schlimmsten in meinem ganzen Leben. Die Städte waren weitestgehend von Jabo-Angriffen verschont, aber unser Dorf war einer der am meisten von Jabos beschossenen Orte in der Pfalz. Unsere Mutter bestand auch bei nächtlichen Überfliegungen der Bombergeschwader über unser Dorf darauf, daß wir zumindest unseren Hauskeller aufsuchten. Die großen Bombergeschwader hatten immer große Städte zum Ziel. Für Dörfer bestand kaum eine Gefahr, obwohl wir direkt am Dorfrand im Feld einen Bombenteppich abbekamen. Am Tag aber war bei uns die Hölle los. Pausenlos griffen Jabos die Bahnlinie an. Hochspeyer war Hauptverkehrsknotenpunkt. Unser Gymnasium war wegen Ausbombung in Kaiserslautern nach Fischbach verlegt worden. So nahmen wir auch in den letzten Wochen des Krieges den Weg durch den Wald. Mama saß derweil mit den meisten Hochspeyerer Bürgern im Felsenkeller, etwa in der Mitte des Dorfes. Dieser Keller galt als bombensicher. Es herrschte zum Schluß ein Chaos dort drin. Es starben Menschen am laufenden Band und konnten bei Tag nicht beerdigt werden. Hochspeyer wurde von schwersten Jabo-Angriffen heimgesucht. Es war ein heller Tag, der Himmel war wolkenfrei. Unsere Mama weckte uns sehr früh, denn sobald es hell wurde, flogen die Jabos ununterbrochen am Himmel und schossen auf alles, was sich unten bewegte. Wir hatten vor, die Schule in Fischbach zu besuchen, obwohl wir nicht genau wußten, ob der Unterricht stattfinden würde. Wir Kinder hatten auch nicht so große Angst wie die Erwachsenen, und es war ein bißchen Abenteuer dabei. Wir verabschiedeten uns von Mama und schlugen den Weg in Richtung Wald ein. Gerade am Waldrand angekommen, flogen etwa sechs Jabos über unsere Köpfe und gruppierten sich zum Angriff auf Hochspeyer. Sie schossen, wie wir glaubten, durch die Wipfel der Bäume, und schon schlugen die ersten Bomben im Ort ein. Nicht weit von uns waren Flakbunker, aber es wurde - aus welchen Gründen auch immer - niemals auch nur ein einziger Schuß auf die Jabos abgegeben. Wir gruben die Gesichter in den Waldboden und schrien und weinten. Ein Schulkamerad hatte einen Baum erklimmen und sah hinunter ins Dorf. Er hatte wahnsinnig viel Mut, denn er konnte ja eventuell von den Piloten gesehen werden. Hochspeyer lag im Bombenhagel. Die Bahnlinie wurde beschossen. Kurz vorher stand noch ein Munitionszug auf den Gleisen. Ein mutiger Mann fuhr den Zug in den Heiligenbergtunnel, sonst wäre Hochspeyer verloren gewesen. Erst nach Stunden schlichen wir nach Hause. Unser Haus war unbeschädigt, und schnell rannten wir in den Felsenkeller zu Mama. Von weitem sahen wir sie schon stehen. Kalkweiß im Gesicht, in größter Sorge um ihre Kinder. Es gab viele Tote an jenem Tag, auch Flaksoldaten waren darunter.

Die Stunde Null: In den letzten drei Tagen saßen wir von morgens früh bis spät in die Nacht bei

Mama im Felsenkeller. Die Luft war dort drin zum Schneiden, unerträglich. Am Morgen hatten die Jabos noch einmal die Bahnlinie beschossen. Dort verrichteten Russen- und Polenmädchen Schwerstarbeit. In ihrer Angst und Not verließen sie die Arbeitsstätte und flüchteten ebenfalls in den Felsenkeller. Einige alte Nazigrößen verjagten sie in den Vorraum. Sie weinten und zitterten vor Angst. Mama wollte etwas dagegen sagen, doch sie wurde von anderen Leuten zurückgedrängt. An diesem letzten Tag erlebten wir auf dem Weg in den Felsenkeller einen Jabo-Angriff. Sie beschossen die parallel zur Hauptstraße verlaufende Bahnlinie. Doch am meisten trafen sie die danebenstehenden Häuser. Es war die schlimmste Hatz, die wir je mitgemacht hatten. Jetzt waren wir wirklich das direkte Ziel der Bordkanonen. Mama verlor ihren Fuchspelz und einen Schuh. Es war die Hölle. Völlig fertig und zerrissen erreichten wir den Vorraum des Kellers. Und an diesem letzten Tag der Stunde Null war da plötzlich ein Hitlerjunge aus Hochspeyer mit einer Panzerfaust im Vorgebäude des Felsenkellers. Er war gerade 15 Jahre alt, und man hatte ihm eingeredet und eingeblut, daß er den ersten Panzer, der hinten um die Ecke fahren würde, abschießen sollte. Großspurig und großmäulig stapfte er umher und war fest entschlossen, diesen Befehl auszuführen. Etwa $\frac{1}{2}$ Stunde, ehe die Amerikaner einzogen, kam ein großer Mann in den Felsenkeller. Niemand kannte ihn und niemand wußte, wo er so plötzlich hergekommen war. Er ermahnte die Leute, sich ruhig zu verhalten und alles, was man an Hitlersachen trug oder bei sich hatte, draußen vor dem Keller auf einen Haufen zu werfen. Jetzt war da noch der Hitlerjunge Gert mit seiner Panzerfaust. Weit und breit kein einziger Soldat, nur Gert mit dieser schrecklichen Waffe. Er flüchtete mit der Panzerfaust in den Keller zu uns auf die Bank und versteckte sie unter den Sitzen. Jetzt war es Mama, die unter größtem Protest verlangte, daß er sich sofort mit dieser Panzerfaust aus dem Keller entlernen solle. Dann riefen auch die anderen Leute lautstark, und alle waren plötzlich einer Meinung. Widerwillig entfernte sich der Hitlerjunge. Ich lief hinterher, und draußen vor der Tür sagten ein paar Männer, daß die Amerikaner schon hinten an der Kurve in Sicht seien. Unter Androhung von Schlägen und Gewalt legte Gert schließlich das gefährliche Ding auf den großen Haufen von Gegenständen, die sich mittlerweile im Hof aufgestapelt hatten. Er ließ sich von mir überreden, mit in den Keller zu gehen und auf unserer Bank Platz zu nehmen. Dort zog er unter Schluchzen seine HJ-Jacke aus. Mama betete, daß die Panzersperre, die direkt vor unserem Haus aufgebaut war, nicht noch in letzter Minute geschlossen worden war, denn sonst wäre unser Haus mit in die Luft geflogen. Dann wurde es ganz ruhig, es kamen ein paar Amerikaner in den Keller, ganz voran der unbekannt große Mann. Ich weiß heute nicht mehr, ob er etwas wegen des Jungen gesagt hatte, jedenfalls kam ein uniformierter Amerikaner auf Gert zu, strich ihm über den Kopf und sagte: „Little Boy“. Dem Jungen liefen dicke Tränen über die Backen. Sein Traum, einmal ein ganz tapferer HJ-Junge zu sein, war geplatzt. Mit ein bißchen Schul-Englisch konnten wir uns ganz gut verständigen, und wir fragten, wann wir nach Hause dürften. „Tonight“, sagte ein Soldat und lächelte uns aufmunternd zu. Natürlich waren Amerikaner in unserem Haus und hatten alles durchwühlt. Aber die Russen, die als Gefangene bei Bauern arbeiteten, stahlen alles, was niet- und nagellos war. Sie waren jetzt sehr gefährlich. Aber die meisten hatten es gut gehabt in ihren deutschen Häusern, und mancher wäre gerne noch geblieben. Zum ersten Mal in unserem Leben kauten wir Kaugummi und bekamen auch Schokolade geschenkt von den Amerikanern.



Hochspeyer: Einmarsch der Amerikaner, 20. März 1945



Frankenstein: Einmarsch der 10. US-Panzerdivision, 20. März 1945



DAS ENDE DER ANGST

VON LIESELOTTE HASENBUSCH

Es war ein wunderschöner sonniger Märztag 1945. Nur konnte man sich nicht so richtig daran freuen. Mehrere Tagen haben wir uns, etwa 20 Personen, bis auf einen Mann ausschließlich Frauen und Kinder, in einem gewölbten Keller eines Bauernhauses in Godelhausen aufgehalten. Dort fühlten wir uns sicher vor Kugeln und Granaten. Für unser Nachtlager haben wir Matratzen auf die Kartoffeln und Dickwurzeln ausgebreitet.

Einzelne deutsche Soldaten, die ihre Einheit verloren hatten, kamen mit ein paar Habseligkeiten vorbei, stärkten sich, gaben uns ein paar Ratschläge, wie wir uns verhalten sollten, denn in wenigen Tagen, so meinten sie, wären Amerikaner hier. Einer der Soldaten sagte uns, daß sich die deutschen Einheiten am Rhein sammeln und dann zurückschlagen würden. Gott sei Dank ist es nicht so weit gekommen, denn das hätte wohl Schlimmes für uns bedeutet.

Godelhausen liegt in einem Tal. Auf einer Anhöhe waren die Amerikaner, auf der anderen die Deutschen. Es wurde von beiden Seiten geschossen. Ein Wohnhaus brannte aus, ein älterer Nachbar, der um die Hausecke schauen wollte, um zu sehen was sich tut, bekam einen Streifschuß an der Backe. Die Amerikaner haben erste Hilfe geleistet.

Mit einem weißen Tuch, das uns der einzige Mann unter uns vorangetragen hat, kamen wir mit erhobenen Händen und zitternden Knien aus dem Keller. Ich empfand es damals als Erniedrigung. Die Amerikaner in Kampflanzügen und Stahlhelmen suchten mit aufgepflanztem Bajonett in den Ställen, in der Scheune und im Wohnhaus nach deutschen Soldaten. Zum ersten Mal habe ich Menschen mit einer anderen Hautfarbe gesehen. Es war schon ein eigenartiges Gefühl.

42 deutsche Soldaten wurden gefangengenommen. Sie haben sich an der Gartenmauer unmittelbar an „unserem“ Bauernhaus aufstellen und alles, was sie noch besaßen, ablegen müssen. Die Polen, ehemalige Gefangene, die im Schulhaus ganz in unserer Nähe untergebracht waren, haben sich die Decken, Zeltplanen u. a. genommen. Auch aus unseren wenigen Lebensmittelvorräten haben sie sich bedient. Im nahegelegenen Wald hatten sich noch einige Tage deutsche Soldaten aufgehalten. Um sich bemerkbar zu machen, kamen sie ganz nah an den Waldrand. Sie hatten Hunger und wollten gerne andere Kleidung. Die Frauen haben sie dann in der Dämmerung mit Lebensmitteln und Anzügen ihrer Männer versorgt. Vielleicht hatten sie Glück, unbehelligt nach Hause zu kommen!?

Von dem Tag an, als die Amerikaner gekommen sind, ist wieder Ruhe bei uns eingekehrt. Man mußte nicht mehr ständig auf dem Sprung vor Tieffliegern sein. Für uns war also mit diesem Tag der ganze Spuk vorbei. Allerdings mußten wir noch eine ganze Zeit auf die Heimkehr unseres Vaters warten, denn er wurde erst im November 1948 aus jugoslawischer Gefangenschaft entlassen. Ich war damals 12 Jahre alt und hatte noch zwei jüngere Brüder. Für unsere Mutter keine leichte Zeit.



DAS ENDE EINES GENESUNGSURLAUBS

VON HEINRICH HERZOG

Sonntag, der 18. März 1945, war ein herrlicher Vorfrühlingstag. Die Sonne strahlte vom wolkenlo blauen Himmel herab, ein ideales Flugwetter für die amerikanischen Jagdbomber über dem Opera tionsgebiet der 1. deutschen Armee, deren Hauptquartier sich seit einigen Wochen in Ramstein Miesenbach befand.

Die Front kam stündlich näher, und ein Waffenstillstand war schon längst fällig. Gerade an diesen Tag mußte ich mich in Miesenbach schweren Herzens von Frau und Kind trennen, denn mein Gene sungsurlaub war zu Ende, und mein Marschbefehl lautete auf Versetzung zum Ersatztruppenteil in Magdeburg.

Vor drei Wochen konnte ich wenigstens mit der Eisenbahn von meinem Lazarett im Salzburger Lanc mit einigen Schwierigkeiten Neustadt an der Weinstraße erreichen. Die Strecke bis Landstuhl legte ich auf einer Lokomotive zurück, die von zwei Soldaten bedient wurde.

Doch an diesem 18. März erschien es mir unmöglich, das befohlene Ziel Magdeburg zu erreichen denn mittlerweile waren die Gleisanlagen des Rangierbahnhofes Kaiserslautern-Einsiedlerhof syste matisch zerstört worden. Aber wegen der Schwere meiner Verwundung an Herz und Lunge, die mi eine russische Granate in Ungarn zugefügt hatte, konnte ich nicht das Risiko eingehen, in amerikani sche Gefangenschaft zu geraten.

Von meiner Frau unterstützt, kam ich heil bis zum Ortsende von Ramstein. Dann war der Teufel los Jagdbomber warfen Bomben auf Landstuhl und schossen mit ihren Bordkanonen in den zwischen beiden Orten liegenden Reichswald. Mehrmals mußten wir hinter dicken Bäumen vor den Geschos sen Schutz suchen. In einer Feuerpause gelangten wir schließlich bis zum Feldlazarett im Städtchen Zu diesem Zeitpunkt erhielt der Chefarzt die Nachricht, daß zur gleichen Stunde die Amerikaner in St Wendel und Kusel einmarschiert seien, und daß alle transportfähigen Verwundeten über den Rhein zu bringen seien.

In dem ersten Wehrmachts-Krankenwagen, der abgefertigt werden konnte, nahm ich mit weiterer sitzend transportfähigen Verwundeten Platz. Außer unserem Fahrzeug war keine Bewegung auf de Kaiserstraße feststellbar, doch die Kondensstreifen am Himmel wurden häufiger.

Die Durchfahrtstraßen meiner Heimatstadt Kaiserslautern waren menschenleer. Die Bewohner hatten Daueralarm und saßen in ihren Luftschutzkellern. Auch Hochspeyer schien ausgestorben. Nur übe unseren Köpfen war ab und zu Flugzeuggeräusch zu vernehmen. Gleich hinter der Straßenabzwei gung Fischbach-Enkenbach zeigte sich die aktuelle Brutalität des Krieges. Zum Schutze des Gleisdrei ecks war an der Reichsstraße 37 (heute B 37) neben dem Frechtentalerhof eine Flakbatterie in Stel

lung gegangen. Kurz vor unserer Vorbeifahrt zerstörten feindliche Flugzeuge den Hof und vernichteten durch Volltreffer die Geschütze mit der gesamten Bedienungsmannschaft.

An der Gabelung der Reichsstraßen 37 und 39 im Ortsbereich Frankenstein stoppte ein Posten unser Fahrzeug. Er machte unseren Fahrer darauf aufmerksam, daß die direkte Weiterfahrt nach Neustadt vor kurzem durch Bombenabwurf bei oder in Neidenfels unterbrochen sei. Wir mußten deshalb über Bad Dürkheim ausweichen. Auf der Paßhöhe des Frankensteiner Stiches erwartete uns erneut die Kriegswut; denn von meinem linken Fenster aus sah ich fast hinunter bis zur Isenach nicht zählbare zerstörte Wehrmachtsfahrzeuge. Was sich hier auf dieser Strecke abgespielt hat, vermag ich nicht zu sagen.

Als wir uns dann Bad Dürkheim näherten, hörten wir das Luftschutz-Entwarnungssignal. Dann gewahrten wir Rauchwolken über der Stadt. Ich erinnere mich heute noch deutlich, daß damals aus dem Kirchturm in Richtung Marktplatz Flammen hochschlugen. Gerade in dem Augenblick, als die Dürkheimer ihre Schutzkeller verließen, versuchte unser Fahrer, die brennende Stadt auf engen Seitenwegen unterhalb der „Sonnenwende“ zu umfahren. Mit Glück erreichten wir die Wurstmarktwiese und durften ein botanisches Wunder erleben. Die Hitze der Brände hatten die Obstbäume zu vorzeitigem Aufblühen gebracht.

Es war wohl schon Spätnachmittag, als wir über die Weinstraße wohlbehalten in unserem Übernachtungsquartier im Lazarett in der Neustadter West-Schule ankamen.

Am nächsten Morgen, bei klarem Wetter wie am Vortag, ging unsere Flucht auf der Reichsstraße 39 in Richtung Speyer weiter.

Auf dem Straßenabschnitt Geinsheim-Aumühle gewährte ein amerikanischer Jagdbomber unser Fahrzeug. Er machte eine Schleife, stieß nach unten und ging in Schußposition. Als er jedoch das große rote Kreuz auf dem Dach unseres Wagens bemerkte, riß er seine Maschine nach oben und verschwand am Himmel.

Noch bevor die zur Sprengung vorbereitete Speyerer Brücke in die Luft flog, konnten wir den Rhein überqueren.

In der Verwundeten-Sammelstelle in Schwetzingen begrüßte uns ein etwas beleibter NS-Führungs-offizier im Range eines Hauptmanns, zugleich tröstend, etwa mit folgenden Worten: „Kameraden, ihr habt sicher Schweres mitgemacht und Schmerzen erleiden müssen. Doch alles wird bald vergessen sein. Vielleicht heute, vielleicht noch in dieser Stunde, wird der Führer den Befehl zum Einsatz der neuen Wunderwaffen geben. Innerhalb kürzester Zeit wird Deutschland frei und die Feinde vernichtend geschlagen sein!“ Dabei bemerkte er mein ungläubiges Gesicht. Ich preßte meine Lippen fest zusammen und blieb ihm aus guten Gründen eine Antwort schuldig.

Bei meiner Weiterreise auf eigene Faust traf ich in Wiesbaden ein, als die Mainzer Rheinbrücken hochgingen und die ersten amerikanischen Granaten auf der rechten Rheinseite kreppten. Im Taus traf ich auf die Genesungskompanie der Wiesbadener Nachrichten-Ersatzabteilung, der ich mich anschloß.

Als die Amerikaner das Frankfurter Kreuz erreicht hatten, kam der Befehl zum Absetzen in nördlicher Richtung.



Zu Fuß trafen wir gleichzeitig mit amerikanischen Panzerspitzern in Bad Nauheim ein, das zur offenen und unter dem Schutz des Roten Kreuzes stehenden Lazarettstadt erklärt worden war. Nach Vorlage meiner Krankheitspapiere erhielt ich im „Konitzky-Stift“ ein freundliches Zweibettzimmer. Für den Verpflegungsnachschub sorgten die Amerikaner, und unser Wachpersonal wurde von Orchestermitgliedern des Reichssenders Frankfurt gestellt. Noch fast 11 Wochen bemühten sich Herzspezialisten um die Verbesserung meines Gesundheitszustandes. Endlich, am 6. Juni 1945, händigte mir ein amerikanischer Major den Entlassungsschein mit dem Zusatz „disabled“, was frei übersetzt „wehruntauglich“ bedeutet, aus. Meine lange, am 1. November 1937 begonnene Militärdienstzeit war damit zu Ende.



DAS LETZTE AUFGEBOT

VON FRITZ KIEFABER

März 1945. „Im Märzen der Bauer die Rößlein einspannt“ beginnt ein bekanntes Lied, das wir damals vor noch nicht allzu langer Zeit in der Schule gesungen hatten. Der Text wurde allerdings nur der herrlichen Frühjahrswitterung gerecht, hatte aber sonst keine Gültigkeit. Denn 1945 fehlten in der Heimat die Bauern. Sie waren fast alle im Fronteinsatz, sofern sie nicht verwundet, kriegsunfähig oder gar schon „auf dem Felde der Ehre“ geblieben waren. Auch fehlten „die Rößlein“, denn alle guten Pferde waren ebenfalls in den Kriegseinsatz eingespannt.

Eingespannt in den Dienst an der Heimatfront waren auch wir damals 14- 16jährigen Jungen. Anders als in der Schule klangen jetzt unsere Lieder. „Rot ist die Klinge vom Bolschewikenblut“ oder „Panzer rollen in Afrika vor“ (obwohl sie damals schon längst rückwärts rollten!). Trotzdem glaubten wir Buben noch fest an den „Endsieg“ und wollten gebührend dazu beitragen. Um noch als richtige Soldaten eingesetzt zu werden, hatten wir uns zum Teil schon freiwillig gemeldet. Ich selbst hatte mich einer Musterung unterzogen und war stolz darauf, schon als Fünfzehnjähriger den vorläufigen Annahmebescheid für eine Elitedivision der Großdeutschen Wehrmacht zu besitzen. Bis wir richtige Soldaten waren, wollten wir zu Hause nicht untätig sein. Nach mehreren Schanzeinsätzen an der Westfront machten wir Dienst bei der Feuerwehr oder dem Technischen Hilfswerk, zusammen mit älteren Bürgern, die nicht mehr wehrdienstfähig waren. Mit viel Eifer waren wir dabei. Ich erinnere mich noch gut an einen Löscheinsatz nach einem Bombenangriff auf Kaiserslautern. In der brennenden Mühlstraße stürzte plötzlich ein Hausgiebel herunter. Erst als die Staubwolke sich aufgelöst hatte, stellten wir fest: Alle waren unverletzt geblieben. Alle, das waren mindestens 10 - 20 Wolfsteiner Buben, die ich nicht mehr alle namentlich aufzählen kann.

Unter dem Decknamen „Löscheinsatz in Kaiserslautern“ stand jedoch damals auch eine Aktion mit sehr ernstem Hintergrund. Als „Fähnleinführer“ erhielt ich durch einen Geheimbefehl die Anweisung, daß ich mich vor dem Einrücken der Amerikaner mit meinen 10- bis 14jährigen „Pimpfen“ über den Rhein „absetzen“ sollte. Damit die Sache nicht aufviel, wurden die Buben unterrichtet, daß sie demnächst mit einem längeren Löscheinsatz in Kaiserslautern zu rechnen hätten und sich deshalb auch etwas an Verpflegung mitnehmen sollten. Glücklicherweise kam dann kein endgültiger Befehl zur „Aktion X“, und ich mußte nicht zu einer Art „Rattenfänger von Hameln“ werden.

Obwohl mir mein Vater 1944 bei seinem letzten Urlaub von der Ostfront dringend eingeschärft hatte, auch beim Eintreffen der Amerikaner daheim zu bleiben, war ich fest entschlossen, wie auch eine ganze Reihe Gleichaltriger, mich über den Rhein abzusetzen und von dort aus den Feind zu bekämpfen.

Am 18. März, einem Sonntag, war es soweit, denn die Amerikaner saßen uns schon dicht im Nacken, und es war höchste Zeit, Wolfstein zu verlassen. Alle, die bisher im Schanzensatz standen, waren aufgefordert, sich bis abends - ich glaube um 19 Uhr - bei Baalborn zum Rückmarsch einzufinden. Wir „Wollsteiner“, eine Gruppe von 6 Mann, sammelten uns am Nachmittag bereits zum Abmarsch am Orteingang, als einer der damals üblichen Angriffe der amerikanischen Jagdbomber erfolgte. Im heutigen „Kalkbesichtigungs-Bergwerk“ gingen wir in Deckung. Nach Beendigung des Angriffs durften wir bei Fahrzeugen der deutschen Wehrmacht auf den Kotflügeln aufsitzen und in Richtung Kaiserslautern mitfahren. Kurz vor Olsbrücken an der Neumühle wurde unsere Fahrt jäh unterbrochen, da hier ein Angriff der Jabos erfolgt war. Noch eine Stunde zuvor waren französische Kriegsgefangene, eskortiert von mehreren mit dem Roten Kreuz gekennzeichneten Fahrzeugen, durch Wolfstein in Richtung Kaiserslautern marschiert. Fast täglich wurden damals Kriegsgefangene aus der Nähe der Front zurückverlegt. Ich erinnere mich noch gut an eine große Kolonne russischer Gefangener, die von den Röchlingwerken in Völklingen zurückgeführt wurden. Bei ihrem Durchmarsch warfen ihnen junge Burschen Zigaretten oder „Kippen“ zu und amüsierten sich, wie die armen Russen (die gegenüber den Polen und Franzosen als Menschen zweiter Klasse galten) sich darauf stürzten. Leider mußte ich schon wenige Monate später das gleiche unwürdige Verhalten auch von deutschen Kriegsgefangenen erleben.

Um sich als Gefangene zum Schutz gegen Luftangriffe der Amerikaner auszuweisen, führten die Marschkolonnen große weiße Fahnen mit, so auch an diesem Sonntag die Franzosen. Das hinderte die Amerikaner jedoch nicht, ihre Verbündeten unter Feuer zu nehmen. Vielleicht waren es kriegslüsterne junge Piloten, die ihre Waffen vor Kriegsschluß noch ausprobieren wollten. Auf jeden Fall war dieser Angriff ein unentschuldigbares Kriegsverbrechen! Noch am ganzem Leibe zitternd kamen die Gefangenen aus Deckungsgräben oberhalb der Straße, in denen sie Schutz gesucht hatten. Trotzdem waren einige getötet, andere verwundet worden. Wir Buben waren geschockt. Einen Anblick werde ich nie vergessen. Da lag ein toter Franzose, dessen Arm ein Bordwaffengeschloß zerfetzt hatte. Schon jetzt stellte einer von uns die Frage: „Sollen wir nicht doch wieder umkehren?“ Doch da war wieder das uns eingepflanzte Pflichtbewußtsein, das über die Vernunft siegte. Schnell stiegen wir wieder auf die Wehrmachtsautos und verließen die lautstark gestikulierenden Franzosen.

In Otterberg stiegen wir ab und trafen dort schon viele ehemalige Schanzer. In Baalborn waren wir schätzungsweise zwei- bis dreihundert Mann und setzten uns geschlossen in Bewegung. Nach mehrstündigem Nachtmarsch kamen wir im Morgengrauen nach Kleinkarlbach. Am Orteingang wurde ich mit meinem Freund zum Schlafen in ein Haus eingewiesen. Nachdem wir unsere staubigen Füße gewaschen hatten, fielen wir todmüde ins Bett. Schon nach wenigen Stunden weckte uns ein Knall. Draußen waren Bomben gefallen, und vom Luftdruck sprang die Haustüre auf. Im Keller unseres Quartierherren (ein älterer Winzer) suchten wir Schutz, bis der Angriff vorbei war. Da Mittagszeit war, speisten wir gemeinsam mit der Winzerfamilie. Mit am Tisch dabei, was damals streng verboten war, ein französischer Kriegsgefangener, der auch das gute Essen genoß. Wenn doch der Krieg verloren gehen sollte, dachte ich damals, dieser Gefangene dürfte uns Deutsche eigentlich nicht hassen. Abends wurden wir von allen freundlich verabschiedet. Es folgte Nachtmarsch auf Nachtmarsch, unser Gepäck wurde zwischendurch von Landwirten gefahren. Geschlafen wurde oft in Scheunen oder auch in Schulen. Wir waren so müde, daß es uns auch gleichgültig war. Um es kurz zu machen: Es ging über Rhein, Donau und Regen in den Bayerischen Wald und dann bis zur österreichischen Grenze. Wir sahen sogar die nächtlichen Umrisse von Braunau am Inn, und es lief uns kalt über den Rücken, da hier ja der „Führer“ geboren war. Unsere Treue zu ihm war allerdings jetzt nicht mehr so fest verankert. Einige meiner Kameraden waren schon „getürmt“ und sind, wie wir später erfuhren, auch gut zu Hause angekommen. Wir restlichen „Marschierer“ vom unteren Lautertal trugen uns nun auch mit dem Gedanken der Heimkehr. Doch, nachdem wir am 20. April 1945 als Soldaten vereidigt worden waren, war das Risiko zu groß. Da wir außerdem durchwegs große Kerle waren, hätte vielleicht ein schnelles Standgericht nicht lange nach unserem Alter gefragt.

Wir waren jetzt Angehörige der „Panzervernichtungsbrigade Westmark“. Unsere Hauptwaffe neben dem Karabiner war die Panzerfaust. Täglich sahen wir - inzwischen waren wir in Landau an der Saar

gelandet - die Volkssturmeute beim Schaufeln von Deckungsgräben, von wo aus wir die feindlicher Panzer „knacken“ sollten. Gott sei Dank kam es nicht mehr dazu. Denn schon wenige Tage später wurden wir ganz überraschend entlassen. Gemeinsam wurde noch einmal das „Deutschlandlied“ gesungen, und jeder erhielt 20 Reichsmark Entlassungsgeld. Unsere Vorgesetzten, die schon die Uniform mit Zivil gewechselt hatten, meinten über unsere Zukunft: „Vielleicht schneiden euch die Amerikaner nur die Hosen ab und lassen euch laufen!“ (Diesen Jux hatten damals die Amis manchmal mit blutjungen Soldaten gemacht.) Wir trennten uns zunächst einmal schweren Herzens von unserer sportlichen Auszeichnungen und allen Emblemen, die das Hakenkreuz trugen, und bildeten kleinerer Gruppen. Wir Lautertäler gingen auf einen Bauernhof, wo wir uns von den Amerikanern zunächst einmal „überrollen“ lassen wollten. Wir fanden Aufnahme bei einer Bauernfamilie, machten uns nützlich und durften am Tisch aus der großen gemeinsamen Schüssel mitessen. Schon nach zwei Tagen sahen wir durch die Stallfenster die amerikanischen Panzer, die wir eigentlich abschießen wollten.

Am nächsten Tag verließen wir unsere Deckung, gingen zunächst durch Wald und Flur und trafen auf deutsche Nachrichtenhefnerinnen. Die erzählten uns, wir kämen nicht in Gefangenschaft, denn der Krieg würde jetzt gemeinsam gegen die Sowjets weitergeführt. Etwas später erfuhren wir, daß wir auf den Gemeindebüros Passier- oder Entlassungsscheine bekommen würden. Dies stimmte sogar. Ich habe meine Bescheinigung heute noch, ausgestellt in der Gemeinde Schnaitsee. Darauf stand, daß ich aus dem Wehrrüchtigungslager Kirchweidach entlassen wurde und alle Militär- und Zivildienststellen gebeten werden, mich passieren zu lassen. Doch dann kamen wir zur großen Armee der Gefangenen und verbrachten zwei Tage ohne Verpflegung in Wasserburg. Danach ging es mit Sattelschleppern in ein Lager bei Ulm, dann nach Heilbronn, wo man gerade erst ein riesiges Ackerfeld eingezäunt hatte. Nach etlichen Tagen und Nächten unter freiem Himmel hieß es, daß die Angehörigen von land- und forstwirtschaftlichen Berufen bevorzugt entlassen würden. Ich füllte meinen üblichen Fragebogen aus, ging damit zum Vernehmungsoffizier und erhielt statt Entlassungspapier mehrere Ohrfeigen. Da ich keinen Grund hatte, meine Tätigkeit als Jungvolkführer zu verschweigen, hatte ich meinen Dienstrang auf dem Fragebogen auch angegeben. Da einem Sprichwort zufolge Ehrlichkeit am längsten währt, wahrte es auch am längsten (gegenüber anderen ranghöheren Jugendführern), bis ich entlassen wurde. Nach dem Aufenthalt in mehreren Gefangenenlagern in Frankreich kam ich am 18. Januar 1946 heim. Obwohl ich meine Lehre im staatlichen Forstdienst gleich wieder fortsetzen konnte, mußte ich doch nochmals, zwei Jahre später, am 25. 1. 1948 vom Kreis Untersuchungsausschuß politisch „gesäubert“ werden.



IM ERLNBACH LAG EIN TOTER SOLDAT

VON HARTMUT KNIERIEMEN

Es war im März 1945. Jeder wußte damals, daß die Alliierten nicht mehr weit sein konnten. Der Kanonendonner kam von Westen her immer näher. In einigen Städten oder Dörfern versuchten noch so manche Optimisten, die heranrollende Übermacht aufzuhalten.

Ich war damals 12 Jahre alt, eines von 6 Geschwistern. Unser Vater, ein Kriegsgegner und vom Kommunismus stark angehaucht, brauchte wegen eines Leidens nicht zur Wehrmacht. Er saß jeden Abend vor seinem Volksempfänger und hörte den Sender Radio Luxemburg, obwohl in unserem Haus in der Weiherstraße in Erlenbach im Erdgeschoß eine Schreibstube der deutschen Wehrmacht eingerichtet und ausländische Sender zu hören, streng verboten war. Aber es freute ihn jedesmal zu hören, daß Hitler wieder irgendwo eine Schlappe hinnehmen mußte. Nur taten ihm immer wieder die armen Landser leid, die ihr Leben dabei lassen mußten.

Am 19. März kam die Nachricht durchs Radio, daß die Alliierten bei Weilerbach stehen. Von der deutschen Luftwaffe war um diese Zeit nichts mehr zu sehen. Ich erinnere mich, daß ich in meinem Elternhaus im zweiten Stock am Fenster stand, als plötzlich, wie aus heiterem Himmel, aus Richtung Morlautern zwei Jagdflugzeuge ganz gemütlich durch das Wiesental, die neue Straße entlang, geflogen kamen und scheinbar aus Langeweile mit ihren Bordkanonen auf die Panzersperre, die am Ortseingang zwischen dem „Braunbach Filb“ (Philipp) und dem „Höllelisse seinem Garten“ errichtet war, mit lautem Getöse losdonnerten. Sie kannten sich in der Gegend also gut aus. Die Flugzeuge flogen so tief, daß ich die Besatzung erkennen konnte. Die Panzersperre bestand aus dicken Baumstämmen, die, nebeneinander in den Boden gerammt, ein Quadrat bildeten, das innen mit Sand ausgefüllt wurde. Aus Angst und Ungewißheit, was beim Einzug der Amerikaner auf uns zukommen könnte, begaben wir uns dann zum Osterberg in unseren Bunker. Meine Eltern, Großeltern, einige Nachbarn und ein Haufen Kinder, jeder mit wenigen notwendigen Habseligkeiten.

Den Bunker hatten wir Kinder während der immer mehr zunehmenden Luftangriffe in einem Hohlweg am Osterberg unter Anleitung unserer Eltern, die ja tagsüber arbeiteten, in eine Böschung mit Hammer und Meißel eingetrieben. Dort harreten wir nun der Dinge. Bis ein Nachbar zu uns herein kam und sagte: „Kommt mal heraus, dieses Schauspiel müßt ihr erleben!“ Die Straßen, die Feldwege, die Waldwege, alles war überfüllt mit deutschen Soldaten auf dem Rückzug. Es sah aus, als wollte jeder der Vorderste sein. Und überall, wo sie hinzogen, hinterließen sie Ballast, den sie abwarfen, um schneller voranzukommen.

Am nächsten Tag war der Spuk vorbei. Plötzlich gab es an der Panzersperre großen Tumult. Ein alter Kämpfer aus Erlenbach wollte alleine mit seiner Knarre an dieser Ecke das Dorf verteidigen. Doch ein

paar beherzte Frauen, deren Männer noch an der Front oder dort gefallen waren, trieben mit bloßen Händen und Knüppeln den Helden in die Flucht. Unser Vater nahm uns am „Schlafittchen“ und ging mit meinen zwei Brüdern und mir durchs Wiesental, um etwas Brauchbares zu ergattern. Da standen Motorräder, mit und ohne Beiwagen, stehen gelassen, weil kein Spirit mehr drin und zum Tanken keine Zeit mehr war. Da lagen Fahrräder, volle Öl- und Benzinflässer, Waffen und Munition aller Art. Das ganze Tal roch nach Tabak, denn die Soldaten hatten einen Lastwagen mit Rauchwaren in Brand gesteckt. Geistesgegenwärtige Frauen löschten das Feuer und trugen den Tabak tücher- und sackweise nach Hause. An den Waffen und der Munition hätten wir damals als ehemalige „Jungvolker“ unsere Freude gehabt. Doch unser Vater war fixiert auf Eßwaren, was ja auch wichtiger war. Von diesem Feldzug zu Hause angekommen, hatten wir lediglich ein paar Dosen Erbsen und einen Sack voll Kartoffeln, aus denen die Keime schon herausragten. Das ganze Tal wimmelte von Menschen, und jeder schleppte irgend etwas nach Hause. Ich machte plötzlich eine grausige Entdeckung. Im Erlenbach, der damals noch offen durch das Tal floß, lag, wo jetzt die Turnhalle steht, ein toter Soldat. Irgendwo bei dem Rückzug, vielleicht bei einer noch so unnützen Schießerei, mußte er getötet worden sein. Der Schuß ging durch den Helm in seine Schläfe. Würde er vielleicht auch von seinen Kameraden als Ballast abgeworfen? So lag dieser arme Mann tagelang in dem Graben. Er wurde dann als „unbekannt“, weil er keine Papiere und keine Erkennungsmarke bei sich trug, auf dem Friedhof in Erlenbach beigesetzt. Für Frau Hertha Würth, damals als Lehrerin in Erlenbach angestellt, war es dann eine Selbstverständlichkeit, das Grab zu pflegen, da ihr Mann auch an der Front irgendwo gefallen war und sie sein Grab nicht besuchen konnte. Erst mit zunehmendem Alter wurde mir bewußt, was das damals bedeutete. Ein Mensch, der für diesen sinnlosen Krieg sein Leben ließ, an den Straßenrand geworfen wie ein Stück Dreck!

Mir ließen diese Waffen und die anderen Sachen, die da noch herumlagen, keine Ruhe, und so zog ich am folgenden Tag noch einmal alleine los. Ich behängte mich mit Pistolen, eine schwerer als die andere und voller Munition. Ich konnte mich kaum noch bewegen, weil ich so schmächtig war und diese Dinge so schwer. Zu Hause angekommen - mein Vater stand gerade im Hof -, wollte ich ihm freudestrahlend meine Beute zeigen. Dazu kam es aber nicht. „Trag diese Dinge sofort dorthin, wo du sie geholt hast!“ und eine schallende Ohrfeige war die Antwort. Da lag ich nun auf dem Boden, unter meinen Waffen begraben, und hatte Mühe, wieder auf die Beine zu kommen. Die Pistolen vergrub ich in der Nähe unseres Bunkers unter Sträuchern. Am nächsten Tag, als ich sie wieder holen wollte, waren sie schon verschwunden.

Dann kamen die ersten amerikanischen Panzer von Otterbach her durch den Kumbwald und die Hauptstraße angerollt. Ab und zu hielt der Konvoi an der Straße. Jeeps mit ihrem eigenartigen Klang, Lastwagen voller Soldaten, Panzer usw. Wir waren da natürlich gleich zur Stelle und sahen den ersten „Schwarzen“ in unserem Leben. Er streckte seinen schwarzen Kopf aus einem Panzer, und wir erschraken. Ich hatte in der Schule, die damals in der Barbarossaschule untergebracht war, ein Jahr Englisch gelernt, und so waren meine ersten Worte zu dem Neger: „Have you chocolate for me?“ Er schaute ganz verdutzt. Anscheinend hatte er nicht erwartet, daß ihn ein zwölfjähriger Junge auf Englisch anspricht. Sein Gesicht verzog sich zu einem Lächeln, er verschwand in der Luke und holte eine Tafel Schokolade, Kekse und Kaugummi hervor, die er mir dann überreichte. Mit letzterem wußte ich allerdings im ersten Moment nichts anzufangen.

Tage später standen erneut etliche Fahrzeuge an der Straße, um eine Rast einzulegen, als plötzlich am Himmel ein komisches Rauschen zu hören war. Die Amis sprangen ganz kopflos durcheinander, warfen sich in den Straßengraben, an die Böschung, in Häuser, ja sogar in einen Hühnerstall flüchteten einige. Dann hörten wir in der Nähe irgendwo einen dumpfen Knall, und das Rauschen verzog sich wieder. Der Grund dieser Aufregung war die erste Me 262, das erste Düsenflugzeug vom Adolf, das bei Enkenbach, in der Nähe der Autobahn, eine Bombe abgeworfen haben soll.

Dann begannen unsere Erlöser, sich in den Häusern einzunisten. Bei uns in der Weiherstraße wurde jedes zweite Haus von ihnen besetzt. Die Mieter oder Besitzer der Häuser mußten sich bei Verwandten oder Bekannten unterbringen. Wir durften in unserem Haus bleiben, weil wir 6 Kinder waren. Mit den meisten Besetzern war gut auszukommen. Es gab aber auch welche, die hielten einem bei jeder

Geringfügigkeit gleich die Maschinenpistole an den Kopf. Ich hatte nämlich die ehrenvolle Aufgabe, zwischen den Mietern, die ausquartiert waren und aus ihrer Wohnung irgend etwas brauchten, z. B. Kartoffeln aus dem Keller oder Kleidung, und den Amerikanern zu dolmetschen.

Eines abends saßen wir dann wieder einmal beisammen in Großmutter's großer Stube, die Großeltern, Eltern und einige Nachbarn. Wir Kleinen mußten auf den Fußboden Platz nehmen. Dann kam die Nachricht, daß Deutschland kapituliert und Adolf Hitler sich das Leben genommen habe. Die Alten fingen an zu weinen und 's „Arbeiterkätche“, wie es genannt wurde, sagte unter Tränen: „Unser armer Führer!“ Sie hatten ihm halt viel zuviel vertraut.

Bekanntmachung

Das unbefugte Wegnehmen des Holzes und anderer Baustoffe der Panzersperren ist verboten und strafbar.

Personen, die inzwischen Holz und andere Baustoffe von den Panzersperren entwendet haben, müssen diese Materialien bis spätestens 4. April, nachmittags 18 Uhr, im Städt. Lager an der Papiermühle abliefern. Widrigenfalls erfolgt Strafverfolgung wegen Plünderung.

Der Bürgermeister.

SCHWARZMARKT AM FACKELRONDELL

VON FRIEDEL LIAR¹

Als am 20. März 1945 die Amerikaner in Kaiserslautern einmarschierten, atmeten wir erleichtert auf. Endlich in einem Bett mal wieder ruhig schlafen zu können, war unser aller Wunsch.

Am Nachmittag wollte ich mit meiner Lebensmittelkarte einige Sachen einkaufen. Dort angekommen, erzählten mir weinende Frauen, sie hätten miterlebt, wie Plünderer nicht nur den kleinen Läden ausraubten, sondern auch die Einkaufstaschen der Frauen samt Inhalt und Geldbeutel mitnahmen. In den wenigen Bäckereien, die noch vorhanden waren, bot sich mir dasselbe Bild. In der Marktstraße (heute: McDonald's) stand ein großes Kaufhaus. Amerikaner vertrieben dort Plünderer. Ein Warr schuß in die Luft, von einem Amerikaner abgegeben, traf eine dort wohnende Frau, welche an Fenster stand, tödlich (heute: Quelle). Ein junger Bäckerssohn, Kind einer sehr angesehenen und hilfreichen Familie, wurde von Plünderern erschossen.

Zwei Tage später schon bahnte sich am Fackelrondell ein kleiner Schwarzmarkt an. Da die Stac Kaiserslautern über 60 % zerstört war, mußten viele Menschen in Ruinenkellern oder Waschküche leben. Auch die Bunker wurden weiterhin bewohnt. Bäder oder Toiletten gab es nur in der Phantasie. In den wenigen noch vorhandenen Wohnungen wohnten meist zwei bis drei Mietparteien zusammen. Reibereien blieben nicht aus.

Die wenigen alten Ärzte, die noch da waren, hatten mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen. Die Ausstattung ihrer winzigen Räume glich eher kleinen Museen. Es entstanden rasch notdürftig eingerichtete Läden. Die Schaufenster waren aus Holzbrettern hergestellt und mit kleinen Fensterscheiben 40 x 40 cm, versehen. Den Läden teilten sich oft zwei Firmeninhaber, meist alte Menschen. Um ihre Verkaufsraum beheizen zu können, mußten Lehrherren und Lehrling gemeinsam im Wald Holz holen. Viele Menschen wurden krank und starben an Unterernährung. Junge Mädchen und Frauen liefen ohne Strümpfe in Holzpantinen durch die Straßen.

Besonders schwer war es für meine 23jährige Freundin, eine Kriegerwitwe, die ein Kind erwartete. Ich begleitete sie auf all ihren schwierigen Wegen. Wir hatten viele Laufereien, um einen Bezugsschein für einen Windeltopf zu erhalten. Auch eine kleine Badewanne wurde uns genehmigt. In eine Holzbaracke, wo früher Edelstolz war, landeten wir nach langem Suchen das Passende. Ecke Schloß und Ludwigstraße war eine Stelle für Hausrat eingerichtet. Gegenüber in einem Schulgebäude war eine Sonderstelle für werdende Mütter. Dort bekamen wir eine kleine Zuteilung für Brennmaterial. In der Schloßkaserne gab es Marken für zusätzliche Milchprodukte. In der Maxschule erhielten wir einen Bezugsschein für 10 Meter weißen Baumwollstoff (1,20 m breit). Davon nähten wir Hemden, kleine Jackchen, Handtücher und Kissenbezüge.

Christliche Frauenverbände stellten für 50 Pfennig stundenweise alte Nähmaschinen zur Verfügung. Aus gereinigten oder umgefärbten Schaldecken aus der Kammgarnspinnerei entstanden Kostüm- oder Wintermäntel, aus Bett-Tüchern Leinenkleider oder Jacken, aus Übergardinen schöne Dirndl und aus Spitzenvorhängen Spitzenblusen oder auch Kleider. Im Hause Mack am Schillerplatz (frühe Zachares) waren viele fleißige Mädchen bemüht, aus mitgebrachten Stoffen Kleider mit Knöpfen für 30 Reichsmark zu nähen.

In dem oben erwähnten Kaufhaus in der Marktstraße war im ersten Obergeschoß eine Schuhzentrale eingerichtet. Dort konnte man gegen eine Reichsmark Schuhe tauschen. Bei einer Textilfirma gegenüber Beutel und Sohn entstanden aus Unterröcken und Hemden Damenschlüpfer. Neben an einer Strickerei, gab es für 10 Reichsmark und Lumpen einen Strickrock. Sogar der Schuhhandel bemüht sich, der Bevölkerung zu helfen. Von alten Fahnenstücken wurden leichte Sommerschuhe hergestellt. Zur selben Zeit gab es auch Verteilerstellen für Suppen. In der Meisterschule konnte man für 3 Pfennige einen Liter Suppe erhalten. In der Steinstraße, bei der Metzgerei Nußhag und am Haupt

bahnhof bei der Caritas konnte die Bevölkerung Suppe fassen. Ecke Markt- und Riesenstraße war an einer Hauswand eine schwarze Tafel angebracht, auf der jeden Tag Tauschobjekte angeboten wurden. Zum Beispiel: Küchenschrank gegen Kinderwagen; Fahrrad gegen Bettdecke; Gasherd gegen Kochgeschirr usw. Aus Autoreifen entstanden Schuhsohlen, mit alten Stoffresten gab es die schönsten Puppen und Weihnachtsfiguren. Alte Kartons wurden beschnitten und bemalt. Zusammengeleimt gab es kleine Märchenbücher für unsere Kleinen. So war es damals. Möge es nie mehr ein solches Damals geben. Wir waren nicht glücklich, auch nicht zufrieden - nur ein bißchen bescheiden.

¹ Verfaßt von Friedel Liar, Kaiserslautern, 1985. Quelle: Institut für pfälzische Geschichte und Volkskunde Kaiserslautern. Sammlung: Kriegsende.

Anordnung

Alle Personen, welche seit dem 20. März 1945 bewirtschaftete Verbrauchsgüter ohne gültige Bezugsrechte in größerem Umfange in Besitz genommen haben – ob gegen Bezahlung oder nicht –, werden hiermit aufgefordert diese für die Versorgung der Gesamtbevölkerung dringend erforderlichen Warenbestände innerhalb 48 Stunden bei dem nächsten Großverteilertager gegen Quittung zurückzugeben oder die Verwahrung beim Bürgermeisteramt, Zimmer 19, anzumelden.

Bei Erfüllung dieser Anordnung wird Straffreiheit zubilligt.

Bei Nichtbeachtung dieser Aufforderung wird gegen überführte Personen wegen **Plünderung** mit strengsten Strafen vorgegangen.

Kaiserslautern, den 29. März 1945.

Der Bürgermeister.



"FINALE" AN DER FLENSBURGER FÖRDE

VON WALTER LÖCKEL

In der zweiten Märzhälfte, als amerikanische Truppen die Pfalz besetzten, fuhren wir als Kadetten an einem zum Versuchsschiff umgebauten früheren britischen Bananendampfer in der Ostsee. Wir glaubten schon, man hätte uns Offiziersanwärter im Strudel des Untergangs vergessen, als zum 1. April 1945 rückwirkend die Beförderung zum Fähnrich und die Abkommandierung nach Mürwik kam. An der traditionellen Marineschule begann für die nächsten drei Wochen der Portepee-Lehrgang fast wie in Friedenszeiten. Wir übten Kuttersegeln in der Flensburger Förde und hatten Unterricht in Seekriegstaktik und Seekriegsgeschichte. Zur Mittagsmusterung traten wir in der neuen, blauen Offiziersuniform mit Schlips und Kragen und „hohem Hut“ (Schirmmütze) an. Über die Kriegslage wurden wir nur dürftig informiert, im Stil der offiziellen Wehrmachtsberichte. So wußte ich zu Beispiel nicht, daß meine Heimatstadt Bad Dürkheim zwei Tage vor Ankunft der Amerikaner von Bombern stark zerstört wurde und 350 Tote zu beklagen hatte.

Während alliierte Bomber und U-Boote die letzten deutschen Kriegsschiffe auf den Meeresgrund schickten, bildete Mürwik weiterhin Marineoffiziersnachwuchs aus. Offenbar wagte niemand in den übergeordneten Dienststellen, den Schulbetrieb einzustellen und zuzugeben, daß der Krieg verloren war. Das wäre auch in diesen Apriltagen noch lebensgefährlich gewesen. Die kuriose Flensburg-Idylle erfuhr ihren ersten Schock, als massenweise Verwundete von der sich rasch nähernden „Front“ herangekarrt wurden. Jetzt erst wurde die Marineschule von der Kriegswirklichkeit eingeholt. Die Fabrik der Offiziere verwandelte sich in ein Lazarett für verstümmelte Verwundete und sterbend Schwerverwundete.

Wir Fähnriche mußten unsere schicken blauen Uniformen gegen Feldgrau eintauschen. SS-Offiziere versuchten, uns die Handhabung von Panzerfäusten zu erklären. Als wir aus dem Radio erfuhr, daß „unser Führer in seinem Befehlsstand in Berlin, bis zum letzten Atemzug kämpfend, den Helden Tod“ gestorben sei, wußten wir, daß der Endkampf um das „Tausendjährige Reich“ nicht mehr lang dauern konnte. Dennoch wurden wir, fast tausend Fähnriche, mit Gewehren und Sturmgepäck im Marsch gesetzt, um Flensburg „hinhaltend zu verteidigen“. Wir wußten nicht, was uns da noch bevorstand. Unser „Kampfgeist“ war auf dem Nullpunkt angelangt. Keiner wollte riskieren, in den letzten Kriegstagen ein Bein oder Arm oder gar das Leben zu verlieren. In der Stadtmitte, auf der Südermark, plötzlich die Überraschung: Die Spitze unseres langen Zuges grauer Marinekrieger kam uns entgegen. Das Kommando lautete: Zurück nach Mürwik! Zu unserer Erleichterung sprach sich wie ein Lauffeuer die Nachricht herum, Flensburg werde kampfflos übergeben. Schließlich hatte Großadmiral Dönitz, von Hitler zu seinem Nachfolger eingesetzt, Mürwik zum Amtssitz der letzten „Reich

regierung“ gewählt. Viel mehr als die Umgebung von Flensburg war zu diesem Zeitpunkt allerdings nicht mehr vom unzerstörten und unbesetzten Deutschland übrig.

Wir bezogen in der Turnhalle der Torpedoschule Quartier. Als bewaffnete Militärpolizeistreifen mußten wir bis über die Kapitulation hinaus prallgefüllte Proviantlager und öffentliche Einrichtungen bewachen. Denn die Engländer hatten in Flensburg nur wenige strategisch wichtige Punkte besetzt und waren weiter nach Dänemark vorgestoßen, wo SS-Kampfleinheiten noch Widerstand leisteten. Uns Fähnrichen als Streifenführern wurde befohlen, bei „Feindberührung“ dem britischen Kommandanten laut Absprache Meldung zu machen: Name, Dienstgrad und den Auftrag, für Ruhe und Ordnung zu sorgen. Ob die Engländer sich an die Absprache halten und nicht auf uns schießen würden, mußten wir glücklicherweise nicht ausprobieren, denn dieser „Ernstfall“ trat nicht ein.

Die Regierung Dönitz versuchte mit Appellen an die Bevölkerung, in ihrer eng auf den Norden begrenzten Enklave einen halbwegs geordneten Übergang in die Nachkriegszeit zu finden. Der Großadmiral hatte es sich zum Ziel gesetzt, bis zum Inkrafttreten des Waffenstillstandes noch möglichst viele Deutsche aus dem Machtbereich der Sowjetarmee in den Westen zu retten. Die „Reichsregierung“ mit Graf Schwerin-Krosigk als Kanzler und Außenminister agierte zunächst von der Besatzungsmacht unbehelligt. Doch am Morgen des 23. Mai veränderte sich das Bild schlagartig. Wir wurden aus den Unterkünten gejagt, auf den Exerzierplatz getrieben und von britischen Soldaten umstellt, die uns mit Maschinengewehren in Schach hielten. Die Engländer durchsuchten alle Kasernen und deutschen Dienststellen. Zur gleichen Stunde hatten die Sieger das „Staatsoberhaupt“ Dönitz und seine „Minister“ und hohen Offiziere auf den in der Förde liegenden Dampfer „Patria“ beordert. Dort wurden alle verhaftet und mit einem Transportflugzeug nach Luxemburg in die Kriegsgefangenschaft geflogen. Mit restlichen deutschen Truppenteilen wurden wir Anfang Juni in die Internierungszonen zwischen Nord-Ostsee-Kanal und der dänischen Grenze verlegt, von wo wir bis zum Herbst auf Entlassung warteten.



Papierfabrik westlich von Hardenburg: Aufräumarbeiten unter Aufsicht der Amerikaner, 21. März 1945



MIT DEM FAHRRAD VOM NECKAR IN DIE PFALZ

VON HELMUT NAGEL

Ende April 1945 war ich mit einer Gruppe von Kriegsversehrten und kranken und älteren Soldate nach tagelangem Rückzug in dem württembergischen Dorf Ebersbach angelangt. Meine Kamerade waren der Ansicht: „Wir gehen in Gefangenschaft; mit uns können sie ja doch nichts anfangen“. Ic dagegen versuchte mich bis nach Kaiserslautern durchzuschlagen und besorgte mir Zivilkleider. Vor Nachbarort Althausen hörte man bereits das Schießen und sah Häuser brennen. Am nächsten Mo gen kündigte Geschützfeuer das Kommen der Franzosen an. Während ich rasch den geschenkte Anzug anzog, rasselte bereits eine Vorausabteilung von Panzern durch die Dorfstraße.

Ohne Angst ging ich aus dem Haus und sah zu. Etlliche meiner Kameraden standen an der Straße un hielten die Hände hoch. Zusammen mit einem Kameraden, dem ich Zivilkleidung besorgt hattl standen wir nun vor der Entscheidung, hier zu bleiben und bei einem Bauern zu arbeiten bis de Krieg beendet war, oder uns sofort durchzuschlagen. Die Entscheidung wurde uns abgenommen denn es erging am gleichen Tag die Anordnung, daß jeder Bewohner sich bei der französische Kommandatur zu melden hätte.

Die Dorfbewohner zeigten uns einen Schleichweg an der Meldestelle vorbei. Mein Kamerad Christ an Korte, der ein Rad besaß, nahm unser Gepäck und fuhr, während ich lief. Im nächsten Ort erstar den wir ein zweites Fahrrad, um schneller vorwärts zu kommen. Da wir beschlossen hatten, uns a russische Fremdarbeiter auszugeben, hefteten wir ein rotes Band an die Jacken, einen roten Wimpf ans Rad und fuhren in Richtung Stuttgart. Bei jeder Begegnung mit den Franzosen erfolgte auf di gleiche Frage: „Russki?“ immer die gleiche Antwort: „Da, Da“ (Ja).

In Metzgen trafen wir zwei Mädchen aus Kaiserslautern, die mit ihren Eltern dorthin evakuie waren. Anschließend ging es am Neckar entlang. Da die Brücken gesprengt waren, mußten wir übr große Zementbrocken, die im Wasser lagen, den Fluß überqueren. Mittlerweile befanden wir uns i der amerikanisch besetzten Zone und versuchten nach Plochingen am Neckar zu gelangen.

Zwischen uns und Plochingen gab es aber ein neues Hindernis. An einer nicht gesprengten Necka brücke hatten die Amerikaner eine Kontrollstelle eingerichtet, die ohne Papiere unüberwindlich schier. Wir gaben uns erneut als russische Kriegsgefangene aus und versuchten, ohne Pässe den Fluß z überqueren. Amerikanische Soldaten verweigerten den Übertritt. Nur mit Hilfe eines amerikanischen Offiziers, der unsere Geschichte glaubte, gelang es, über die Brücke nach Plochingen zu gelangr. Hier trennten sich unsere Wege, und ich fuhr alleine weiter in Richtung Eßlingen.

Vor der Stadt wurde ich von deutschen Hilfspolizisten angehalten. Wieder wurde nach dem Pa

gefragt. Dasselbe Spiel wie an der Brücke. Hier versuchte ich es mit gebrochenem Deutsch. Ich erklärte mit Händen und Füßen, daß ich nach Stuttgart wolle, wo sich Frau und Kind befänden. Gegen Familienzusammenführung hatte der Kontrolleur nichts, und ich durfte nach Eßlingen.

Mit Hilfe von Bekannten konnte ich Eßlingen ungehindert verlassen und fuhr weiter in Richtung Marbach am Neckar. Auf der Landstraße kamen mir nordafrikanische Soldaten auf Lastwagen entgegen. Häufig zielten sie mit Gewehren auf mich - scheinbar übermütig - aber für mich war es kein gutes Gefühl. Ich radelte weiter am Neckar entlang, wieder waren Brücken zerstört, und es gelang zweimal mit großen Booten über den Fluß zu fahren. Bald war Marbach am Neckar erreicht, und über Bietigheim ging es weiter.

In Richtung Speyer fahrend, mußte ich nochmals in einem rechtsrheinischen Dorf übernachten. Ein Bauer erzählte mir, daß bei der Dorfeinnahme vor wenigen Tagen Nordafrikaner Frauen vergewaltigt hätten. Am nächsten Morgen nach dem Frühstück machte ich mich schnell auf den Heimweg und kam gegen Abend, es war der 30. April, an den Rhein bei Speyer. An der Brücke wurde scharf kontrolliert. Ich hatte daher keine Lust, hier zu passieren. Nordwärts fuhr ich weiter und hatte das nötige Glück. Vom Rheinufer nördlich der Stadt stieß gerade ein Boot mit zwei Jungen, die nicht älter als 18 Jahre waren, ab. Ich bat sie, mich mitzunehmen. Ich sprach wieder mein Russisch-Deutsch. Sie kamen zurück, und ich lud das Rad ein. Die jungen Leute erklärten mir, daß es verboten sei, Deutsche über den Rhein zu bringen. Da sie annahmen, ich sei Russe, konnte ich mitfahren. Am pfälzischen Ufer angekommen, dankte ich ihnen und radelte durch die Rheinniederungen weiter.

Am 1. Mai erreichte ich Ottersheim und bekam bei einer lieben älteren Frau für die Nacht eine Bleibe. Sie wartete auch noch auf ihren Sohn, der ebenfalls Soldat war, und von dem sie schon lange nichts mehr gehört hatte. Dankend verabschiedete ich mich am nächsten Morgen und fuhr in Richtung Neustadt weiter. Je näher ich nach Hause kam, desto mehr Angst hatte ich, im letzten Moment noch in Gefangenschaft zu geraten. Es dauerte auch nicht lange, da fuhr ich an einem Gefangenenlager vorbei. Ich glaube, es war Haßloch. Den stehenden und liegenden deutschen Soldaten galt mein Mitgefühl. Schnell hier fort! Fester trat ich in die Pedale, obwohl ich fühlte, daß mein linker verwundeter Oberschenkel das nicht mehr lange mitmachen würde. Ich durchfuhr ohne Zwischenfall Neustadt und hörte dort, daß auf der Straße nach Kaiserslautern überall scharfe Kontrollen wären.

Zuerst mußte ich durch Lambrecht fahren und ich erfuhr, daß am Ortseingang eine Paßkontrolle wäre. Da ein Ausweichen hier nicht möglich war, erklärte ich dem Wachhabenden auch hier auf Russisch, daß ich ein Fremdarbeiter wäre, der in Lambrecht lebe. Der Amerikaner verstand mich nicht und holte aus diesem Grunde einen Polen als Dolmetscher. Dieser verstand mich, und ich durfte weiterfahren. Es war mir klar, daß ich auf dieser Straße nicht bleiben konnte. Ich bog daher in das Elmsteiner Tal ab und fuhr ab Frankeneck auf Waldwegen durch den Pfälzer Wald. Der Sonne nach, westwärts, ging es weiter. Ich hoffte, bald in Kaiserslautern zu sein. Plötzlich fuhr ich aus dem Wald auf eine Straße. Auf der anderen Seite war ein Zaun. Es konnte nur der Stüterhof sein, und daher entschied ich mich, nach rechts zu fahren, kam am Hungerbrunnen, der Lauterspring und Entersweiler Mühle vorbei und rollte in Kaiserslautern ein. In der Fröbelstraße angekommen, begrüßte mich meine Tante und bald auch meine Eltern, die gerade mit einem Zschockewägelchen voller Holz aus dem Wald gekommen waren.

Dann endlich, am 8. Mai, wurde dieser unsinnige Krieg, der Millionen Menschen das Leben gekostet hatte, beendet. Aufatmen überall, kein Fliegeralarm mehr, ruhig schlafen können. Ich hatte es geschafft, war nach zweimaliger Verwundung mit viel Glück nach Hause gekommen. Überall die bange Frage: Was kommt jetzt, wie wird es weitergehen? Aber man war sich einig: die Hauptsache, es ist Frieden.

Bekanntmachung

Das
eigenmächtige Holzholen
in den Waldungen ist verboten.

Zu widerhandlungen werden als Forstfrevel
streng bestraft.

Das Heimholen des gewöhnlichen

Abfall-, Lese- oder Stockholzes

ist wie früher gestattet.

Kaiserslautern, den 20. April 1945

Der Oberbürgermeister

KRIEGSSCHAUPLATZ LOHNSFELD

VON LUDWIG PEISCH¹

Durch Presse und Rundfunk war zu erfahren, daß sich die Westfront unserer Heimat immer mehr näherte.

Am Samstag, dem 17. 3. 1945 in der Frühe, kamen deutsche Soldaten, ungefähr in Kompaniestärke, nach Lohnsfeld und brachten sofort drei 8,8 cm Geschütze am Ortsausgang von Lohnsfeld in Richtung Langmeil in Stellung. Diese Kompanie hatte den Auftrag, den Straßenknotenpunkt Lohnsfeld in Richtung Winnweiler und Langmeil zu verteidigen. Amerikanische Panzereinheiten stießen bei Bad Kreuznach durch und kamen so über Rockenhausen und Winnweiler am Montag, dem 19. März 1945, um 17⁰⁰ Uhr nach Lohnsfeld. Die amerikanische Panzerspitze wurde von Tieffliegern begleitet. An diesen Tagen herrschte in der Pfalz ideales Frühlingswetter. Als sich die ersten amerikanischen Panzer mit aufgesessener Infanterie von Winnweiler aus Lohnsfeld näherten, kam es sofort zu Kampfhandlungen. Die 8,8-Geschütze eröffneten das Feuer. Im Ort selbst wurden die ersten durchgekommenen Panzer von Panzerfaustschützen erledigt. Insgesamt wurden circa 15 - 18 Panzer abgeschossen und die Besatzungen in das ehemalige Gefangenenlager in Lohnsfeld eingesperrt. Als die Panzer in den Ort einfuhren, haben sie mit aufgebauten Maschinengewehren (MGs) wild um sich geschossen, jedoch nur kleinere Schäden an Häusern angerichtet.

Die Bewohner von Lohnsfeld suchten Schutz in ihren Kellern. Auch in der Nacht kam es noch zu kleineren Gefechten zwischen deutschen und amerikanischen Spähtrupps. Verwundete Soldaten wurden in der Gastwirtschaft Pfeiffer von einem deutschen Stabsarzt notdürftig versorgt, den dienstags die Amerikaner gefangennahmen und ihm in meinem Beisein das ganze Geld abnahmen. Aus Zeitnot konnten die drei Geschütze nicht mehr fahrbereit gemacht werden. Sie wurden durch Sprengung unbrauchbar gemacht. Die deutschen Soldaten verließen noch in der Nacht das Kampfgebiet in Richtung Grünstadt. Die amerikanischen Kampfpanzer kamen mit aufgesessener Infanterie und hatten, wie ich selbst als Vierzehnjähriger vom Heuberg aus sehen konnte, erhebliche Verluste. Etwa 15 deutsche Soldaten sind gefallen und wurden auf dem Friedhof in Lohnsfeld beerdigt. Ungefähr zwei Jahre später erfolgte eine Umbettung zum Heldenfriedhof in Dahn.

Außerdem brannten zwei Scheunen ab, verursacht durch abgeschossene Panzerfaustköpfe. Amerikanische Panzereinheiten sind dann am Dienstag, dem 20. 3. 1945, bei Tagesanbruch ohne weitere Kampfhandlungen in Lohnsfeld eingefahren.

Der Krieg war für Lohnsfeld vorbei.

¹ Verfaßt von Ludwig Peisch, Lohnsfeld, 1983. Quelle: Institut für pfälzische Geschichte und Volkskunde Kaiserslautern. Sammlung Kriegsende.



UNVERGESSENE EINDRÜCKE AUS KINDHEITSTAGEN

VON KLAUS PRESSER

Nur wenige Ereignisse in meinem Leben haben einen derartig nachhaltigen Eindruck hinterlassen wie die Besetzung meiner Heimatstadt Kaiserslautern und die Monate danach. Obwohl ich damals erst acht Jahre alt war, erinnere ich mich gut an die Februartage des Jahres 1945. Nachbarn begannen, in ihren Gärten heimlich Hitlerbilder, Büsten, Hakenkreuzfahnen und was sonst noch an den Nationalsozialismus erinnerte, zu vergraben. Auch die Goldfasanen, wie sie im Volksmund genannt wurden die alten SA-Männer in ihren braunen Uniformen, mit der Hakenkreuzbinde am Arm, wurden immer weniger. Dagegen häuften sich US-Flugblätter mit dem Inhalt, den Kampf einzustellen und sich gegen den Nationalsozialismus aufzubäumen. Wir Kinder fanden die von Alliierten abgeworfenen Papierstücke in unserer Stadt, im Wald oder auf den Feldern.

Kaiserslautern wurde zur Festungsstadt erklärt und sollte bis zum letzten Mann verteidigt werden. Daher wurden in der Friedenstraße in diesen Märztagen im Abstand von hundert Metern auf der Bürgersteigen Ein- und Zweimännlöcher angelegt. Wenige Meter entfernt, errichteten Soldaten und Zivilisten mit Hilfe dicker Rundhölzer an der Eisenbahnunterführung Panzersperren. Überall in der Stadt und an den Ausfallstraßen arbeiteten Menschen an Befestigungsanlagen. Mitte März wurden diese Ein- und Zweimännlöcher mit Panzerfäusten und Munition von der Wehrmacht versehen. Der Volkssturm, meist alte Männer, bewachte seit Wochen diese Panzersperren und unsere Brücken. Sie und die Bevölkerung wußten, daß der Feind nur noch wenige Kilometer entfernt im Saargebiet stand. Kaiserslautern wurde von Januar bis März 1945 immer wieder von feindlichen Bombern oder Jagdflugzeugen heimgesucht, und so verlor noch mancher Bürger sein Leben oder sein Hab und Gut. Der Bunker wurde zum Alptraum. Von feindlichen Bomben getroffen, erhellten in der Nacht zum 18. März 1945 brennende Militärzüge am Nordbahnhof den Himmel, und pausenlos war das Explodieren von Munition, die diese Waggons geladen hatten, zu hören.

Am 18. und 19. März hört man von unserem Haus, das nur wenige hundert Meter von der Autobahn entfernt liegt, die Geräusche der zurückmarschierenden und -fahrenden Wehrmachtsverbände. Und den Feind aufzuhalten, wurden in dieser Nacht zum 20. März von den Nachhut Eisenbahn- und Autobahnbrücken gesprengt. Im Gegensatz dazu wurde das ebenfalls zur Sprengung vorbereitete Verpflegungslager der deutschen Wehrmacht auf der „Eselstürh“ nicht zerstört und in der Nacht zum 20. März 1945 zur Plünderung an die Bevölkerung von Kaiserslautern freigegeben.

Wie ein Lauffeuer hatte sich dies herumgesprochen. In aller Frühe eilten Mutter und ich mit einem Leiterwagen dahin und füllten das Wägelchen mit Fett, Zucker, Käse, Dosenwurst und etlichen Kisten mit Schokolade. Wie in einem Schlaraffenland fühlten wir uns in diesen Verpflegungshallen, wo

wir doch schon seit Monaten am Hungertuch nagten. Es war ein Kommen und Gehen, und jeder versorgte sich aus diesem Lager.

Meine Mutter eilte an diesem Morgen (20.3.1945) mit unserem Kinderwagen noch einmal an diese „Futterkrippe“, während ich den Leiterwagen auspackte und diese Raritäten in unserem Schlafzimmer aufstapelte. Voller Angst eilte ich gegen Mittag meiner Mutter entgegen. Als ich in die Mainzerstraße einbog, sah ich die ersten Amerikaner mit ihren Panzern und anderen militärischen Geräten auf der Autobahn. Ich ergriff die Flucht und rannte nach Hause. Wenig später sah ich zu meiner großen Freude die Mutter im Eilschritt, den Kinderwagen bis obenhin mit Lebensmittel aller Art vollgepackt, die Mainzerstraße heruntereilen. Sie nahm mich an der Hand und erzählte aufgeregt, daß die Panzer vor der Holtzendorff-Kaserne stünden, und im Chaussee Graben läge eine erschossene Nachrichtenheiferin.

Die Nachbarn erzählten, im Verpflegungslager, das am späten Nachmittag des 20. März 1945 von den Amerikanern eingenommen worden war, sei eine Siedlerfrau mit dem Namen Hartmann aus der Memelstraße erschossen worden, da sie ein Fäßchen Butter mitgenommen habe. Schon am gleichen Morgen habe in aller Frühe beim Plündern ein Mann namens Günther aus der Friedenstraße sein Leben verloren, als der Mob diesen überrannte.

Ich erinnere mich an Hausdurchsuchungen und Sperrzeiten sowie an beschlagnahmte und besetzte Häuser. In der Pirmasenser Straße am Tierhäuschen wurde ein Gefängnis eingerichtet, und ein amerikanischer Schnellrichter wirkte im Rathaus in der Steinstraße. Vergewaltigungen kamen in den ersten Tagen vor, und gefangene deutsche Soldaten wurden im Laufschrift in ein eilig eingezäuntes Gefangenenlager in der Siedlung Grübentälchen gebracht, wo sie Wochen unter freiem Himmel lebten, bis sie auf großen Trucks, wie eine Viehherde zusammengepefcht, in das berühmt-berüchtigte Gefangenenlager, das die Amerikaner in Cherbourg-Frankreich unterhielten, gebracht wurden.

Die gefangenen Russen, Polen oder Franzosen, von den Amerikanern aus ihren Elendsunterkünften befreit, wurden in der Daennerkaserne untergebracht und von den Amerikanern verpflegt. Rudelweise zogen die ehemaligen Gefangenen oder Zwangsarbeiter durch unsere Straße und suchten nach ihren Peinigern. Aber auch der deutsche Pöbel war am Werk. Ich erinnere mich, wie sie in diesen Tagen das Mobiliar und die Kleider aus den verschlossenen Unteroffiziers- oder Offizierswohnungen am Zimmermannskreuz oder in der Hermann-Göring-Straße plünderten. Einige Wegelagerer nannten sich plötzlich Kommunisten und nisteten sich in leerstehende Siedlungshäuser in der Memelstraße ein und betrachteten diese Häuser samt Mobiliar als ihr Eigentum. Die Bewohner dieser Häuser, meist Frauen mit ihren Kindern, waren wegen der permanenten Fliegerangriffe aufs Land geflüchtet.

Bereits in den ersten Wochen nach dem Einmarsch der Amerikaner sah man bei lautstarker Musik die Soldaten in unseren Kasernen auf den Fensterbänken sitzen, andere spielten auf offenen Lastwagen Skat. Auch deutsche „Fräuleins“ entdeckte man am Waldesrand mit den Übersee-Soldaten „händchenhaltend“. Während wir hungerten, übergossen die Amerikaner vor den Kasernen große Fleischstücke, ganze Brote, gefüllte Dosen und Essensreste mit Benzin und verbrannten sie vor den Augen der Bevölkerung.

Zu Fuß mit dem Rucksack auf dem Rücken, mit dem Fahrrad oder mit Handwagen wurden die umliegenden Bauernhöfe um Kaiserslautern von der hungernden Bevölkerung abgeklappert. Manches wertvolle Stück, aber auch das letzte Bett-Tuch, wurde gegen etwas Eßbares bei den Bauern eingetauscht, und wenn es nur ein paar Kartoffeln waren. Damals gingen die Hunde- und Katzenfänger in unserer Kante um, und unser Hund Tylli, der den Krieg überstanden hatte, war eines morgens im Jahr 1945 aus unserem Anwesen verschwunden und wurde möglicherweise von diesen Hundefängern als Gebratenes angeboten oder aufgetischt.



WEISSES LEINTUCH WAR DIE RETTUNG

VON ELISABETH PRESSMANN

Am 20. März 1945 rückten Verbände der amerikanischen Armee über Weilerbach in Richtung Kaiserslautern vor. Ihr Angriff auf die stark zerstörte Stadt wurde durch anhaltendes Maschinengewehr- und Geschützfeuer unterstützt. Die deutschen Soldaten leisteten der waffenüberlegenen Übermacht der Amerikaner nur noch geringen Widerstand.

Die beiden Spitzbunker auf dem Gelände des Reichsbahnausbesserungswerkes (RAW) an der Parise Straße waren mit schutzsuchenden Betriebsangehörigen und Leuten aus der unmittelbaren Nachbarschaft überfüllt. Den in den Baracken untergebrachten sogenannten Fremdarbeitern war der Zugang zu den Bunkern verwehrt.

In dieser verzweifelten Situation hißte der Kantinenwirt des Betriebes aus dem Sehschlitz der Bunker spitze behetzt eine weiße Fahne, worauf die Amerikaner das Feuer einstellten und die beiden Bunker widerstandslos übernahmen. Stiller Held des Tages war der Kantinenwirt, der sein Leben auf das Spiel gesetzt hatte, um ein Blutvergießen unter deutschen und ausländischen Zivilisten zu verhindern.

Als 13jährige Schülerin erlebte ich den Einmarsch der Amerikaner in Kaiserslautern wie folgt: Der Krieg war noch nicht zu Ende. Luftangriffe der Alliierten hatten Kaiserslautern in Schutt und Asche gelegt und viele Menschen das Leben gekostet. Die Schulen waren geschlossen, und das öffentliche Leben weitgehend zusammengebrochen. Andauernd heulten die Sirenen, und wir mußten in die Schutzbunker flüchten. Mit meinen Eltern und Geschwistern wohnte ich in einem Siedlungshaus in der Spicherer Straße. Mein Vater war der damalige Kantinenwirt im Reichsbahnausbesserungswerk. Da im Betrieb trotz ständiger Gefahr von Luftangriffen gearbeitet werden mußte, hatte er täglich mit dem Küchenpersonal für eine größere Anzahl Betriebsangehöriger zu kochen. Die sogenannten Fremdarbeiter, die im Betrieb beschäftigt waren und in Baracken unter deutscher Aufsicht wohnten, hatten ihre eigene Küche. Ihre Verpflegungssätze waren niedrig, die Entlohnung schlecht, die Sozialbetreuung mangelhaft und die Prügelstrafe an der Tagesordnung.

Ein paar Tage vor dem Einmarsch amerikanischer Streitkräfte in die Stadt besorgte sich mein Vater eine lange Stange und ließ sich von meiner Mutter ein weißes Leintuch geben. Diese Gegenstände versteckte er im Bunker. Beim Vormarsch amerikanischer Truppenverbände auf die Stadt hatte sich meine Mutter mit uns Kindern schon tagelang im Bunker aufgehalten. Unsere Nachtlager hatten wir auf Bänken aufgeschlagen. Die Luft im Bunker war oft zum „Schneiden“. Im Bunker unter der Erde hatte sich die Betriebsleitung wohnlich niedergelassen.

Es muß am 20. März 1945 gewesen sein, als ich im Bunker aus Richtung Westen das Donnern vor

Geschützen wahrnahm. Dieser Geschützlärm wurde immer lauter. Es kam mein Vater und flüsterte meiner Mutter zu, daß sich die Amerikaner schon in Weilerbach befinden würden. Dies sagte meine Mutter einer Nachbarin weiter, was ein vom Endsieg besessener Mann hörte und meine Mutter mit den Worten anschrte: „Was haben Sie da eben gesagt?“ Aus Angst wurde meine Mutter aschfahl und zog es vor, dem Mann nicht zu antworten. Daß dies für sie keine nachteiligen Folgen hatte, war nur darauf zurückzuführen, daß sich ab dann die Ereignisse überstürzten. Der Geschützdonner kam immer näher, und ich glaubte, Granateneinschläge in der Nachbarschaft gehört zu haben. Ich hatte große Angst. Würden uns die amerikanischen Soldaten ein Leid antun, so wie es in der deutschen Kriegspropaganda immer berichtet wurde? Dies alles ging mir durch den Kopf.

Mein Vater lief plötzlich an mir vorbei in Richtung Bunkerspitze. In seinen Händen trug er die Stange, an welcher er das Leintuch befestigt hatte. Ohne Wissen der Betriebsleitung hißte er die weiße Fahne aus einem Sehschlitze der Bunkerspitze. Es war genau die richtige Zeit. Zu früh ausgeführt, hätte es ihn das Leben kosten können. Mit dem Zeigen der weißen Flagge wurde das Feuer eingestellt. Nur noch vereinzelt Gewehrscüsse konnte ich vernehmen. Einige beherzte Männer, darunter mein Vater an erster Stelle, öffneten die Bunkertür, der sich amerikanische Soldaten mit vorgehaltener Waffe näherten. Durch Soldaten mit Gewehren im Anschlag gedeckt, fragte ein US-Offizier meinen Vater in deutscher Sprache, ob sich deutsche Soldaten mit Waffen im Bunker befänden. Nachdem mein Vater dies verneint und erklärt hatte, daß im Bunker nur Zivilisten wären, entspannte sich die gefährliche Situation zusehends. Es dauerte noch eine Weile, bis wir den Bunker verlassen durften.

Gleich beim Bunkerausgang lag ein Toter, den ich als Chef des sogenannten Fremdarbeiterlagers erkannte. Unter vorgehaltener Hand wurde dieser vorher schon als „Russenschinder“ bezeichnet. Wie ich dann hörte, wollte er sich durch Aufschneiden der Pulsadern das Leben nehmen. Von einem US-Offizier soll er den Gnadenschuß erhalten haben. Unser Siedlungshaus hat durch Kriegseinwirkung keinen Schaden genommen. So hatten wir wenigstens ein Dach über dem Kopf behalten. Nachdem wir uns zu Hause gewaschen und die Kleider gewechselt hatten, begaben wir uns in die Kantine, wo mein Vater veranlaßte, daß für Betriebsangehörige gekocht wurde. Meine Geschwister und ich erhielten auch ein Essen. Nach längerer Zeit erstmals wieder eine warme Mahlzeit! Wir saßen beim Essen an einem langen Kaintinentisch zusammen, als sich die Kaintinentür öffnete und mehrere amerikanische Soldaten eintraten. Sie waren von hünenhafter Gestalt und flößten mir allein durch ihren Anblick mächtige Angst ein. Diese Angst stand auch meiner 18jährigen Schwester im Gesicht, als der Offizier der Gruppe an den Tisch trat und wörtlich sagte: „Sie brauchen keine Angst zu haben, sie werden nicht erschossen.“ Uns gegenüber benahmen sich die US-Soldaten korrekt. Der Offizier fragte dann meinen Vater, wo sich der Verantwortliche des Betriebes befinden würde. Er ging mit den Soldaten in den Bunker, wo sich der Werksdirektor noch aufhielt. Nun waren auch die im Lager lebenden, meist zwangsdeportierten Ausländer, vielfach Russen, frei. Sie hatten das Martyrium endlich überstanden. Es kam kein Leichenwagen mehr, der die an Hunger und Entkräftung verstorbenen Menschen aus dem Lager abholte.

Das Kaintinenpersonal war keinerlei Repressalien durch diesen Personenkreis ausgesetzt. Verbotenerweise hatte mein Vater den armen Leuten Essen gegeben, wenn sie bei ihm als Küchenhelfer eingesetzt waren. Meine Mutter hatte den Russen Brot und Kartoffeln gegeben und war deshalb von staatlicher Stelle verwarnt worden. Nach Kriegsende kamen einige der ehemaligen sogenannten Fremdarbeiter zu meinen Eltern nach Hause zu Besuch und bedankten sich für Essen und gute Behandlung. Sie waren neu eingekleidet und von meinen Eltern fast nicht mehr erkannt worden.

Mein Vater, der auch während der Zeit des Dritten Reiches in seinem Herzen Sozialdemokrat blieb, freute sich auf das Kriegsende und fühlte sich, wie ich heute noch glaube, von den Amerikanern befreit. Nun hungerten wir bis zur Währungsreform 1948. Dann ging die schreckliche Nachkriegszeit nach und nach zu Ende.



WEISSE FAHNE AUF DEM KIRCHTURM

VON JAKOB RETTIG

Den Einmarsch der alliierten Streitkräfte habe ich in der Nacht zum 20. März 1945 in meiner Heimatgemeinde Sembach erlebt. Zu dieser Zeit war ich 17 Jahre alt. Meine Lehrzeit als Verwaltungslehrling bei der Bürgermeisterei Sembach lief am 31. 3. 1945 ab. Von September bis Dezember 1944 war ich als Hitlerjunge zum Panzergrabenbau an die Westfront notdienstverpflichtet. Nach dem Weihnachtsurlaub kehrte ich nicht mehr an diesen Einsatzort zurück und wohnte illegal bei meinen Eltern in Sembach. Ein Bruder ist als Geschützfürher an der Ostfront, der andere Bruder als Panzerjäger in März 1944 in Rußland gefallen. Als dritter und letzter Sohn unserer Familie wurde ich bei der Musterung im Herbst 1944 von einer militärischen Anwerbekommission nach einem feurigen Appell durch einen General genötigt, mich freiwillig zur Einheit der Waffen-SS zu melden. Weil ich dies ablehnte mußte ich mir den Vorwurf „Feigling, Taugenichts und Verräter“ gefallen lassen. In diesem Umfeld habe ich das Ende des „Großdeutschen Reiches“ und des „totalen Krieges“ erfahren.

Mitte März 1945 wurde die Kreisstadt Homburg, heute im Saarland, stark bombardiert. Von unseren dort wohnhaften Verwandten konnten wir wegen der Zerstörung der Telefonanlage kein Lebenszeichen erhalten. Mein Vater erteilte mir deshalb den Auftrag, mit dem Fahrrad in die zerstörte Stadt zu fahren und zu erkunden, ob die Angehörigen noch am Leben seien. Meine Mutter schnürte noch ein Päckchen mit Nahrungsmitteln, und so machte ich mich am Mittwoch, dem 16. März 1945, morgen auf den 50 km weiten Weg ins Ungewisse. Nach 10 km Fahrt war ich vor Kaiserslautern. Die Sirene heulten „Voll-Alarm“. Ich saß im Bereich der Holtzendorff-Kaserne im Straßengraben hinter Bäume in Deckung und wartete auf die Entwarnung. Sie ließ aber lange auf sich warten. Ich setzte meine Fahrt durch die Stadt trotz des Alarms fort. Als ich im Bereich des Eisenbahnausbesserungswerkes fuhr, waren die Angriffe durch die alliierten Jagdflugzeuge so stark, daß die Weiterfahrt nicht mehr zu verantworten war. Die feindlichen Flugzeuge schossen auf alles, was sich bewegte. Ein paar Leute sprangen deckungssuchend um eine Litfaßsäule am Straßenrand. Ein Mann rief mir zu: „Bist du verrückt, das ist doch lebensgefährlich, komm hierher zu uns in Deckung.“ Ich stellte mein Fahrrad ab und sprang mit diesen Leuten, je nach Anflug der feindlichen Maschinen, um die schützend Säule. Ich dachte, wenn du dich überall so lange aufhalten willst, kommst du nie nach Homburg. Nach einer Weile ließ die Flugtätigkeit nach, und ich konnte meine Fahrt in der Deckung der Straßerbäume auf der Kaiserstraße fortsetzen.

Als ich in Homburg mittags ankam, sah ich eine total zerstörte Stadt. Mein Fahrrad mußte ich zeitweise auf dem Rücken um die Bombentrichter in der Hauptstraße tragen. Unsere Verwandten, we

che am Fuß des schützenden Schloßberges neben der Karlsberg-Brauerei wohnten, hatten den Angriff in einem Luftschutzbunker lebend überstanden. Nur das Dach des Hauses war stark beschädigt. Wir waren froh, uns lebend wiederzusehen.

Gegen Abend trat ich die Rückreise an. Ich wählte dafür die Nachtzeit, weil man in der Dunkelheit vor den feindlichen Fliegern doch sicherer fahren konnte. Die Sicht war schlecht, weil die Fahrradlampe eine Verdunkelungskappe haben mußte, welche das Licht nur spärlich durch einen Schlitz fallen ließ. Wenn ich Motorengeräusche von Flugzeugen hörte, schaltete ich die Lampe ganz aus und fuhr im Dunkeln weiter. Es konnten doch nur feindliche Flugzeuge sein, die auf jede Lichtquelle Bomben warfen oder schossen. So kam ich nachts wieder gut zu Hause an. Meine Eltern waren sehr um mich besorgt gewesen und froh, daß mir nichts passiert war. Ich berichtete über das Ergebnis meiner Fahrt, insbesondere aber, daß die Verwandten in Homburg den schweren Fliegerangriff gut überstanden hatten.

Bei meiner Rückkehr war das Dorf Sembach voll mit Soldaten, welche am Tag meiner Abwesenheit von der Front zurückgeströmt waren. Es handelte sich um einen Generalstab. Der General hatte seine Schreibstube im früheren Schulhaus. Der Schulhof wimmelte von deutschen Soldaten und war voll von Kriegsgerät. In meinem Elternhaus waren Kämpfer einquartiert. Ein Meldefahrer mit Motorrad erzählte mir, daß auf der Landesstraße 382 zwischen Otterberg und Baalborn die Hölle los sei. Die Otterberger Steige läge dauernd unter feindlichem Beschuß, es gäbe fast kein Durchkommen mehr. Die alliierten Jagdbomber seien ununterbrochen im Einsatz. Die deutsche Wehrmacht habe große Verluste und sei weitgehend aufgegeben. Die Front könne nicht mehr weit entfernt sein. Weiter erfuhr ich, daß am abgelaufenen Tag, dem 16. März, im benachbarten Mehlingen Bomben gefallen seien, und daß es Tote gegeben habe. Später erfuhr ich auch die vermutete Ursache dieses Bombenabwurfes: In den beiden Schulhäusern der Ortsteile Mehlingen und Neukirchen habe Feldgendarmarie die zurückflutenden deutschen Truppen aufgefangen und wieder an die Front beordert. Die feindlichen Flieger müssen dies beobachtet und den Bombenabwurf auf die militärischen Ziele veranlaßt haben. Das Schulhaus Mehlingen wurde voll getroffen und total zerstört. Beim Schulhaus Neukirchen wurde das Nachbargebäude getroffen.

Am Montag, dem 19. März 1945, begab ich mich mit meinem Vater bei sommerlichem Wetter zu dem am Ostrand von Sembach gelegenen Moosberg, um einen Bunker für unsere Familie zu bauen. Wir waren dabei, einen Stollen in den Berg zu graben. Nachdem wir den Berg zirka zwei Meter tief ausgehöhlt hatten, kam Herr Fritz Hack aus Sembach gegen Abend quer über die Felder gerannt und rief uns zu: „Hört auf, eben kommen die Amerikaner!“ Herr Hack war auf dem Weg zur Flugüberwachungsstation auf dem Berg, den wir gerade angegraben hatten. Bei diesem Flugnachrichtendienst verrichtete sein Bruder Jakob Hack als Soldat gerade Dienst. Fast gleichzeitig sahen wir auch schon die amerikanische Panzerspitze etwa 2 km nördlich von uns von West nach Ost über den Heuberg rollen. Wir packten schleunigst unsere Geräte ein und begaben uns in die elterliche Wohnung. Das Dorf war voll von deutschen Soldaten, welche im Schutz der inzwischen eingetretenen Dunkelheit fluchtartig den Ort in östlicher Richtung verließen. Eine Kolonne deutscher Soldaten, motorisiert und pferdebespannt, rollte über die Ortsstraße in Richtung Neuheimsbach. Einem von einem Wagen überrollten Soldaten wurde ein Arm abgefahren. Um ihn konnte sich niemand mehr kümmern. Er starb und wurde in die öffentliche Kraftwagenhalle gebracht. Gegen Morgen ließ die Absetzbewegung nach. Das deutsche Militär hatte das Dorf geräumt.

Auf dem Stiefelsberg südlich von Sembach befanden sich 11 Bunker des ehemaligen Westwalls, in welche die Bevölkerung des Ortes überwiegend geflüchtet war. Ich wußte, daß auch meine Eltern und meine Schwester in einem dieser Bunker waren, und ging gegen Morgen zu ihnen. Von diesem Bunker hatte man einen weiten Blick über das Dorf und konnte den Einmarsch der alliierten Truppen gut beobachten. Bei Tagesgrauen flatterte am Kirchturm der protestantischen Kirche, weit sichtbar, eine weiße Fahne. Frau Danner aus Sembach ging beherzt am Dienstag, dem 20. März 1945, den in das Dorf einrückenden amerikanischen Soldaten mit einer an einem Stock befestigten weißen Flagge entgegen und teilte ihnen mit, daß es sich um ein friedliches Dorf handle und keine deutschen Soldaten mehr vorhanden seien. Frau Danner war früher Erzieherin in England und beherrschte die

englische Sprache perfekt. Die amerikanische Panzerspitze rollte nach Osten, ohne daß auch nur ein Schuß fiel. Es war der gleiche Weg, den auch die deutschen Truppen beim Rückzug benutzten. Über der Truppenspitze der Befreier flog ein leichtes amerikanisches Aufklärungsflugzeug, auf welches aus Richtung Niedermehlingerhof mit Leuchtspurmunition geschossen wurde. Rote Kugeln, wie Feuerbälle, flogen nahe am Flugzeug vorbei, trafen es aber nicht. Die Panzerkolonne hielt im Bereich der alten Eiche an und drehte nach kurzer Zeit in südliche Richtung ab, aus welcher die Geschosse kamen. Später erfuhr ich, daß die Geschosse von einer deutschen Vierlings-Flak kamen, die beim Niedermehlingerhof in Stellung gegangen war. Alle Soldaten dieser Flak-Stellung seien gefallen.

Auf der Landesstraße 393 in der Gewanne Hahnenkopf wurde ein deutscher Panzerspähwagen zusammengeschossen. Zwei deutsche Soldaten der Besatzung sind dabei gefallen. Der seinerzeitige Vorsteher des Bahnhofes Neuheimsbach, Herr Kany, beerdigte die Gefallenen beim Baudweiler-Kreuz. Einer dieser Gefallenen wurde später nach Karlsruhe-Knielingen überführt, der andere ruht auf dem Heldenfriedhof in Dahn.

Die beiden Truppenspitzen der alliierten Streitkräfte der südlichen und östlichen Stoßrichtung trafen sich am Dienstag, dem 20. März 1945, in Sembach. Die am Vorabend eingerückte Panzerkolonne hatte sich in der Nacht auf dem Heuberg verschanzt und ist am 20. März den flüchtenden deutschen Truppen gefolgt. Die Gemeinde Sembach hatte das Glück, daß die am 19. März aus dem Alsenzthal kommende amerikanische Truppenspitze vor der Ortschaft Sembach, und zwar in Wartenberg-Rohrbach, nach Osten abgedreht ist. So kam es in meiner Heimatgemeinde nicht zu einem Zusammentreffen zwischen deutschen und alliierten Truppen. Bis zum Zusammentreffen der beiden alliierten Heerespitzen am 20. März hatten die deutschen Truppen den Ort verlassen, und der Einmarsch der Amerikaner spielte sich ohne Kampfhandlungen ab. Im benachbarten Ort Wartenberg-Rohrbach wurden dagegen die Scheune der Familie Münch und der Bauernhof der Familie Wasem durch die Amerikaner in Brand geschossen, und beide brannten ab.

Nachdem die amerikanischen Soldaten Sembach ohne Waffengewalt besetzt hatten, kehrten die Dorfbewohner unbehelligt wieder aus den schützenden Bunkern in ihre Wohnungen zurück. Bei der ersten Begegnung mit den alliierten Soldaten, die teilweise von Angst und Neugierde begleitet war, gab es keine besonderen Probleme. Insbesondere vor den Negern hatten die Frauen Angst. Bald erkannte man, daß auch sie keine Menschenfresser und harmloser waren, als oft unterstellt wurde. Zunächst wurde das Dorf nach deutschen Soldaten durchkämmt. Ich sah zu, wie sich mein Nachbar, Herr Hering, der gerade als Soldat in Urlaub war, freiwillig den Siegern stellte. Er mußte die Hände hinter den Kopf halten und wurde auf einem Panzer in ein Gefangenenerlager abtransportiert.

An der amtlichen Anschlagtafel der Gemeindeverwaltung wurden die ersten Plakate mit den neuen Verhaltensregeln der jetzt allein zuständigen Militärregierung ausgehängt. Es war verboten, den Ort zu verlassen. Nach der Sperrstunde, abends ab 19 Uhr, durfte niemand mehr auf der Straße sein, und jedermann hatte sich in seiner Wohnung aufzuhalten. Es gab keinen Strom und keine Zeitung mehr. Man lebte von den Vorräten. Jedem war nun bewußt, daß die „Stunde Null“ begonnen hatte. Aber bald gab es von der Militärregierung ausgestellte Passierscheine mit Entfernungsangaben, die es insbesondere den Landwirten erlaubten, wieder auf ihre Felder zu fahren und sie zu bestellen. Der erste Ortsbürgermeister wurde von den Amerikanern eingesetzt. Es war Herr Ludwig Wuttke. Dieser hatte den Vorzug, daß er Englisch sprechen konnte. Politische Leiter des Dritten Reichs kamen in Internierungslager. Wohnungen wurden beschlagnahmt und von den Soldaten durchsucht. Die Bewohner der beschlagnahmten Wohnungen mußten bei den Nachbarn Unterkunft suchen. Es war eine Hilfsbereitschaft, wie man sie sich heute gar nicht mehr vorstellen kann. In einem Falle zerstörten die Soldaten die Wohnungseinrichtung und zerschnitten die Kleider einer Sembacher Familie. Allmählich normalisierten sich die Verhältnisse, und die Lebensbedingungen erleichterten sich.

Es kam auch vor, daß ehemalige Kriegsgefangene aus Polen und Rußland, welche im Krieg als Zwangsarbeiter verpflichtet worden waren, in wilden Horden herumstreuten und ihr Unwesen trieben. So überfiel eine solche Schar in der Nacht vor Pflingsten den Längstlerhof bei Sembach, um zu plündern. Dabei kam es zu Auseinandersetzungen, in deren Verlauf der Hofbesitzer durch schwere Verletzungen erwerbsunfähig und ein Helfer mit einer Gabel getötet wurde.

Ich könnte noch über viele Ereignisse berichten, komme aber als Kenner von zwei Staatsformen zu folgendem Schluß: Die „Stunde Null“ war erforderlich, damit ein Neuanfang möglich war. Es hat sich gelohnt, Deutschland aus Trümmern wieder aufzubauen. Wir haben wieder ethische Werte, wie Freiheit und Menschenwürde kennengelernt. Niemals darf es mehr eine Diktatur geben.

Bekanntmachung

**Die amerikanische Militärregierung
hat mit Wirkung von Mittwoch, den
4. April 1945 an für die Stadt Kaisers-
lautern die Sperrzeit von**

abends 20 Uhr

bis morgens 6 Uhr

festgesetzt.

Kaiserslautern, den 3. April 1945.

Der Bürgermeister.



AUF DER FLUCHT VOR DEM GESTELLUNGSBEFEHL

VON HERBERT RÖPER

Meine Mutter und mein jüngerer Bruder wurden Anfang Dezember 1944 nach Murrhardt in Württemberg evakuiert. Meine beiden Schwestern mit ihren Kindern waren schon ein paar Wochen früher aus Kaiserslautern ebenfalls in das Gebiet des jetzigen Baden-Württemberg gewechselt. Weil man mich zum Schanzeln schicken wollte, hatte ich mich meiner Mutter und ihrem Transport angeschlossen. Wir landeten in einem kleinen Ort mit dem Namen Siegelberg. Dort wurden wir in zwei verschiedene Haushalte eingewiesen. Hier erreichte mich Mitte Januar '45 der Einberufungsbefehl zu einem Infanterieregiment nach Ulm. Man hatte begonnen, den Jahrgang 1929 zur Wehrmacht einzuziehen. Für mich gab es keine Zweifel mehr, daß der Krieg verloren war. Und ich dachte nicht daran, noch sein Opfer zu werden. Deshalb setzte ich mich zu meiner ältesten Schwester ab, doch auch dort kam nach zwei Wochen der „Gestellungsbefehl“ an. Mittlerweile hatten wir Mitte Februar. Ein weiteres „Ausweichmanöver“ vor dem mich per Post verfolgenden „Heldenklau“ führte mich wieder zurück nach Kaiserslautern, wo mein Vater noch unsere verlassene Wohnung beaufsichtigte. Als „politisch Unzuverlässiger“ war er nicht zum Militär gezogen worden. Von ihm und Lautern trennte ich mich wieder Anfang März, als die Offensive der alliierten Truppen immer näher kam. Nun ging es wieder zurück zu meiner Mutter und meinem Bruder. Um dort der befürchteten Einberufung zu entgehen, habe ich in einem weiträumigen Wald, der unserem bäuerlichen Gastgeber gehörte, gearbeitet und mich möglichst nicht sehen lassen.

Ende März/Anfang April kam auch hier die Front - wir merkten es am Geschützdonner - immer näher. In unserem Dorf hielt ein Wehrmachtsstab Einzug und nahm Quartier. Plötzlich stand ich in „meinem Wald“ einem hohen Offizier gegenüber, der sich wohl verirrt hatte. Er fragte sofort, weshalb ich nicht beim Militär sei. Ich antwortete: „Das weiß ich nicht.“ Er wollte mich verlassen, mit ihm ins Dorf zurückzukommen. Da ich natürlich begriffen hatte, daß mir der Vorwurf von Wehrdienstverweigerung und Desertion mit den damals in der Regel tödlichen Folgen drohte, weigerte ich mich. Als mein Gegenüber - wir standen Auge in Auge - anscheinend zur Pistolentasche greifen wollte, drehte ich die Schneide der Holzaxt, die ich über der Schulter trug, nach oben. Der Offizier ging daraufhin, und ich zog mich in mein Versteck zurück.

Am folgenden Tag kam der Geschützdonner noch näher. Ich ging zurück zu Mutter und Bruder und blieb vorsichtshalber im Haus. Von dort aus habe ich beobachtet, wie auf der Straße ein Trupp junger Soldaten - etwa in meinem Alter und zum Teil nur halb uniformiert - vorbeimarschierte. Die lediglich mit einer Panzerfaust und zwei Karabinern bewaffneten sieben Jungs wurden von der Feldgendarmerie angehalten und in Richtung Front dirigiert. Mittlerweile hatten amerikanische Beob-

achter offenbar den Wehrmachtsstab in unserem Ort als Ziel ausgemacht und entsprechendes Artilleriefeuer ausgelöst. Der Stab setzte sich fluchtartig in Richtung Murrhardt ab. Bei dem Beschuß wurden zwei Einwohner - ein junges Mädchen und ein Schäfer - getötet, und ein Leutnant schwer verletzt.

In den Keller unseres Bauernhauses hatten sich drei oder vier Sanitätssoldaten verkrochen und sich zunächst an Apfelwein und Schinken göttlich getan. Als im Hof Schreie und Hilferufe zu hören waren, fragte ich die Sanitäter, ob sie nicht nach oben gehen und helfen wollten. Sie reagierten mit dem kaltschnäuzigen Hinweis, daß sie bei solchem Artilleriefeuer ja selbst gefährdet seien. Schließlich ging einer doch mit mir rauf. Wir konnten dem jungen Offizier das Bein abbinden und ihn in den Keller schaffen. Für das Mädchen kam jede Hille zu spät. Ein Granatsplitter hatte ihr die Brust aufgerissen.

Nach der Flucht des Wehrmachtsstabes wurde das Artilleriefeuer eingestellt. Für zwei Stunden war Ruhe. Wir hörten nur die Panzer auf den Höhen, die rechts und links den Talkessel mit unserem Dorf säumten, in Richtung Murrhardt vorstoßen. Auf dieses etwa 2 km entfernte Städtchen konzentrierte sich das neu ausbrechende Geschützfeuer. Wie wir am nächsten Tag erfuhren, hatten sich dort einige SS-Männer in einem Haus am Stadtrand festgesetzt und den Vormarsch der US-Truppen zu stoppen versucht. Das Städtchen, das bis dahin unbeschädigt geblieben war, wurde jetzt innerhalb kurzer Zeit von Granaten und Bomben zu einem Drittel zerstört. Wir haben in unserem Zufluchtsort dann zwei Tage nichts weiter gehört als die Geräusche, die von den in einiger Entfernung vorbeiziehenden Kettenfahrzeugen der Amerikaner ausgingen. Besonderes Ereignis im dörflichen Leben war zu dieser Zeit eine Notschlachtung mitten auf der Straße. Die Kuh meines Bauern, die während des Artilleriebeschusses gekalbt hatte, wurde von einem Metzger notgeschlachtet, der mit neun weiteren „Lebenslänglichen“ aus dem Zuchthaus in Ludwigsburg zusammen mit vier Wärtern in unser Dorf Siegelberg verlegt worden war. Als die Notschlachtung auf der Straße noch im Gange war, tauchte urplötzlich ein Jeep mit amerikanischen Soldaten auf. Sie hatten ein Maschinengewehr auf uns gerichtet. Natürlich hoben wir sofort die Hände. Ein kleiner Stoßtrupp der US-Army kam anschließend ins Dorf und entwaffnete die vier Justizbeamten, ihre Gefangenen machten sich aus dem Staub. Einen Tag später zogen Gruppen von Zwangsarbeitern aus Polen, die sich selbst aus ihren Lagern und Unterküften befreit hatten, plündernd durch die Gegend. Das ging zwei Tage so. Dann schritten die neuen Herren unseres Landes ein, trieben die früheren Zwangsarbeiter wieder zusammen und konzentrierten sie - allerdings unter viel besseren Verhältnissen als zuvor - wieder in einem Sammellager. Auch die Häftlinge aus dem Zuchthaus Ludwigsburg wurden von den GIs wieder eingefangen und „ordnungsgemäß“ bei ihren Wärtern abgeliefert.

In diesen Tagen zwischen Angst und Erleichterung - für uns war ja der Krieg faktisch vorbei - haben wir durch Augenzeugen erfahren, daß zwischen Murrhardt und Crailsheim viele - darunter auch weibliche - Wehrmachtangehörige als Fahnenflüchtige und Deserteure zur Abschreckung an Straßenbäumen und Laternenpfählen aufgehängt worden sind.

Wir blieben zunächst noch in Siegelberg. Ich habe mitgeholfen, die größten Schäden, die durch das Artilleriefeuer entstanden waren, insbesondere an den Dächern, zu beseitigen. Ich war Elektrolehrling und konnte auch provisorisch die Stromversorgung in einigen Häusern wieder herstellen, wofür ich als Gegenleistung reichlich verköstigt wurde. Das Bauernehepaar, bei dem wir unterquartiert waren, war schon über 60 Jahre alt. Ich habe mich gerne verpflichtet, ihnen bei der Ausbringung der Frühjahrssaat und der Heuernte Ende Mai zu helfen. Als Belohnung bekam ich einen Leiterwagen, den ich noch instandsetzen mußte. Mit diesem sind wir, meine Mutter, mein Bruder und ich, Anfang Juni 45 mit unserer ganzen Habe zu Fuß nach Heilbronn marschiert. Dort konnten wir einen Kohlenwaggon besteigen, der uns nach Mannheim brachte. Von dort sind wir über den Rhein, dann von Ludwigshafen mit dem Zug nach Kaiserslautern.

Bald nach unserer Heimkehr habe ich von meinem Vater erfahren, daß noch im Februar 1945 in Kaiserslautern eine Liste mit Gegnern des NS-Regimes erstellt worden war, die vor dem Einrücken der alliierten Truppen erschossen werden sollten. Durch die kampflöse Übergabe der Stadt ist es zu diesem Verbrechen nicht gekommen.



JABOS UND ORGEL ZUR KONFIRMATION

VON HARTMUT RUBEL

Eine Goldene Konfirmation ist für Protestanten nichts Ungewöhnliches. Sie wird in allen Kirchgemeinden mit einem Festgottesdienst begangen, der im Zeichen der Erinnerung an die Konfirmation vor 50 Jahren steht. Aufregender wird die Rückblende sein, die evangelische Frauen und Männer am Pfingstmontag 1995 in der Kirche zu Rohrbach zusammengeführt wird.

Vor 50 Jahren - am 4. März 1945 - war ihr Konfirmationstag. 17 Mädchen und 19 Jungen aus dem Bereich der Pfarrei Sembach, zu der auch Baalborn und Wartenberg-Rohrbach gehören, nahmen daran teil. Üblicherweise fanden die Konfirmationsfeste für den „Sprengel“ in der evangelischen Kirche zu Sembach statt. Im Frühjahr 1945 gab es eine Abweichung, weil die Orgel im Sembacher Gotteshaus defekt war. Deshalb hatten Pfarrer Theo Degen und das Presbyterium beschlossen, die Konfirmation 1945 in der Rohrbacher Kirche zu feiern. Schon zwei- bis dreimal hatten sich die 36 Mädchen und Buben an Samstagnachmittagen dort getroffen, um ihren großen Tag vorzubereiten. Da man wußte, daß die Kriegsfront im Westen immer näher rückte, war auch der Konfirmationstag vorverlegt worden. Allerdings glaubte doch noch niemand, daß am eigentlichen Palmsonntag, dem 25. März 1945, der Einzug amerikanischer Truppen schon erfolgt und für uns der Krieg zu Ende sein würde. Doch zurück zu unserem vorgezogenen Palmsonntag. Einer der Konfirmanden war nicht mehr dabei. Helmut Burkey aus Baalborn wurde im November 1944 am Ortseingang von Enkenbach von Jagdbombern auf seinem Fahrrad erschossen, als er für seine kranke Mutter in der Apotheke Arznei holen wollte.

Natürlich sahen Pfarrer, Konfirmanden und deren Eltern mit Angst und Sorgen dem Tag entgegen. Der Gottesdienst und die übliche Prüfung aus Anlaß der Konfirmation waren denn auch nicht nur von Orgelspiel und Kirchenliedern, sondern auch vom Schießen der Bordwaffen der über der nahen Kaiserstraße operierenden Jabos begleitet. Wie der Anmarsch wurde auch der Heimweg für die Kirchenbesucher zu einem lebensgefährlichen Unternehmen. Zwischen Rohrbach und Baalborn - das ist mir noch in bedrückender Erinnerung - flüchteten wir Konfirmanden mit den Angehörigen in den Wald und warteten, bis sich die Jabos vorübergehend verzogen hatten. Auch während des nicht üppigen Mittagessens mußten wir in den Keller. Und als die Gefahr vorbei zu sein schien, war auch das „Festmahl“ vorbei. Der Braten war angebrannt! Daß nicht nur Angst und Aufregung unsere Konfirmation im letzten Kriegsjahr kennzeichneten, sondern auch die Armut zu spüren war, geht aus den konkreten Begleitumständen hervor: Geschenke zum Konfirmationsfest gab es „zeitgemäß“ vor allem in Form von Mehl und Butter zum Kuchenbacken.

Nach Aufzeichnungen im Pfarrbuch der Kirchgemeinde Sembach fand am 30. März 1945, also am

Karfreitag, ein Gottesdienst statt, bei dem den Konfirmanden zum ersten Mal das Abendmahl gereicht worden ist. Da hatten die amerikanischen Invasionstruppen auf dem Weg von der Normandie zum Rhein schon mehr als eine Woche die Westpfalz durchzogen und unter ihre militärische Kontrolle gebracht. Aber immer noch gab es verständlicherweise Angst und Bangen, zumal die Amerikaner viele Einschränkungen für die Zivilbevölkerung verfügt hatten. Doch man war froh, daß der Krieg für uns sein Ende gefunden hatte.



Eschenau: Nach einem Fliegerangriff im Februar 1945



DER LANGE HEIMWEG ZUR GALGENSCHANZE

VON HORST SCHÄFER

Die Stunde Null begann für mich schon lange vor Null. Fliegeralarm, Bombenangriffe, Luftschutzkeller und damit Schulausfall waren an der Tages- und Nachtordnung. Mein Vater war als Soldat im Krieg, meine Mutter Krankenschwester. Sie hörte von einer Organisation, die sich Kinderlandverschickung (KLV) nannte und zur Aufgabe hatte, Kinder aus dem nahenden Kriegsgebiet in Sicherheit zu bringen. Nach meiner Anmeldung bei dieser Organisation ging es im September 1944 nachts mit einem Sonderzug, der aus Saarbrücken kam und auch saarländische Kinder an Bord hatte, in Richtung Frankfurt. Dort wurden die Mädchen von den Jungen getrennt, und irgendwann in den nächsten Stunden ging es weiter Richtung Osten.

Meine Gruppe - 45 Jungen - kam dann nach Bad Sachsa. Die Verpflegung unterwegs erfolgte auf Bahnhöfen durch das Rote Kreuz. In Bad Sachsa wurden wir dann in der Pension Sitz, die für uns beschlagnahmt wurde, untergebracht. Von nun an hat sich alles plötzlich geändert. Wir hatten einen Lagerleiter, einen Lagermannschaftsführer und Küchenpersonal. Jetzt begann der Alltag. Vor dem gemeinsamen Frühstück war Frühsport und Appell angesagt. Wir mußten vor dem Haus zur Flaggenhissung (Spruch des Tages) antreten. Nach dem Frühstück hatten wir eine Stunde Zeit, um die Betten zu machen und die Stube (belegt mit 4 Jungen in Doppelbetten) zu reinigen und unsere Kleider im Schrank zu ordnen. Dann ging es zum Unterricht, den der Lagerleiter, der auch Lehrer war, abhielt. Nach dem Mittagessen war eine Stunde Bettruhe angesagt, danach abwechselnd Sport oder Kriegsspiel im nahen Wald.

Im Januar 1945 wurden wir nach Eisenberg/Thüringen verlegt. Wir kamen in einer SA-Schule, die ganz einsam im Wald lag, unter. Mit der Umwelt hatten wir jetzt keinerlei Kontakt mehr. Wir erhielten Hitlerjungen-Uniformen und waren so alle gleich gekleidet (Braunhemd mit Tuch, Skihose und dunkelblaue Bluse). Unser Tagesablauf hatte sich nun insofern geändert, als wir in den wenigen Stunden Freizeit unsere Kleidung in Ordnung bringen mußten (z. B. Strümpfe stopfen, Hosen und Hemden bügeln). Von Eisenberg wurden wir Ende Februar/Anfang März in die Nähe von Lobenstein/Gräfenwarth verlegt. Hier wurden wir in einem Forsthaus untergebracht. Die Hausordnung war hier etwas lockerer, so daß wir nachmittags durch den Wald streifen konnten und die nahegelegene Bleichloch-Talsperre (Saale) und deren Beschützer (Flakhelfer und Flakhelferinnen) besuchen konnten. Unser Lagerleiter und Lagermannschaftsführer berichteten uns eines Morgens vom Tode des amerikanischen Präsidenten Roosevelt. Unser Jubel war groß, weil wir glaubten (im Alter von 12 Jahren), der Krieg könnte sich jetzt zu unseren Gunsten wenden. Die Verpflegung wurde allmählich schlechter. Brot und Milch, Kartoffeln und Gemüse wurden vom wöchentlichen Verpflegungsdienst

per Leiterwagen aus dem Ort Gräfenwarth beschafft. An einem Morgen war unsere Lagerleitung plötzlich verschwunden. Wir waren ziemlich hilflos. Die Försterfrau und das Küchenpersonal rieten uns, unsere Braunhemden-Aufnäher und Abzeichen zu entfernen. Wir packten alles in Kartons, die wir in der Talsperre versenkten. Wir hörten aus der Ortschaft, daß die Amerikaner ganz nahe seien und hängten weiße Bettlaken aus den Fenstern. Da stand auch schon ein Jeep mit 4 Soldaten vor dem Forsthaus. Nach längeren Verhören fuhren sie wieder weg. Einen Tag später wurden wir bei Familien in Gräfenwarth untergebracht. Die Leute waren nett, konnten mir aber meine innere Unruhe nicht nehmen.

Ich weiß nicht mehr, wie lange ich bei diesen Leuten war. Eines Tages kamen flüchtende deutsche Soldaten durch das Dorf. Ich schloß mich zwei Soldaten an, und somit begann der Weg in die Heimat (Kaiserslautern) zu Fuß. Da die Soldaten Angst hatten, gefangen zu werden, führte unser Weg meistens durch Wald und über abgelegene Wege, auch nachts. Trotzdem wurden wir zweimal aufgefangen. Mit dem Jeep ging es ins nächste Dorf zum Verhör. Aufgrund meines Alters durfte ich dann, mit amerikanischer Verpflegung versehen, meinen Heimweg fortsetzen. Ich hatte mich öfters Soldaten oder Leuten angeschlossen, die Richtung Westen wollten. Irgendwo hatten die Mitleid mit einem Jungen wie mir. So fand ich einen Soldaten, der nach Neckarbischofsheim wollte. Wir kamen dort mehr oder weniger gut an. Ich wurde bei dessen Familie aufgenommen und durfte bleiben. Jedoch das Heimweh nach Mutter und Schwester war größer. Eines Morgens setzten mich meine „Wirtsleute“ auf einen Kartoffellastwagen, der nach Heidelberg fuhr. Die Heimat rückte immer näher. Von Heidelberg ging es per Fuß nach Mannheim. Die einzige Behelfsbrücke über den Rhein wurde von den Amerikanern kontrolliert, wobei sie nur wenige Zivilisten und schon gar keine ehemaligen Soldaten vom rechtsrheinischen zum linksrheinischen Ufer ohne Desinfizierung ließen. Es gelang mir, mich einigen Leuten, die abgewiesen wurden, anzuschließen, die rheinabwärts liefen. Unterwegs hörten wir in einem Ort, daß Rheinischer nachts mit ihren Kähnen Menschen gegen Bezahlung ans linksrheinische Ufer brächten. So wurde auch ich per Boot mit anderen in der Nähe von Osthofen ausgeladen, jetzt war die Heimatstadt nicht mehr weit. Ich war allerdings wieder alleine. Zu Fuß setzte ich meinen Heimweg fort und war gegen Abend in Standenbühl. Bei einem Bauern bat ich um Nachtquartier, das ich auch bekam. Ich durfte mit den Leuten am Tisch essen, mußte aber in der Scheune schlafen (scheinbar war meine Kleidung nicht mehr sauber genug). Beim Gespräch am Abendbrotisch fragte mich die Bauersfrau, wo ich in Kaiserslautern wohne. Nachdem ich es ihr erklärt hatte, sagte sie mir, dort sei alles zerbombt. Die Angst in mir um Mutter und Schwester wuchs. Mit dem Traktor durfte ich noch bis Langmeil mitfahren. Von dort setzte ich meinen Fußweg fort. Am Nachmittag kam ich in Kaiserslautern an und liebte unserer Wohnung entgegen. In der Stadt erfuhr ich, daß die Galgenschanze (Möllendorf-, Bännjer-, Langenfeldstraße) nicht zerstört war. Eine Stunde später war ich wieder zu Hause, wo mich Mutter und Schwester freudig begrüßten (April 1945). Meine Mutter hatte ja 6 Monate keine Nachricht mehr von mir, obwohl ich öfters aus Eisenberg geschrieben hatte. Die Post kam nicht an oder wurde zurückgehalten, weil ich in den Briefen die Bitte geäußert hatte, sie möge mich abholen.

Jetzt begann endgültig die Stunde Null. Von April 1945 bis Juni 1946 fand in Kaiserslautern kein Unterricht statt. Unser Tagesablauf war ausgefüllt mit Hamsterfahrten, Holzfreveln und Kohlen von haltenden Zügen (Pfaffbrücke) werfen, die später eingesammelt und getauscht wurden. Wir gehörten nun zur französischen Besatzungszone, und die wirtschaftliche Lage wurde immer schwieriger. Aber dieser Abschnitt wäre ein neues Kapitel wert. Es käme einem Lebensabschnitt nahe, der geprägt war von nur 7-jähriger Schulzeit, anschließendem Lehrstellenmangel, Versorgungsschwierigkeiten, unkultivierten marokkanischen und tunesischen Besatzungssoldaten. Auch der Vater war noch bis 1948 in Gefangenschaft.



KAPITULATION FERN DER HEIMAT

VON ARTHUR SCHANK

Als einer der mit viel Glück Davongekommenen durchlitt ich das Ende des Zweiten Weltkrieges etwa zweieinhalbtausend Kilometer von meiner Heimatstadt Kaiserslautern entfernt.

Unser Boot U-294, auf dem ich als Ingenieuroffizier zu dieser Zeit meinen Kriegsdienst leistete, operierte Ende April und Anfang Mai 1945 mit anderen Booten der 14. U-Flottille in der Barentssee vor der russischen Hafenstadt Murmansk, um den mit Zerstörern und Fregatten gut gesicherten Geleitzug PK9 anzugreifen. Genaue Ortung und heftige Abwehr des Gegners setzten uns stark zu und führten durch andauernden massiven Wasserbombenabwurf zu erheblichen Schäden an unseren Booten und zum Untergang der beiden in unserer unmittelbaren Nähe operierenden Boote U-286 und U-307 unserer Flottille.

Nach Beendigung dieses sehr harten und verlustreichen Kampfeinsatzes dümpelten wir mit unserem arg lädierten Boot auf Schnorchelfahrt an der Eismeerküste und um das Nordkap längs unserem Stützpunkt Narvik erwartungsfroh entgegen, als uns am 8. Mai über Funk die überraschende Nachricht erreichte, daß für uns von nun an Waffenstillstand herrsche.

Als der Kommandant diese Nachricht im Boot verbreitet hatte, herrschte bei der Besatzung seltsame Stille und verspürbare Betroffenheit. Jedem schossen tausend Gedanken durch den verwirrten Kopf, aber alle endeten - ausgesprochen oder unausgesprochen - „Was nun?“

Als wir unseren Hafen Narvik erreicht und das Boot an einem Kai festgemacht hatten, ließ uns die Nachricht von der Einstellung der Kriegshandlungen nicht zur Ruhe kommen, auch wenn sich die völlig übermüdeten, in schmutzigen Klamotten steckenden Seekrieger nach Wochen der herben Entbehrung, bedrückenden Enge und durchlittenen Angst nach ungestörtem Schlaf in der komfortablen Koje des nahegelegenen Wohnschiffes sehnten.

Bei der abendlichen Offiziersbesprechung innerhalb der Flottille wurden Maßnahmen diskutiert, die man jetzt treffen sollte. Der Plan, alle Boote zu versenken, wurde fürs erste verworfen, weil man sie eventuell noch brauchen könne. Auch der Vorschlag, alle Treiböltanks und die Bilgen mit Dieselöl aufzufüllen und sich nach Südamerika abzusetzen, fand Widerspruch, da dies nur mit dem ungeteilten Zuspruch aller Besatzungsmitglieder, die ohnedies oft unter Heimweh litten, durchzuführen sei. Der Rat, Sturmgepäck auszugeben und sich über die nahe Grenze in das neutrale Schweden zu begeben, mußte abgelehnt werden, als der Einwand gebracht wurde, daß die Schweden deutsche Kriegsgefangene an die Russen ausliefern würden. Gegen eine russische Gefangenschaft wollte man sich aber vehement wehren. Und dies war auch der Grund, weshalb Übereinstimmung herrschte, eines unserer Boote als Wachboot am Nordkap zu stationieren, das uns Meldung geben sollte, wenn

russische Kriegsschiffe im Anmarsch seien, um unsere Boote und uns selbst zu übernehmen.

Am folgenden Tag traf ein Funkspruch des Großadmirals und nunmehrigen Staatsoberhauptes Karl Dönitz ein: „9. Mai 1945. 0140-2026/8/k2 0 an alle Boote: U-Bootmänner! Nach einem heroischen Kampf ohnegleichen habt ihr die Waffen niedergelegt. Das höchste Opfer müßt ihr jetzt eurem Vaterland bringen, indem ihr bedingungslos die folgenden Weisungen durchführt. Zahlreiche Opfer werden dadurch in der Heimat vermieden. Der mit FT 341/314/316/319 auf Kriegs erteilte Befehl zum Rückmarsch nach Norwegen ist aufgehoben. Euer Großadmiral.“ Dann folgte die Weisung, daß alle U-Boote unmittelbar zum nächsten US- oder englischen Hafen zu laufen und sich zu ergeben hätten. Wiederum jagte eine Offiziersbesprechung die andere. Man war der Meinung, Dönitz so gut zu kennen, daß dieser Tagesbefehl ernst zu nehmen sei, ebenso ernst wie sein früherer, daß nach dem Stichwort „Regenbogen“ die Boote zu versenken seien.

Man muß sich in die zwiespältige Seelenlage der Betroffenen damaliger Tage versetzen, um ihre manchmal seltsamen Emotionen und Reaktionen recht zu verstehen. In Anbetracht der steigenden U-Bootsverluste hatten sich die leidgeprüften Unterwasserkrieger in realistischer Hochrechnung mit ihrer äußerst geringen Überlebenschance ebenso abgefunden wie mit der unvermeidlichen Tatsache, daß noch vor wenigen Tagen rund hundert ihrer bekannten Kameraden mit zwei Booten der Flottille auf den Meeresgrund geschickt worden waren. Und dennoch fühlten sie sich, wenn auch als Überlebende in einer noch sehr geringen Minderzahl ihrer Waffengattung, als Unbesiegte, die dazu noch in ihren Depots über Vorräte aller Art reichlich verfügen konnten. Sie hatten im Drill ihrer spezialisierten Ausbildung und in praktischer Erfahrung verlässlich gelernt, die Forderungen ihrer Gefechtsstation bravourös zu meistern, allen Wechselfällen des U-Bootkrieges gewachsen zu sein, den Untergang ihres Bootes mit geziemender Fassung zu tragen, doch Hilflosigkeit und Verwirrung mußte stiften, was nie eingeübt worden war, was es im Grunde ja auch gar nicht gab und vom Hörensagen auch nicht geben durfte: Kapitulation.

Wen wundert's, daß wir uns im kleinen Offiziersraum unseres Bootes U-294 von abends bis gegen 3 Uhr nachts die Köpfe heiß redeten, um den 2. Wachoffizier von seinem leidenschaftlich vorgetragenen, abstrusen Vorhaben abzubringen. Er plädierte vehement dafür, hinauszufliehen in den Westfjord und dort das Boot samt Besatzung durch Sprengladungen und Selbsttötung mittels vorgehaltener Handgranaten und Pistolen auf „Achtung Null“ zu zerstören. Erfolge dies nicht, dann sei es aber höchste Zeit, die in unserer kleinen Behelfswerft beschäftigten russischen Küstengefangenen zu erschießen, ehe wir von diesen erschossen würden.

In dieser unheilswangeren Nacht mußte ich als Wachoffizier mit vier Mann der Besatzung an Bord bleiben, indessen alle anderen das Wohnschiff aufsuchten. Ich saß im Offiziersraum, als ich plötzlich von einem heftigen Knall aufgeschreckt wurde. Zur Zentrale stürzend, brüllte ich: „Boot sofort räumen, Batterieexplosion!“ in der naheliegenden Annahme, daß sich in den tonnenschweren Batterien Knallgase gebildet hätten, die - was hin und wieder auf U-Booten vorgekommen war - zu einer Explosion führten. Als der erste Soldat durch das Turmluk aussteigen wollte, meldete er mir: „Turmluk geschlossen!“ und machte noch die Anmerkung, daß der 2. Wachoffizier an Bord gewesen und in den Turm geklettert sei. Dann rief ich: „Ausstieg durch das Torpedoluk!“ Als ich als letzter an Oberdeck gekommen war, rannte ich in dumpfer Vorahnung zum Turm und stellte fest, daß auch das Außenluk verschlossen war. Nachdem ich es aufgekurbelt hatte, drang mir Qualm entgegen, der Qualm einer explodierten Handgranate, deren Stumpf von der linken Hand des in Gesicht und Oberkörper zerfetzten 2. Wachoffiziers umklammert war. Neben dem noch blutenden Leichnam lag eine zweite Handgranate, die zwar abgezogen, aber nicht explodiert war. Wir schafften den Leblosen an Oberdeck und übten uns vergeblich in Wiederbelebungsversuchen.

Der zuverlässige, pflichtbewußte, aber eigensinnige junge Offizier aus Pommern hat nach unseren Recherchen etwa eine Stunde im Turm gesessen und Pfeife geraucht und wohl gegrübelt, wie er das Problem der Kapitulation auf seine Weise lösen kann. Die kurze anschließende Diskussion, ob man ihm ein ehrenvolles Seemannsbegräbnis zugestehen könne, wurde übereinstimmend gelöst. Sein noch allzu junger Körper wurde nach Seemannsart in ein mit Steinen beschwertes Segeltuch, das man vernähte, gelegt und bei „Front nach Backbord!“ Seitenpfeifen und militärischem Gruß auf

einer Holzpritsche auf dem Fjord ins Wasser gelassen, wo er dem etwa 1000 m tiefen Grund entgegen trudelte.

Als das aus Sicherheitsgründen am Nordkap stationierte U-Boot funkte, daß russische Seestreitkräfte im Anmarsch seien, wurde eine Gegenmaßnahme dringend erforderlich. Der Flottillenchef nahm Verbindung zu den Engländern auf und bat mit Begründung um die Erlaubnis, nach dem im Süde gelegenen Dronheim verlegen zu dürfen, was ohne Umschweife genehmigt wurde. Wir verschosse alle Torpedos, warfen sonstige Munition über Bord, versenkten das Kriegstagebuch, setzten schwarz Flaggen und machten uns mit den dreizehn verbliebenen Booten in Kiellinie auf den Weg nach Dronheim, als uns bereits einen Tag später, am 17. Mai 1945, Kriegsschiffe der britischen 9. Escort Group auf hoher See stoppten. Auf jedes unserer Boote wurde ein bewaffnetes fünfköpfiges Prisengericht entsandt, das jeweils als erste Maßnahme die Ventile der Tauchtanks mit Ketten blockierte, damit wir ja nicht mehr abtauchen würden. Wir erhielten Befehl, den Hafen Loch Eriboll in Nordschottland anzusteuern. Dort angekommen, lebten wir noch acht Tage auf unseren Booten, ehe wir, bedauerlicherweise von den fairen britischen Seeoffizieren, in einen Zug verfrachtet und nach London in ein Verhörlager verbracht wurden. Nach der dortigen entwürdigenden Behandlung sollte mir als Zweiundzwanzigjährigem eine zwei Jahre und zwei Monate währende Kriegsgefangenschaft in verschiedenen Lager bevorstehen. Lange Zeit ohne Nachricht aus der Heimat, ohne Kenntnis des Schicksals meiner Familienangehörigen, durfte ich nach fast drei Jahren in die noch vorhandene Trümmerwüste meiner Heimatstadt Kaiserslautern zurückkehren mit dem tiefen Wunsch im Herzen: „Nie wieder Krieg!“



*Leutnant Arthur Schank
in britischer Kriegsgefangenschaft 1945*



"NICHT SCHIESSEN!"

VON ERICH SCHNEIDER

Nachdem unsere Familie im Oktober 1944 in Saarbrücken „total ausgebombt“ wurde, fanden wir bei Verwandten in Mehlbach eine vorläufige Unterkunft. Ich selbst (Jahrgang 1929) kam erst im November an unseren neuen Wohnsitz, da ich mit der „Hitlerjugend Bann 70 Saarbrücken“ zum, wie es hieß, „Kriegseinsatz aller Schüler der Oberschulen“ verpflichtet worden war. Zum Zwecke der „Reichsverteidigung West“ mußten wir u. a. Panzergräben bei Forbach/Lothringen und in Saarbrücken-Burbach ausheben; später kamen andere Verwendungen im „Hitlerjugend-Sonderdienst“ hinzu, wie z. B. Rücktransport von Parteiakten oder Hilfsdienste nach Bombenangriffen. - Nach geruhsamen Wintermonaten wurde ich dann in Mehlbach am 17. März 1945 erneut mit meinen Altersgenossen - ich war erst 15 Jahre alt - einberufen. Wir sollten „über den Rhein gebracht“ werden, quasi als „letztes Aufgebot“, wie einige hinter vorgehaltener Hand meinten.

Am Tage des Abschieds von zu Hause sprach die Ausgabe der Tageszeitung „NSZ-Westmark“ mit dicken Lettern vom angeblich „fanatischen Kampflgeist an der ganzen Westmarkfront“, und der Gauleiter versicherte vollmundig in seinem Durchhalte-Appell, daß „der Westmärker seine Pflicht bis zum Äußersten erfüllen“ werde. Zugleich unterstrich er seinen „unerschütterlichen Glauben an den Führer und den deutschen Endsieg!“

Von Kaiserslautern aus marschierten wir nachts durch den Stumpfwald, am Eiswoog vorbei, nach dem rund 20 km entfernten Ramsen, wo wir im Schulhaus neben der evangelischen Kirche provisorisch untergebracht wurden. Da damals im Landschulheim nahe des Ortes auch ein „Wehrtüchtigungslager“ eingerichtet war, wimmelte es nur so von uniformiertem Jungvolk. In Ramsen verlebten wir angesichts der ungewissen Zukunft einen recht tristen Palmsonntag (18. März). Wir hörten vom verheerenden Bombenangriff auf Dürkheim, sahen uns mit zahllosen Gerüchten konfrontiert, rätselten darüber, wo die Amerikaner im Augenblick wohl stehen könnten, und hatten etwas Bange vor den Jabos, wenngleich sie für uns seit geraumer Zeit gewissermaßen zur täglichen Plage gehörten. Natürlich wurde auch Ramsen während unseres Aufenthaltes beschossen, dabei schlugen einige Treffer in den Turm der evangelischen Kirche ein, die auf einer Anhöhe steht und so ein gutes Ziel bot. Befürchtungen, man werde das Ausbildungslager der HJ angreifen, bestätigten sich glücklicherweise nicht. Der einzige Lichtblick waren freundliche Gaben einiger mitleidiger Mütter des Dorfes, die uns etwas vom Konfirmationskuchen spendierten. Ob wir ursprünglich in Ramsen übernachten sollten, weiß ich nicht mehr. Jedenfalls kam abends für unsere Gruppe etwas plötzlich der Befehl zum Aufbruch. Nachdem die Tornister auf Fuhrwerken verstaut waren, zogen wir los zur nicht weit entfernten Autobahn, auf der wir - zwischen Carlsberg und Wattenheim - unseren Marsch

fortsetzten. Hier herrschte eine etwas gespenstisch anmutende Betriebsamkeit, obgleich kaum Kraftfahrzeuge zu sehen waren. Fast alles bewegte sich in Richtung Osten dem Rhein zu. Den langen Kolonnen der Zurückflutenden bot sich ein unvergeßliches Bild, war doch der Horizont in Rheinnähe nach Bombenangriffen in ein beklemmend wirkendes Rot getaucht, und auch in der Gegend von Dürkheim bemerkte man Unheil verkündenden Feuerschein.

Da die „starke feindliche Fliegertätigkeit“ auch nachts anhielt und das Silberband der Autobahn durch den zeitweiligen Mondschein leicht auszumachen war, gab es nicht wenige Stimmen, die unseren so ungeschützten Marsch auf der breiten Betonstraße für höchst bedenklich hielten. Sie sollten recht behalten, denn es dauerte nicht allzu lange, bis wir unter Tieffliegerbeschuß gerieten und überstürzt rechts der Autobahn im freien Gelände so etwas wie „volle Deckung“ suchten. An welcher Stelle das genau war, ist mir nicht mehr in Erinnerung, denn ich bin zusammen mit anderen nach dem allgemeinen Durcheinander nicht wieder zu meiner HJ-Einheit zurückgekehrt, die im übrigen den sinnlosen Rückzug bis Niederösterreich fortsetzen mußte! Wir versuchten anschließend, wieder den Raum Kaiserslautern zu erreichen. Unterwegs wurden wir von einem Wehrmachtsfahrzeug aufgelesen und bereitwillig mitgenommen. Auf dem Lastwagen, dessen stark abgedunkelte Scheinwerfer nur spärliche Lichtstrahlen zuließen, saßen, in ihre Mäntel gehüllt, ein paar übermüdete und sichtlich demoralisierte Soldaten, die auch in dem wenigen, was sie sagten, absolut nicht den Eindruck vermittelten, die von der NS-Propaganda angekündigte „Schlacht um die Westmark“ mit der erwarteten „fanatischen Entschlossenheit“ zu führen. Da die Nacht mittlerweile weit fortgeschritten war und ich unbedingt bei Anbruch der Helligkeit weg von der Straße sein wollte, ließ ich mich am Enkenbacher Bahnhof absetzen. Von hier aus machte ich mich allein auf den Weg nach Münchweiler/Alsenz, wo mein Großvater Jakob Schläfer lebte. Dort kam ich dann zur großen Verwunderung der Verwandten just im Morgengrauen des denkwürdigen 19. März ziemlich abgerissen und erschöpft an.

An ein Ausruhen war freilich nicht zu denken, denn alles harpte aufgeregter der Ankunft der Amerikaner und damit durchaus möglicher Gefechte. Am Nachmittag war es dann soweit! Angekündigt von einem durch den Ort preschendern Kradmelder der Wehrmacht und durch langsam und sehr tief fliegende US-Aufklärer, die in engem Kontakt mit den Panzerverbänden standen und das Terrain aufmerksam sondierten, näherten sich die Amis unserem Dorf. Im Ort selbst blieben nur einige zumeist mit Panzerfäusten bewaffnete Landser, die Panzersperren wurden nicht geschlossen. Einer der deutschen Soldaten wollte sich an einer Ecke unseres im Dorfkern stehenden Hauses postieren und dort auf die Panzer warten. Es gelang meinem Großvater, ihn zu überreden, mit Rücksicht auf uns alle diesen Standort aufzugeben.

Den unmittelbaren Einzug der Amerikaner erlebten wir in ängstlicher Spannung im massiven Gewölbekeller der großväterlichen Gastwirtschaft zusammen mit einer Anzahl Nachbarn, die sich hier sicherer fühlten. Da das Gebäude unmittelbar an die kurvenreiche Hauptstraße grenzt, wirkten das Getöse der Panzermotoren und das Rasseln und Scheppern der Ketten besonders bedrohlich, doch hörten wir zu unserer Erleichterung draußen nur ein einziges Mal eine dumpe Detonation. Als nach dem anhaltenden Motorengedröhn eine längere Stille eintrat, öffnete ich ganz vorsichtig einen Flügel des stattlichen Kellertores, um nach draußen zu spähen. Doch zu meinem nicht geringen Schrecken stand mitten in unserem Hof ein leibhafter Panzer, bei dessen Anblick mir der Atem stockte. Seine Luke war geöffnet, und zwei GIs studierten offensichtlich eine Karte. Ich erinnere mich noch lebhaft, wie mich einer der beiden, sichtlich überrascht, entdeckte, mich mit einem prüfenden Blick musterte und mir laut und eindringlich zurief: „Nicht schießen!“ - Dies waren in der Tat die allerersten Worte, die ich aus dem Munde eines Amerikaners hörte!

Leider verlief die kriegerische Episode in Münchweiler nicht ohne Blutvergießen, wurde doch wenige hundert Meter weiter ein Panzer abgeschossen, wobei die Besatzung den Tod fand. Im Ort befürchtete man daraufhin Repressalien, doch verhielten sich die amerikanischen Truppen sehr diszipliniert. Der ausgebrannte Panzer wiederum stand noch einige Zeit am selben Platz als eine Art von „Mahnzeichen“, das wir etwas genierlich betrachteten. Später wurde er zum Spielobjekt der Dorfgjengen. Beim Anblick der durchziehenden amerikanischen Verbände imponierten uns vor allem deren opti-

male technische Ausstattung und geradezu perfekte Motorisierung, insbesondere auch im Vergleich zu dem kläglichen Erscheinungsbild des deutschen Rückzuges. Wir bestaunten neben den Panzern die schier endlosen Kolonnen der schweren, mit Infanterie beladenen LKWs und natürlich die Jeeps, aus deren Funkgeräten sich manch lautes Gekrächze und Gepiepse, untermischt mit fremdklingenden Sprachfetzen, vernehmen ließ. Rasch erkannten wir auch den märchenhaften Überfluß an Proviant, an Kaugummi, Schokolade, Zigaretten etc., an dem viele Dorfbewohner nicht zuletzt dank der Freigebigkeit der schwarzen Soldaten ein klein wenig partizipieren durften. Besonders begehrt waren die Dosen mit Corned Beef.

Allerdings war der Krieg ja noch nicht zu Ende, auch wurden den Dorfbewohnern neue Lasten auferlegt. So requirierte man ständig irgend etwas - u. a. Radios, Fahrräder, Fotoapparate, Vieh -, und viele Bewohner mußten umgehend Haus und Hof räumen. Auch das Gasthaus meines Großvaters mitsamt dem geräumigen Tanzsaal und der Kegelbahn nahmen die Amis vorübergehend in Beschlag, und das uns so Vertraute wurde urplötzlich „Off limits!“. Da wir im Haus gegenüber unterkamen, konnten wir jedoch ausgiebig die Besatzer und ihre geballte Kriegsmaschinerie beobachten, ein martialisches Schauspiel, das freilich recht gemischte Gefühle in uns weckte. Mir selbst kamen in jenen Wochen die im Gymnasium erworbenen Englischkenntnisse sehr zustatten. Es gab viel zu dolmetschen, vor allem aber konnte ich meinem Großvater assistieren, den die Amerikaner bald zum Bürgermeister ernannten, und der damit das Amt wieder ausfüllte, aus dem man ihn 1933 verdrängt hatte. In diesen Tagen des Ein- und Durchmarsches der Amerikaner war man im übrigen in den Wohnungen emsig damit beschäftigt, kompromittierendes NS-Material zu beseitigen. Dazu zählten Fahnen, Uniformen (geschickte Frauenhände fertigten jetzt daraus zivile Kleidungsstücke), Hitlerbilder, NS-Literatur, Orden, NS-Embleme etc. Auf so manches waren die Amerikaner scharf, taugte es doch als Souvenir oder Trophäe.

Von der eiligen „Entbräunung“ war besonders das Bürgermeisteramt betroffen. Es ist mir noch gut in Erinnerung, wie wir neben Akten, Anschlägen, Plakaten, Stempeln einen ganzen Stapel funkelneugener Bände von Hitlers „Mein Kampf“ im Hof verbrannten. Kurze Zeit zuvor hatte man sie noch den gerade Neuvermählten auf dem Standesamt als „Geschenk“ überreicht! Eins der Bücher habe ich mir heimlich angeeignet; ich gebe zu, mit etwas mulmigem Gefühl in der Magengrube, war doch sein Besitz laut Erlaß der Militärregierung streng verboten. Einige Zeit danach händigte ich das Exemplar dann einem interessierten amerikanischen Offizier aus, der mir dafür eine Stange „Camel-Zigaretten“ gab, die sehr begehrt waren und mit denen es sich trefflich „luggern“ ließ. Hätte ich, wie ich erst später merkte, bei diesem Handel auch etwas mehr herausholen können, so fühlte ich mich doch spürbar erleichtert, als ich diese heiße Ware wieder los war.

Insgesamt befreite uns der von vielen herbeigesehnte Einmarsch der Amerikaner von einem schwer lastenden Druck und stärkte unsere Hoffnung auf ein schnelles Kriegsende.



UNTERRICHT IN DER FLAKSTELLUNG

VON PETER SCHONER

Die 6. Klasse der Aufbauschule Kaiserslautern (nach heutiger Bezeichnung: Untersekunda oder 10. Klasse) war im Januar 1944, also schon in der Endphase des Zweiten Weltkrieges, zur Luftwaffe einberufen worden, um in Flakstellungen Dienst als Luftwaffenhelfer zu tun. In dem Merkblatt zum Einberufungsbescheid hieß es u. a.: „Die Luftwaffenhelfer, die eine höhere Schule besuchen, erhalten etwa 4 Wochen nach Dienstantritt im Rahmen ihres Dienstes bei der Luftwaffe Schulunterricht, der mindestens 18 Stunden in der Woche beträgt und durch die bisherigen Lehrer erteilt wird.“

Unsere Klasse - die meisten 16 Jahre alt - wurde von der Schule unter der Bezeichnung „Lu 6“ weitergeführt. Betreuungslehrer (so wurde unser Klassenleiter genannt) war Studienrat Dr. Stich. Außer ihm unterrichteten uns noch die Studienprofessoren Germann und Mohrschulz von unserer Schule. Der Unterricht in der Flakstellung bei Ludwigshafen fand aber in einer ganz anderen Atmosphäre statt, als wir sie von der Schule kannten. Die Lehrer, die uns in der Unterkunft an einigen Tagen der Woche unterrichteten, taten dies - fast möchte ich sagen - freundschaftlich. Wenn wir nachts bei Angriffen eine bestimmte Zeit an den Geschützen waren, durften wir am nächsten Morgen länger schlafen. Die Lehrer warteten dann in unseren Baracken, bis wir zum Unterricht erschienen. Im übrigen gab es natürlich keine Disziplinschwierigkeiten. Wir betrachteten unsere Lehrer wie die Offiziere - als Vorgesetzte. Durch die Ereignisse, die den Hauptteil unserer Zeit in Anspruch nahmen, vor allem durch die immer häufigeren Angriffe feindlicher Bomberverbände, waren wir früher als üblich erwachsen geworden.

Ich erinnere mich an ein Ereignis aus den letzten Monaten des Krieges: In der Nacht war lange Alarm gewesen, nicht nur bei uns, sondern auch im Planquadrat SQ; das war auf der großen Karte das Gebiet, in dem Kaiserslautern lag. Jedenfalls waren die Leute dort wohl lange in den Luftschutzbunkern gewesen, wahrscheinlich auch unsere Lehrer. Wir waren so lange an den Geschützen gewesen, daß wir den Vormittag, an dem eigentlich Unterricht hätte sein sollen, frei bekamen. Der Unterricht wurde dann nachmittags gehalten, Chemie bei unserem Lehrer Otto Germann, einem ziemlich alten Herrn. Er war, vermutlich wegen des wenigen Schlafes in der vergangenen Nacht, sehr müde. Wir hörten seinen Ausführungen zu. Plötzlich sagte er: „Und wenn dann der alte Mann mit seinem Wägelchen durch die Straßen fährt...“ und brach ab. Sein Kopf sank auf die Brust. Er schlief ein... Keiner von uns sagte ein Wort. Schweigend saßen wir da und schauten uns betreten an. Ich habe noch selten solches Mitleid mit einem Menschen gehabt wie damals mit diesem alten Lehrer. Nach einer Weile wachte er auf, schaute in unsere ernsten Gesichter, schluckte ein paarmal und fuhr dann in seinem Unterricht fort. Chemie war es laut Lehrplan. Für uns war es viel mehr gewesen.

Ich nahm in dem Unterricht, der mit Fortdauer des Krieges nur noch sporadisch gehalten werden konnte und immer öfter durch Alarm unterbrochen wurde, den Lernstoff mit sehr wachen Sinnen auf. Von dem Deutschunterricht, den unser Kaiserslauterer Lehrer Dr. Stich gab, ist mir noch heute viel in Erinnerung. (Während meines Germanistik-Studiums und auch noch in meiner Referendarzeit war Dr. Stich mein eigentlicher Mentor, und dies im ursprünglichen Wortsinn: Berater, väterlicher Freund und Ratgeber.) Wir hatten damals kaum Lehrbücher und nur wenige Hefte, und trotzdem waren wir geradezu lernbegierig - vielleicht auch wegen des Ausgleichs zum doch recht stumpfsinnigen Exerzierbetrieb.

Das Kriegsende zeichnete sich immer deutlicher ab. Während wir Mitte 1944 noch Sperrfeuer schießen konnten - manchmal bei einem Angriff pro Geschütz 150 Schuß und mehr - wurden die Patronen Anfang 1945 sehr knapp. Wir durften dann auf einen anfliegenden Kampfverband höchstens 2 oder 3 Schuß abgeben. Dafür lernten wir aber, mit dem Karabiner (!) auf Tiefflieger zu schießen.

Nach dem großen Angriff auf Kaiserslautern am 28. September 1944 hatte mein Vater mir ein „Lebenszeichen“ geschickt. Es gab dafür vorgedruckte Karten:

Der in Sütterlin-Schrüft gehaltene Text lautet:

Glücklich überstanden,
leben alle noch.

Großeltern, Eltern und Geschwister

Immer häufiger wurden die Angriffe. Auch unsere Stellung wurde bombardiert. Es gab Tote. Einige Klassenkameraden wurden verletzt. Unterricht fand nun natürlich keiner mehr statt.

Die Sorgen um die Angehörigen daheim wurden immer größer. Was im Januar 1945 in Kaiserslautern geschah, schrieb mir mein Vater in einem Brief, den ich auszugsweise wiedergebe:

Kaiserslautern, den 1. Januar 1945

Lieber Peter!

*Schnell einige Zeilen. Vor einer halben Stunde bin ich von D. gekommen. Wir haben mal wieder einen Tag im Bunker verbracht, ohne warmes Essen. Was wir in den letzten Tagen durchgemacht haben, ist nicht zu beschreiben. Jeden Tag Fliegerangriffe. Heute war die 23er-Kaserne an der Reihe; dieselbe brennt soeben noch. Vorige Woche haben das Gußwerk und die Gasfabrik auch wieder abbekommen. Bei L. ist dabei ein Bett verbrannt. Sie hatte die Geistesgegenwart, die Brandbombe zu löschen, sonst wäre das ganz Haus abgebrannt. Neben an die Wirtschaft Nauerz ist ausgebrannt. - D. will heute nacht mit einem Militärauto mit dem Kind bis nach Heidelberg fahren und dann sehen, wie sie weiter nach Thüningen zu ihren Schwiegereltern kommt, denn das Leben ist kaum mehr zu ertragen hier ... Ich muß Schluß machen. Mutter ist schon wieder fertig, um in den Bunker zu gehen. Wir wünschen Dir alles Gute und grüßen Dich recht herzlich
Deine Eltern, Geschwister und Großeltern*

Mein Vater war vier Jahre im Ersten Weltkrieg an der Westfront gewesen. Er war ein Mensch, der sehr zurückhaltend in seinen Äußerungen war. Um so betroffener war ich über seinen Brief.

Gegen Kriegsende wurde unsere Batterie zur Erdkampfatterie umfunktioniert, um gegen Panzer eingesetzt werden zu können. Ich wurde aber vor diesem Einsatz mit den Kameraden aus meiner Klasse entlassen, da wir zum Reichsarbeitsdienst kommen sollten, um dort gegen die schon längst auf deutschem Boden heranrückenden Alliierten eingesetzt zu werden.

Zeugnisse hatten wir ab Sommer 1944 nicht mehr bekommen. Bei der Entlassung 1945 gab es nur eine Eintragung im Wehrpaß.

Über meinen Heimweg von der Geschützstellung bis nach Kaiserslautern sind mir noch einige Einzelheiten in Erinnerung: Meine Erkennungsmarke, die Gasmaske, Stahlhelm, Decken, Wachmantel und verschiedenes andere hatte ich abgegeben. Die Uniform mußte ich anbehalten, denn ich hatte ja natürlich keine Zivilkleidung in der Stellung; nur einen alten Regenmantel meines Vaters hatte ich vom letzten Urlaub her mitgenommen. Ich hatte ihn vor dem Heimweg über die Uniform gezogen. Den ersten Teil des Weges konnte ich mit dem Zug fahren. Dann mußte ich zu Fuß weiterkommen, da Tiefflieger und Jabos immer wieder die Züge beschossen. Bis Elmstein wurde ich von einem Lastwagen mitgenommen. Dann suchte ich den Weg durch den Wald, überquerte die Straße bei Johanniskreuz, erreichte den Aschbacher Hof und schlug mich wieder durch den Wald bis Kaiserslautern. Dort kam ich ungefähr um 2 oder 3 Uhr in der Nacht an. Mein Vater saß trotz der späten Stunde in der Küche und sagte nur: „Gott sei Dank, daß du da bist.“

Die nächsten Tage und Nächte waren ausgefüllt mit Fliegeralarmen. Ich bekam noch den Einberufungsbefehl zum RAD, aber ich konnte die Einheit nicht mehr erreichen, da die Amerikaner mit ihren Panzerspitzen die Verbindungen schon abgeschnitten hatte. Am 20. März 1945 rückten sie dann in Kaiserslautern ein.

Einige aus meiner Klasse waren gefallen, manche verwundet worden. Wir alle aber, die heimkamen, hatte unsere Jugend verloren, unsere Unbekümmertheit, vielleicht noch einiges mehr.

Deutlich schreiben!

Lebenszeichen von ¹⁵ *Schöberl Peter* _____
(Zuname) (Vorname)

aus *Künigsweihenbrunn, Kuffelstr. 74* _____
(Ortsangabe) (Straße)

Datum *28. Aug. 1944* (Inhalt zugelesen höchstens 10 Worte Klartext)

*Glückwunsch über Ihren Einsatz
haben wir alle empf.
Gruß von den, Eltern & Geschwister*

© 1944 R.D.



VERZWEIFLUNG UND HOFFNUNG AUF M 453

VON JOSEF SCHRASS

Unser Minensuchboot M 453 zuckelte mit langsamer Fahrt nach der Halbinsel Hela. Es war der 5. Mai 1945, und eigentlich sollten wir schon in Gefangenschaft sein. Einen Tag zuvor hatten wir, mit anderen Schiffen, über 30000 Flüchtlinge von Hela nach Kopenhagen gebracht. Aber noch viele Tausende warteten auf Hela auf unsere versprochene Hilfe. Beschwörend hatte unser „Alter“ uns vergattert: „Kameraden, der Krieg ist aus. Um 14¹⁰ Uhr haben wir kapituliert. Trotzdem fahren wir nochmals nach Hela. Dort warten noch Tausende Landsleute auf Hilfe. In eurer Hand liegt es, ob wir unser gegebenes Versprechen halten können, nämlich, alle noch rauszuholen. Wer nicht will, kann sofort aussteigen und in Gefangenschaft gehen. Aber egal, wieviel kneifen werden, ich fahre hin, auch wenn ich selbst vor dem Kessel stehen muß. Ich weiß, daß viele Kameraden so denken wie ich, deshalb erspare ich mir die Floskeln wie Opferbereitschaft, Treue, Menschlichkeit, christliche Pflicht ... und solchen Scheiß. Wir holen sie raus, die Frauen und Kinder, die verwundeten Soldaten, die durch ihren aufopferungsvollen Kampf es überhaupt ermöglicht haben, daß Flüchtlinge noch auf uns warten können. Also, wenn ein feiger Knilch den Schwanz einziehen will, soll er vortreten, wir setzen ihn sofort aus!“

Natürlich wankte keiner. Müde waren wir; das Lachen hat uns das Leid der Niederlage, die grauenvolle Not der Geschlagenen, das Elend der flüchtenden Frauen und Kinder genommen. Seit drei Monaten waren wir als Samariter unterwegs. Mir kam es vor, als wenn ich jahrelang nur Menschen in den Kutter gezerrt, Verwundete festgebunden, Munition gegurtet, Kotze und Blut weggespült hätte. Drei Fuhren Menschen aus Pillau, zwei aus Gotenhafen, eine aus Kolberg. Kolberg! Schlimmer kann es nicht mehr werden. Zwei Stunden dauerte die Übernahme von 600 Menschen. 600 von Zehntausenden.

Rückwärts versuchten wir an die Pier zu kommen. Schwimmend kamen uns Hunderte entgegen. Der Russe feuerte mit Granatwerfern und Panzerkanonen in den Hafen. Wir knallten mit allem, was schießen konnte, zurück, unterstützt von den Zerstörern Z 34 und 24, von dem Torpedoboot T 28 und zwei Vorpostenbooten. Bewundernswert der Verzweilungskampf der Landser, vornehmlich vom Pionierbattalion 35, die immer wieder durch Gegenangriffe das Feuer auf sich zogen. Wurden die Granateneinschläge etwas weniger, hetzten Tausende auf die Boote zu; rissen die Einschläge zu große, blutige Lücken, stoben sie wieder zurück in die brennenden und zerschossenen Ruinen. Wir mußten aus dem Hafen raus. Der Beschuß war zu stark. Mit schneller Fahrt, schießend ablegen, die Flüchtlinge unter Deck stoßend, draußen an den Rettungsnetzen hängende, kraftlose Geschöpfe reinziehen, Granaten schleppen, Munition gurten. Wir müssen noch mehr aufnehmen, keiner dachte an ein Verschwinden.

Zweiter Versuch. Gott sei Dank bringen schnelle und wendige Siebelfähren uns weitere Frauen und Kinder. In fliegender Eile werden sie an Bord gerissen, Verwundete mit Tauen hochgehievt. Das Unterdeck war voll, die Oberdecks füllten sich so, daß die Geschützstände sich nicht mehr voll drehen konnten. Blutverschmierte Decks, schreiende Menschen wollten fort aus diesem Inferno, aber immer kamen noch auf halbzerschossenen Booten weitere Verzweifelte. „Zusammenrücken, bleibt draußen vorläufig an den Netzen. Nicht hinlegen! Jeder Liegende nimmt sieben Plätze weg!“ So rief beschwörend unser „Alter“ über den Bordlautsprecher.

Niemals in der Seekriegsgeschichte wird sich dieses Bild wiederholen. Kriegsschiffe, überfüllt von Frauen und Kindern, griffen feuerspeiend in die Landkämpfe ein, denn wir mußten anderen Schiffen Feuerschutz geben, die ebenfalls Flüchtlinge übernahmen. Um die leichten Fla-Waffen wurden Matratzen gespannt, damit die rausfliegenden Hülsen die Umstehenden nicht verletzen. Munition kam über gestreckte Frauenhände von den Bunkern an die Geschützstände. Endlich konnten wir uns zurückziehen. Wir waren nicht die letzten. Halbzerschossene Schiffe, Seelenverkäufern und alles, was schwimmen konnte, glitt an uns vorbei in die Hölle, sehnsüchtig von Tausenden erwartet. Das war Kolberg, ein Alptraum. Hoffentlich wiederholt sich dieses Höllendrama nicht auf unserer letzten „Feindfahrt“!

Funksprüche hatten uns zwar geflüstert, daß noch viele Flüchtlinge die Flucht über See versuchen werden, aber wir waren über den Verkehr, der uns begegnete, doch überrascht. Auf Fähren, Artillerieträgern, Segelbooten, ja auf selbstgezimmernten Flößen standen dicht gedrängt die Menschen. Denen kam unser kleines Minensuchboot wie ein großer Musikdampfer vor. Vorsichtig, damit unsere Bugwelle ihre kleinen Schiffchen nicht zum Kentern brachte, schlichen wir vorbei. Die Leute schrien, bettelten, um übernommen zu werden. Nein, wir konnten nicht anhalten, denn unser Schiff würde mit Sicherheit von den Hungernden und Verdurstenden geentert werden. Augen dicht und weiter! Ohren auch zu, denn die Verwünschungen und Flüche taten weh. Wir waren überrascht und erleichtert, denn bis zum Kriegshafen Hela konnten wir unbelästigt vorstoßen. Es gab nur noch wenige Flüchtlinge, die von kleinen Kuttern übernommen wurden. Vereinbarungsgemäß sollten wir nur verwundete Soldaten übernehmen, die auf unserem Schiff wenigstens eine minimale medizinische Betreuung erwarten konnten. Die Torpedoboote T 23 und 28 gaben uns Feuerschutz, als wir mit der Übernahme begannen. Der Transit war schwierig, denn halb abgeseffene Schiffe verhinderten ein normales Anlegen. Stundenlanges Stöhnen, Wimmern, Fluchen. Aber die dankbaren Blicke der meist schwer verwundeten Kameraden waren uns Lohn genug. Nur aus Zufall fanden wir ein zwölfjähriges Mädchen mit ihren zwei kleinen Brüdern mitten zwischen Pferdekadavern - die braven Pferde wurden von ihren flüchtenden Bauern erschossen -, ängstlich kauern. Ihre Mutter sei vor ein paar Tagen gestorben, und ein hoher Offizier hätte ihnen die Übernahme auf der „Rugard“ versprochen. „Oh Gott, falls es Dich wirklich gibt, wir danken Dir für den Moment glücklicher Erlebnisse in dieser Zeit voller Frevel, Haß und Ungerechtigkeit.“

Wir verlegten ca. 600 m weiter zurück, das Torpedoboot T 23 sollte nun die Soldaten übernehmen, die unerschütterlich gegen die in Lauer liegenden Polen und Russen hielten. Langsam, in einzelnen Gruppen, setzten sich die Landsar ab und liefen auf die Pier zu. Weiß der Teufel, plötzlich spielte der Gegner verrückt. Mit Granatenwerfern und Infanteriewaffen schossen sie auf zurückhaltende Soldaten. Vielleicht waren sie zu ungeduldig, um die unzähligen Gepäckstücke, die in großer Zahl herumlagen, zu plündern. Vorbei der Frieden, der Krieg hatte uns wieder. Wir schossen gemeinsam mit T 28 aus vollen Rohren. Die letzten deutschen Soldaten brachten die vorsorglich elektrisch gekoppelten Minensperren nach Absetzungsplan zur Explosion, und alles, was fleuchte und krechtete, raste zur Pier. Kutter und Schlauchboote, voll mit Landsarn, fuhren zu dem Torpedoboot. In fliegender Hast wurde ausgeladen und wieder zurück, denn da waren noch immer schießende Soldaten und Volksturmlaute. Die explodierenden Minen, zusammen mit unserem konzentrierten Abwehrfeuer, machten den Iwan vorsichtiger, und so plötzlich, wie die Knallerei begann, so hörte sie wie ausgeknipst auch auf.

Die See war blank und glatt. Mit sehr langsamer Fahrt, denn unser Kohlevorrat ging rapid zur Neige, schlichen wir zurück in eine trostlose Gelangenschaft. Rund um die Uhr wurden die Verwundeten

versorgt. Überall Tragbahnen voll stöhnender Bündel, Gestank und Blut. Wir waren ehrliche Samariter, denn das Leid der gleichaltrigen jungen Soldaten ging uns „an die Nieren“. Ein zwanzigjähriger Unteroffizier, durch einen Bauchschuß schwer verwundet, wurde von „Albert“, Funkgast aus Freinsheim, liebevoll betreut. Als er sein fiebernasses Gesicht abwusch, ergriff er Alberts Hand. „Danke, Kumpels, danke, und unserem Adolf danken wir auch für diesen schönen Tag“. Einer drückte ihm die Augen zu, und unsere nassen Augen und triefenden Nasen zeigten, daß wir uns gefühlsmäßig noch nicht abgemeldet hatten.



DIE MATINÉE IST BEENDET

VON EMMERICH SMOLA

Es war ein kanadischer Offizier, der mich Anfang August 1945 in einer Wilhelmshavener Kaserne mit österreichischem Zungenschlag nach meiner soldatischen Vergangenheit ausfragte, um mich guten Gewissens aus der Gefangenschaft in die Freiheit zu entlassen.

Er hat mir nicht geglaubt, als ich ihm wiederholt sagen mußte, daß ich in diesem furchtbaren Kriege, als gesunder junger Mann, keine Waffe zu gebrauchen wußte. Er stellte mich immer wieder in die Reihe der Verdächtigen, um mir unzählige Male in die Achselhöhlen schauen zu lassen, ob nicht doch irgendwo die Tätowierung einer SS-Nummer oder ein anderes Merkmal grausamen Tuns entdeckt werden könne. Es war für ihn unvorstellbar, daß es im Reiche des Bösen einen Menschen gab, der anführte, als Soldat immer nur Musik gemacht zu haben.

Er wußte von einem General Unruh, der selbst die letzten Halbblahmen aus den Stabskompanien an die Front geschickt und von den Kommandos, welche die Ungläubigen am Endsieg am nächsten Baum aufgeknüpft hatten. Er hatte auch Greise, Frauen, ja Kinder gesehen, die angesichts feindlicher Panzer Sperren errichtet hatten, und nun kam da einer, der angab, derweilen unentwegt den Museu gedient zu haben. Dieser Mann ersann beständig neue Fangfragen, die immer wieder in der Sackgasse der Musik landeten. Ich beichtete ihm, daß ich zwar neben meiner Tätigkeit auch eine Ausbildung als Sanitäter und Feuerwehrmann genossen hätte, diese Tätigkeiten aber außer einigen unwichtigen Einsätzen niemals anwenden mußte, und daß das Ganze nur als Feigenblatt kriegerischer Bereitschaft diene. Seine Bemerkung, wozu denn dann ein Stahlhelm mein eigen gewesen wäre, konnte ich mit gutem Gewissen damit beantworten, daß wir ja ab und zu auch bei Paraden aufmarschiert wären, und er mir als Zier bei zwei Gelegenheiten diene, bei denen ich mich zum Rapport beim Kompaniechef wegen eines völlig unwichtigen Vergehens gegen die Kriegsgesetze „vorstellen“ mußte. Die Wanderung zur Abteilung der Verdächtigen begann von neuem. Ich ließ dem guten Mann keine Ruhe, und als er, der Verzweiflung nahe, zu einem neuerlichen Versuch der Überführung startete, zeigte mir das Blitzen seiner Augen, daß ich ihm dieses Mal nicht entwischen würde. Er fragte mich, wie ich das Ende dieses Krieges erlebt hätte?! So erzählte ich das erste Mal die Geschichte, die ich seither bei unzähligen Gelegenheiten zum besten gab und dabei unter meinen Zuhörern alle Reaktionen vom Kopfschütteln bis zum weisen Lächeln erleben durfte. Dem Zweifler bekannte ich:

Das Marinemusikkorps, in dem ich seit 1941 Dienst tat, wurde als eines der letzten im November 1944 aufgelöst, und geeignete Leute wurden angelehrt, die damals schon recht schlechte Kriegsstimmung unter den Soldaten im Rahmen der „Wehrbetreuung“ durch Musik, Literatur, und, das war das Effektivste, durch Zauberkunststücke aufzumuntern. So wurde ich, zusammen mit fünf anderen, in

eine Flugabwehrbatterie, 10 Kilometer westlich Wilhelmshavens, kommandiert, von wo aus sternförmig unsere Tätigkeit beginnen sollte. Meine „kämpferische“ Aufgabe bestand nebenbei darin, in ein Rechengerät - es hieß M 42 - ballistische Werte einzugeben, die unseren 12.8-Flugabwehrkanonen, neben anderen Daten, den Lauf richten sollten. Da mir diese Tätigkeit ein sicheres Dach garantierte, habe ich mich gefügt, und weil in der Zeit meiner Zugehörigkeit zu dieser Einheit sowieso nie ein Schuß losgelassen wurde, arbeitete ich viel lieber anstatt zu rechnen Programme aus.

Der 8. Mai war ein angenehmer, aber nicht besonders schöner Frühlingstag. Da aber wegen der Tiefflieger sich niemand ins Freie wagte, wurde eine Aufmunterungsmatinée im Eßraum angesetzt. Die Soldaten kamen im Laufschrift, um dann solange das Gähnen zu unterdrücken, bis endlich unser Zauberer auftreten sollte, der mit seinen Kartenkunststücken normalerweise ihre ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Doch zunächst gab es einen Satz aus einer Beethoven-sonate, den ich auf dem schlecht gestimmten Klavier spielte, dann las unser Schauspieler einen Text von Liliencron sowie ein Gedicht von Theodor Körner, und schließlich war ich mit unserem Sänger wieder dran, um ein Lied von Richard Strauß „Der Morgen“ unter die Leute zu bringen. Doch da passierte es. Mitten im Gesang der Worte: „Wird der Morgen wieder kommen“ riß der Kompaniefeldwebel die Tür auf und schrie: „Der Krieg ist aus!“ Es trat eine unheimliche Stille ein. Niemand rührte sich. Lähmendes Entsetzen! Dem Sänger blieb mitten in einem Ton die Stimme im Halse stecken, und meine Finger erlahmten krampfartig. Ich legte die Noten zur Seite, klappte den Klavierdeckel zu und sagte in diese Unheimlichkeit hinein: „Die Matinée ist beendet“. In völliger Stille löste sich die Versammlung auf. Nachmittags begannen wir, in der Schreibstube militärische Dokumente zu verbrennen und unsere Personalunterlagen zu vernichten. Dies war die Gelegenheit, geheime Papiere einmal zu sehen, die mannigfachen Beurteilungen zu erfahren, die man ja nie zu Gesicht bekam. Ich schnappte mir mein „Blaues Buch“ und erfuhr nun meine mich ehrende fachliche Beurteilung und die katastrophale Beschreibung meiner militärischen Fähigkeiten. Zuletzt stellte ich fest, daß meine Vereidigung auf den großen Kriegsherrn nie festgehalten wurde, denn bei dem Akt war ich schon im Musikkorps, blies ferliche Klänge auf meiner Oboe und hatte dabei die Hand zum Schwur nicht hochheben müssen. Man hatte mich vergessen!

Der Kanadier schüttelte den Kopf und schickte mich zum Lastwagen, der uns in die Freiheit beförderte. Bald darauf gelang es mir, in der Pfalz meine neue Heimat zu finden. Es war verständlich, daß ich dies wieder mit der Musik versuchte.



KRIEGSENDE IM SUDETENLAND

VON JOHANNA SMEIBIDL

Alles atmete auf, als es hieß, der Krieg ist zu Ende. Aber für uns Sudetendeutsche begann erst der Leidensweg. Ich muß vielleicht vorausschicken, wie sich das Sudetenland zusammensetzt. Es waren die Randgebiete von Böhmen, Mähren und Schlesien, immer deutschsprachiges Gebiet. Man konnte sich gar nicht mit dem Gedanken vertraut machen, dieses schöne Land, unsere Heimat, verlassen zu müssen.

Nach der Besetzung durch die Russen ging die Deportation der Sudetendeutschen sofort los. Es war alles gut organisiert. Lager und Straflager und auch Transporte wurden sogleich zusammengestellt, denn die Menschen sollten so schnell wie möglich nach Deutschland abgeschoben werden. Meine Eltern wohnten in der Kreisstadt Komotau und waren gleich beim ersten Transport nach Mecklenburg dabei, ohne jegliches Hab und Gut (Anfang Juni 45). Ich dagegen konnte noch bleiben und wohnte etwa 6 km von der Stadt entfernt auf dem Land, wo wir unseren Betrieb, eine Großbäckerei und Mühle, hatten. Wir auf dem Land bekamen die ersten Russen zur Einquartierung. Da ging das Zittern und Angsthaben schon los. Die jungen Mädchen und Frauen haben sich alle verkleidet, um nicht jung auszusehen, und haben die Nächte auf den Spitzböden verbracht. Ich hatte eine kleine Tochter, die erst 3 Jahre alt war, die hat das alles miterlebt, und ich hatte meine Last, daß sie ihre kleine Plapper hielt, wenn Hauskontrollen gemacht wurden, und uns nicht verriet. Nach drei oder vier Wochen zogen die Russen ab. Nachdem ich gerade mein Haus in Ordnung gebracht hatte, erfolgte die zweite Russenbesetzung. Diesmal hatte ein Major mein Haus besetzt. Ich durfte im Haus bleiben, aber abends ging ich zu einem Onkel meines Mannes, der das Geschäft noch führte, schlafen. Die Bäckerei wurde sofort zur Militärbäckerei umfunktioniert. In diesen Tagen kam auch der Aufruf von der Gemeinde, daß alle Reichsdeutschen binnen 24 Stunden das Land verlassen müssen. Russen blieben 3 bis 4 Wochen, dann kam die tschechische Besetzung, vor der wir alle furchtbare Angst hatten. Zuerst wurden alle Funktionäre, Bürgermeister, Ärzte, Apotheker, Lehrer, Ortsleiter usw. verhaftet, und dann verschwanden sie, ohne daß man jemals noch einmal etwas von ihnen erfahren hätte. Das war eine furchtbare Zeit. Im August 1945 wurden dann alle Frauen und Kinder auf den Marktplatz zusammengerufen und auf Leiterwagen verfrachtet, die uns in die Stadt zum Bahnhof brachten. Wir wurden alle ins Tschechische verfrachtet, um dort noch die Ernte einzubringen. Es wurde uns versprochen, daß wir nach der Ernte alle wieder nach Hause kämen. Dem war aber nicht so. Alle wurden nacheinander schnellstmöglich nach Deutschland abgeschoben. Mein Mann war mittlerweile schon 1 1/2 Jahre vermißt, und es war schrecklich, mit dieser Ungewißheit zu leben. Ich könnte noch von etlichen bösen Erlebnissen berichten, aber ich will es heute damit belassen.



HEIMWÄRTS MIT DEM ZUG

VON HANS STEINEBREI

Nach meiner schweren Verwundung an Weihnachten 1943 bei Witebsk und einem nachfolgenden neunmonatigen Lazarettaufenthalt, zuletzt in Homburg/Saar, kam ich zu meinem Ersatztruppendeil der Panzerjäger Ers. Abt. 33 nach Landau und von dort nach Schwetzingen. Wie die meisten Abiturienten war auch ich Reserveoffiziersbewerber und sollte daher auf die Kriegsschule nach Millowitz bei Prag. Da ich jedoch nur bedingt kriegsverwendungsfähig war, verzögerte sich die Versetzung. Im Dezember 1944 wurde ich kriegsverwendungsfähig geschrieben und zur Kriegsschule abkommandiert. Der Lehrgangsbeginn wurde jedoch auf den 20. Februar und dann auf den 20. März verlegt, so daß wir Reserveoffiziersbewerber im Gegensatz zu den anderen Soldaten nicht zum Fronteinsatz abgestellt wurden. Am 19.3., als US-Streitkräfte meine Heimatstadt Otterberg besetzten, wurden wir nach Böblingen verlegt. Während die größten Teile der Pfalz bereits besetzt waren, bewegten wir uns 100 km vor der anrückenden Front nach Südosten.

Zwei Ereignisse auf der Wegstrecke von Weißbach/Odenwald nach Böblingen markierten in eindrucksvoller Weise das verbrecherische Wesen unserer Führung, die um diese Zeit noch, wo jeder schon das Ende vor Augen hatte, grausam handelte. In Weißbach trafen wir auf Leute mit blauweiser Strällingskleidung. Auf meine Frage „Was haben sie denn angestellt“, antwortete man mit eisernem Schweigen. Später erfuhren wir, daß sie aus einem kleineren KZ aus Mosbach dorthin verlegt worden waren. Wegen der permanenten Fliegergefahr konnten wir nur nachts marschieren, tagsüber blieben wir in den Orten. Am Ortsausgang von Mosbach sahen wir in der Dunkelheit einen Mann neben einem Auto stehen und meine beiden Kameraden, ein Plälzer und ein Hesse, hofften mitgenommen zu werden. Auf unsere Anfragen gab der Soldat jedoch keine Antwort. Als wir ihn anstießen bemerkten wir, daß er baumelte, da er an einem Baumast aufgeknüpft war. Mit Hilfe einer Taschenlampe sahen wir, daß es ein Oberfeldwebel der Luftwaffe war, dem ein Pappschild mit der Aufschrift „So geht es allen Deserteuren“ am Halse hing. Betreten marschierten wir weiter nach Böblingen.

Dort angekommen, wurden wir in überfüllten, unbeschädigten Kasernen untergebracht. Die Freude über das relativ gute Quartier währte jedoch nicht lange, denn am Karfreitag hörte man plötzlich Flugzeuggeräusche, lange bevor Alarm gegeben wurde. Panik ergriff uns, denn man konnte durchs Fenster sehen, wie die Jabos ihre Bomben ausklinkten. Kaum im Keller angekommen, fiel über mir das Gebäude von Bomben getroffen zusammen. Tote und Verletzte, auch ein Kaiserslauterer Kamerad, blieben unter den Trümmern liegen.

In Schönaich, einem nicht weit entfernten Dorf, sammelte sich der Rest der Einheit. Obwohl der

Lehrgang auf der Kriegsschule durch die Kriegereignisse nun endlich entfiel, erhielten wir einen neuen Marschbefehl wiederum nach Prag zur Aufstellung einer Spezialeinheit von Offiziersanwärtern. Unsere Lust zu kämpfen und eventuell zu sterben war auf dem Tiefpunkt angelangt. Am Abend des 8. 4. machten wir uns dennoch auf den vorbestimmten Weg und bewegten uns langsam nach Südosten.

Am 12. April fuhren wir sehr früh um 6 Uhr mit einem Lastwagen in Richtung Regensburg. Dabei wurde ich bei einem der zahlreichen Jaboangriffe erneut schwer verletzt. Beim Sprung vom Wagen versuchte ich das verwundete linke Bein zu schonen und setzte mit dem rechten zuerst auf, wobei ich mir eine Luxation des rechten Fußgelenkes zuzog. Nach Beendigung des Angriffs brachten meine Kameraden mich in das nächste Lazarett in Neuburg/Donau. Dort wurde der Fuß wieder eingereckt und in Gips gestellt. In den nächsten Tagen erlebte man sehr viele Fliegeralarme, bei welchen wir hofften, daß die Flugzeuge das rote Kreuz auf unserem Dach beachten würden. Nach 12 Tagen durfte ich aufstehen und wurde in ein Schulhaus verlegt. Da die Amerikaner sich einen Tag später durch Artilleriebeschuß bemerkbar machten, wußten wir, daß wir nun in der unmittelbaren Kampfzone waren. Am 26. 4. erfolgte die Besetzung der Stadt, und um 7 Uhr abends bekamen wir den ersten Amerikaner zu Gesicht. Da ich die schwarze Panzeruniform mit den Totenkopfeblemen am Kragen trug und ich wußte, daß dies leicht zu Verwechslungen mit SS-Uniformen, die ebenfalls diese Embleme trugen, führen konnte, entfernte ich die Abzeichen.

Für mich und die Kameraden im Lazarett war jetzt endlich dieser unselige Krieg vorbei, wir fühlten uns erlöst von der Furcht, noch ganz zum Schluß sterben zu müssen, und waren froh, den andauernden Luftangriffen nicht mehr ausgesetzt zu sein. Das wichtigste war, daß wir überlebt hatten, alles andere ist sekundärer Natur gewesen. Trotzdem hegten wir große Befürchtungen, denn keiner wußte, wie es weitergehen würde, und kaum einer hatte Nachricht von seinen Angehörigen.

Am 6. Mai wurde mein Gips vom Fuß entfernt, und von Tag zu Tag ging es mir besser. Mit Unterstützung von Dr. Martin, einem Arzt aus Landstuhl, gelang es mir, mit den ersten Kameraden das Lazarett verlassen zu dürfen. Meine Hoffnung, sofort aus der Kriegsgefangenschaft entlassen zu werden, sollte sich jedoch nicht erfüllen. Stattdessen wurden wir auf offenen Lastwagen stehend eingepfercht und abtransportiert. In Augsburg, wo man uns die Entlassungspapiere aushändigen wollte, wurden wir abgewiesen und stattdessen nach Ulm gebracht. Dort lud man uns in einem flachen Wiesengelände, das mit Stacheldraht umzäunt war, aus. Man war gerade dabei, ein großes Gefangenenlager zu errichten, in dem später fast 100000 Mann untergebracht waren.

Dieser Pfingstmontag war der eigentliche Beginn meiner Gefangenschaft. Am Spätnachmittag einsetzender Regen verwandelte das ganze Gelände in einen tiefen Morast. Da half auch der Bau von kleinen Zelten gegen diese Unbilden des Wetters nur wenig. Die Tagesverpflegung war nur sehr gering: für 16 Mann ein Brot, Corned Beef sowie eine Brühe als Tagessuppe und wässrigen Kaffee. Die meisten Kameraden hungerten tagsüber und aßen abends ihre Portion auf.

Bald kam es zu den ersten Entlassungen, meist Berg-, Wald- und Forstarbeiter. Da ich mich für den höheren Forstdienst in Speyer beworben hatte, hoffte ich dieser Gruppe zugerechnet zu werden. Jedoch umsonst. Nicht nur diese Ablehnung, sondern auch die Tatsache, daß ich trotz der nicht ausgeheilten Verletzungen nicht ins Lazarett aufgenommen werden konnte, drückten meine Stimmung.

Am 27. Mai besserte sich meine Situation jedoch ungemein, denn ich kam in eine Abteilung des Lagers, in der Kriegsversehrte versammelt wurden, die in der US-Zone wohnten und als nächste entlassen werden sollten. Glücklicherweise gehörte Kaiserslautern im Juni noch zur amerikanischen Zone. Am 19. Juni erhielt ich die Entlassungspapiere und wurde auf einem offenen LKW nach Norden transportiert. Bei Rastatt versperrten uns französische Soldaten den Weg und versuchten, uns erneut gefangen zu nehmen. Unser Fahrer konnte dies im letzten Augenblick verhindern, und so kamen wir wohlbehalten in Mannheim an. An der Rheinbrücke lud man uns aus, warnte uns jedoch zugleich, daß auf der anderen Rheinseite die Franzosen häufig entlassene Kriegsgefangene wieder festnahmen. Erst am nächsten Tag wagte ich mit einem Kameraden den Rheinübergang, der auch gelang. Wir fuhren unbehelligt mit dem Zug heimwärts, obwohl wir in Schifferstadt von Franzosen kontrol-

liert worden sind. Wir erreichten Kaiserslautern um 20⁰⁰ Uhr. Zu unserem Entsetzen standen wiederum Franzosen an der Sperre des Bahnsteigs. Im ersten Moment faßten wir den Gedanken, den Bahnhof über die Gleise zum Waldschlößchen zu verlassen. Da aber auch Amerikaner im Bahnhofsgebäude zu sehen waren, ließen wir davon ab und gelangten problemlos durch die Sperre. Mein Weg führte schnurstracks zu meiner Tante in die Wilhelmstraße, wo ich freudig begrüßt wurde, denn bisher wußte niemand, wo ich gewesen war. Am nächsten Tag fiel ich meinen Eltern und meiner Schwester mit Freudentränen in den Augen um den Hals. Sie waren überglücklich, daß ihr Sohn den Krieg überstanden hatte und wieder in die Heimat gekommen war.



Ludwigshafen: Blick über die zerstörte Rheinbrücke nach Mannheim, März 1945



DAS WICHTIGSTE SPIEL MEINES LEBENS

VON FRITZ WALTER

Fertig zum Aufbruch machten sich meine Kameraden und ich am 8. Mai 1945, dem Tag der deutschen Kapitulation, um von Deutsch-Brod in der Slowakei an die Moldau zu kommen. Wir gehörten einem Jagdgeschwader an. Unser Kommodore, Oberstleutnant Hermann Graf, war, als die Lage aussichtslos wurde, nicht gemeinsam mit den anderen Piloten abgefliegen. Er hatte vielmehr beschlossen, daß sich alle zusammen, Bodenpersonal, Flieger und er selbst, in die Gefangenschaft begäben. Daher waren die noch flugtauglichen Maschinen in den ersten Maitagen zerstört worden.

Mittags dann wurde es höchste Zeit loszufahren. Denn es hieß, nur, wer bis Mitternacht westlich der Moldau sei, käme in amerikanische Gefangenschaft, wer östlich sei, geriete in die sowjetische. Und wir wollten natürlich zu den Amerikanern. Die Fahrt an die Moldau wurde zu einer Zerreißprobe für unsere Nerven. Wir gerieten mehrmals unter Partisanenbeschuß, und je näher wir dem Fluß kamen, desto häufiger mußten wir anhalten, da die Straßen verstopft waren. Dennoch erreichten wir schließlich unser Ziel. Am Abend des 8. Mai begab sich das Jagdgeschwader des Kommodore Graf bei Pisek in amerikanische Kriegsgefangenschaft.

Froh waren wir, daß uns das gelungen war, und heilfroh, daß der Krieg zu Ende war. Endlich war Schluß damit! Wir hofften jetzt einfach darauf, irgendwann, vielleicht schon bald, zu unseren Familien zurückkehren zu dürfen und uns dann ein Leben in Frieden aufbauen zu können. Auf jeden Fall war jetzt erstmal die Gefahr gebannt, jeden Augenblick umkommen zu können.

Sehr lang war es her, daß ich als Fußballspieler, der ich ja war, mein erstes Spiel im Trikot der Nationalmannschaft hatte bestreiten dürfen. Es war damals, am 14. Juli 1940, gegen die Rumänen gegangen. Wir gewannen 9 : 3. Und von den neun Toren hatte drei der bis dahin unbekannte, neunzehnjährige Fritz Walter aus Kaiserslautern geschossen. Doch es war bereits Krieg, und ich wurde noch im selben Jahr, am 5. Dezember, als Soldat zur Infanterie eingezogen. Ich kam nach Diedenhofen bei Metz.

Allerdings gingen die Länderspiele trotz Krieg eine ganze Zeit lang weiter. Das bedeutete für uns Nationalspieler, daß wir greifbar sein mußten. Wir wurden daher nicht an die Front geschickt, sondern kamen in die Garnisonen. Für die jeweiligen Spiele wurden wir beurlaubt. Die Organisation lag bei Sepp Herberger, der damals den Titel eines Reichstrainers führte, und beim Büro des sogenannten Reichssportführers von Tschammer und Osten. Gespielt haben wir gegen jene Länder, mit denen wir uns nicht im Krieg befanden, gegen die Schweiz beispielsweise, sodann gegen Finnland und Schweden sowie auch gegen Ungarn, Rumänien und Kroatien.

Für von Tschammer und Osten, das heißt also für das Regime, hatten diese Spiele natürlich eine durchaus politische Bedeutung. Man wollte sich durch sie Prestige verschaffen in der Welt. Es sollte

demonstriert werden, daß Deutschland mitten im Krieg auch immer noch zu sportlichen Höchstleistungen in der Lage war. Auf allen Ebenen des Lebens wollte das Regime Stärke beweisen.

Wir Spieler haben uns über diese Dinge jedoch keine Gedanken gemacht. Wir sagten uns, wenn wir so gut wie möglich spielen, wird bald wieder ein Länderspiel angesetzt, wir kommen raus aus dem Soldatenalltag und können uns wiedersehen. Darüber hinaus bot sich im Zusammenhang mit den Spielen immer mal die Gelegenheit, zu Hause vorbeizuschauen und der Familie die eine oder andere Kleinigkeit mitzubringen. Schweizer Schokolade zum Beispiel, die war schon was Feines im Krieg.

Trainer Sepp Herberger behelligte uns nicht mit der Weitergabe von Wünschen aus der Politik. Irgendwie sickerte einmal durch, daß sich bei einem Spiel gegen die Schweiz in Bern ein Sieg besonders gut mache, da es auf den 20. April 1941 fiel. Der Sieg sollte also unser Geschenk zu „Führers Geburtstag“ sein. Wir verloren allerdings prompt 2 : 1. Für unseren Trainer war das kein Thema. Er verlangte von uns nur, was von Nationalspielern immer verlangt werden kann. Wir hatten daran zu denken, das Land auf dem Spielfeld wie außerhalb desselben ehrenvoll zu vertreten.

Am 20. November 1942 gewann die deutsche Nationalelf in Preßburg, dem heutigen Bratislava, 5:2 gegen die Slowakei. Dieses Spiel sollte das letzte sein, das wir während des Krieges im Nationaltrikot bestritten. Denn der politische Wind wehte auf einmal aus einer anderen Richtung. Von Tschammer und Osten persönlich ordneten an, daß ab diesem Zeitpunkt die Fußballspieler an die Front zu versetzen seien und ihre Namen nicht mehr in den Sportberichten zu erscheinen hätten. Mich benachrichtigte Sepp Herberger telefonisch in Diedenhofen davon. Es handelte sich um ein völliges Spielverbot. Als ich mich daher einige Zeit später doch zum Mitspiel in der Pariser Soldatenelf überreden ließ, gab es ziemlichen Ärger. Ich hatte zwar unter dem Namen Fritz Hack gespielt, aber ein Sportreporter entdeckte, wer da wirklich über den Platz lief, und veröffentlichte das.

Für ein „Nachspiel“ ließen allerdings die Kriegseignisse von Tschammer und Osten keine Zeit. Unser ganzes Bataillon wurde aus Frankreich nach Sardinien verlegt. Auf der Insel erkrankte ich, wie so viele meiner Kameraden, bald an Malaria. Sie sollte mich in den folgenden Jahren immer wieder mit Anfällen heimsuchen. Dann wechselte Italien die Fronten, wodurch unser Aufenthalt jäh abgebrochen wurde. Es gelang uns, nach Korsika überzusetzen, dort bis zur Hafenstadt Bastia zu kommen und dann aufs italienische Festland geflogen zu werden. Von Piombino aus mußte ich nach Elba, dem neuen Stationierungsort unserer Einheit. Auf dem Schiff, mit dem ich fuhr, entdeckten die Matrosen, wer ich war. Sie waren darüber so aus dem Häuschen, daß sie mich bei der Ankunft in Elba nicht weckten, sondern wieder mitnahmen, damit ich ihnen bei der neuerlichen Überfahrt noch möglichst viele Fußballerlebnisse berichten konnte. Dann ließen sie mich aber in Portoferráio an Land.

Nach einiger Zeit auf Elba beordnete man mich zum Kompaniechef. Er fragte, ob ich, der Obergefreite der Infanterie, einmal Flieger gewesen sei. Als ich das zweimal verneinte, meinte er, daß ihm dann meine sofortige Abkommandierung zum Jagdgeschwader II nach Jever doch recht sonderbar vorkomme. Auch ich verstand nicht recht. Sollte Sepp Herberger, der um meinen schlechten Gesundheitszustand wußte, die Hand im Spiel gehabt haben? Aber warum gerade nach Jever?

Kurz und gut, ich erhielt meinen Marschbefehl ausgestellt und reiste über Kaiserslautern, wo ich die Eltern sehen konnte, im Dezember 1943 nach Ostfriesland. Als ich bei meiner Ankunft in Jever erfuhr, wer das dortige Jagdgeschwader leitete, ging mir ein Licht auf. Es war Kommodore Graf, damals noch im Rang eines Majors. Hermann Graf war absolut fußballbegeistert und spielte auch selbst. Er und Sepp Herberger waren gute Bekannte. Und wegen seiner Bedeutung für den Militärbetrieb hatte er eine ganze Reihe guter Spieler „einsammeln“ und aus ihnen eine Mannschaft bilden können. Er hatte die Fußballer regelrecht „unter seine Fittiche genommen“. Schließlich hatte Herberger ihn auch um Hilfe für mich gebeten. Das war keine leichte Angelegenheit mehr für Graf. Er mußte mich vor Generaloberst Fromm sogar als seinen eigenen Vetter ausgeben, damit der dann höchstpersönlich meine Versetzung von der Infanterie zur Luftwaffe und von Elba nach Jever anordnete.

„Führt euch anständig! Tut euren Dienst, damit niemand etwas auszusetzen hat! Und reißt euch beim Training zusammen!“ Das verlangte Major Graf von den Fußballspielern. Wir genossen also, von Beurlaubungen für die jeweiligen Fußballspiele abgesehen, keine Sonderbehandlung auf dem

Fliegerhorst. Wir hatten unseren Dienst zu absolvieren und dazu natürlich das Trainingsprogramm. Nach den roten Trikots, die Graf für uns besorgt hatte, wurden wir die „Roten Jäger“ genannt.

Was war das eine Freude für mich, wieder Fußball spielen zu dürfen! Ein ganzes Jahr lang war seit dem Spiel in Paris vergangen, bis ich jetzt gegen eine Marine-Auswahl eingesetzt wurde. Das Spiel, das die „Roten Jäger“ 5 : 0 gewannen, fand auf einem Kiesplatz in Aurich statt. Zum Weihnachtsfest 1943 bescherte uns der Fußball ein besonderes Geschenk. Am zweiten Feiertag sollten wir gegen eine Mannschaft in Stuttgart antreten. Und das brachte es mit sich, daß wir mitten im Krieg den Heiligen Abend zu Hause feiern durften. Am ersten Weihnachtstag machten wir uns dann nach Stuttgart auf. Das Spiel verloren wir leider 3 : 6. Aber da bei den Stuttgartern Nationaltorhüter Jahn im Tor stand, war mit Treffern von unserer Seite aus nicht viel drin.

Wir haben zahlreiche Spiele bestritten. Als die wichtigsten Gegner betrachteten wir die Stadtauswahl von Frankfurt sowie den Luftwaffensportverein Hamburg. Das gegen Frankfurt geplante Spiel mußte ausfallen. Gerade in der Nacht vorher ging ein schwerer Bombenangriff nieder auf die Stadt. Wir Fußballer erlebten ihn natürlich mit, kamen aber alle heil davon. Das Spiel in Hamburg am 16. Januar 1944 zog zwölftausend Zuschauer an. Die „Roten Jäger“ gewannen es durch einen Treffer von Hermann Eppenhoff kurz vor Schluß mit 3 : 2 und wurden mit anhaltendem Beifall begeistert gefeiert. Je länger jetzt der Krieg dauerte, desto drohender und deutlicher zeichnete sich am Horizont die Niederlage Deutschlands ab. Am Pfingstmontag des Jahres 1944 spielten wir noch gegen den berühmten Hamburger Sportverein, den HSV, und gewannen 3:2. Und bereits am Abend des Pfingstdienstag wurde unser Fliegerhorst in Rotenburg bei Hamburg, wo wir inzwischen stationiert waren, von einem verheerenden Bombenangriff heimgesucht. Neben den vielen Verletzten forderte er allein zweihundert Todesopfer. Kommodore Graf wäre dann fast bei einem Luftgefecht mit den Amerikanern ums Leben gekommen. Er blieb uns nur wie durch ein Wunder erhalten, jedoch mit gebrochenen Knien, einem Oberarmbruch, etlichen Streifschüssen und mehreren ausgekugelten Gelenken.

Zwei Tage nach dem Angriff auf Rotenburg erfolgte unsere Verlegung ins französische Rennes. Dabei wurden von zwölf gestarteten JU 52 sieben abgeschossen. In einer davon hatte der Linkaußen der „Roten Jäger“, Leonhard, gesessen. Auch mir selbst wäre der Flug in die Bretagne um ein Haar zum Verhängnis geworden. Wegen der dauernden Angriffe wollte unser Pilot in Orléans landen. Als die Maschine gerade auf die Landebahn aufsetzte, wurde der Motor getroffen und brannte. Alles drängte schreiend nach vorn auf die Tür zu, wo ich stand. Da die Türklappe weg war, fehlte nicht viel, und ich wäre durch den Druck der Männer durch die Öffnung hinausgedrückt worden, mein sicherer Tod, da das Flugzeug noch immer mit weit über hundert Stundenkilometern dahindonnerte. Allein die zwei, drei Mann, die mir am nächsten standen und mich im letzten Augenblick am Koppel packten und ins Flugzeug zurückschoben, retteten mir das Leben.

In Rennes ging dann zunächst alles einen recht friedlichen Gang, bis wir dort ebenfalls einen furchtbaren Bombenangriff erlebten, worauf die Verlegung nach Le Mans erfolgte. Von dort zogen wir uns vor den anrückenden Invasionstruppen über Paris und Metz nach Deutschland zurück. Ich erinnere mich, daß das am 20. Juli 1944 geschah, da wir auf der Fahrt vom Attentat auf Hitler hörten. Es ging ins Ruhrgebiet auf den Flughafen in Dortmund-Brackel, wo sogar wieder Fußballspiele möglich wurden. Doch wir blieben nicht lange in Dortmund. Ende September mußten wir nach Finsterwalde.

Dort machte plötzlich das Gerücht die Runde, Kommodore Graf sei genesen und habe im Osten ein Kommando übernehmen. Und daß es sich nicht um ein bloßes Gerücht handelte, wurde klar, als unserem Chef in Finsterwalde der Versetzungsbefehl für alle „Roten Jäger“ auf den Tisch flatterte. Hermann Graf hatte, da er erfuhr, es ginge nach Krakau für ihn, die Verlegung „seiner“ Fußballer dorthin gefordert und tatsächlich durchgesetzt. Wir machten uns auf nach Polen. Wann immer die sich überstürzenden Kriegereignisse es gestatteten, spielten wir Fußball. Bei einem Spiel gegen die Soldatenelf „Mölders-Krakau“ saßen über zwanzigtausend Zuschauer auf den Rängen, vorwiegend Soldaten natürlich. Wir besiegten den Gegner mit einem triumphalen 14 : 1.

Das Heranrücken der Roten Armee beendete die Zeit in Krakau. An endlosen Flüchtlingstrecken vorbei fuhren wir über Königshütte, Kattowitz und Beuthen nach Schweidnitz in Schlesien, südwestlich von

Breslau. Nachdem wir auf dem dortigen Feldflughafen einige Wochen voller Angriffe zugebracht hatten, ging es in ein kleines Nest namens Weidengut, wo wir uns in Baracken einrichteten. Die Front rückte näher und näher. Russische Tiefflieger forderten viele Opfer. Bereits am 20. Februar 1945 waren die Sowjets in Breslau eingedrungen. Meine eigene Heimatstadt Kaiserslautern nahmen die Amerikaner am 22. März. Unser Jagdgeschwader erlebte seine letzte Verlegung. Es ging nach Deutsch-Brod in der Slowakei. Von da aus begaben wir uns, wie bereits geschildert, am 8. Mai in amerikanische Kriegsgefangenschaft.

Die Amerikaner brachten uns von Pisek, wo die Gefangennahme stattgefunden hatte, nach Strakonice. Das Gefangenelager bestand praktisch aus einer großen Wiese, auf der sich bei unserer Ankunft schon 40000 Kriegsgefangene befanden. An einem Tag Mitte Mai hieß es dann auf einmal, die Amerikaner wollten uns den Sowjets ausliefern. Und nach einer Nacht sorgenvoller Unruhe wurde uns das Gerücht zur bitteren Gewißheit. Wir wurden auf Lastwagen geladen und Richtung Osten gefahren. Auf einer Wiese übernahmen uns sowjetische Soldaten, und ein endloser Zug resignierter und todtrauriger Gefangener setzte sich zu Fuß zur niederösterreichischen Grenze in Bewegung. Damit wir bei einem Fluchtversuch leicht als Kriegsgefangene zu erkennen waren, wurden uns bald allen Glatzen geschoren.

Ich erlitt irgendwann auf dem Weg durch Südosteuropa wieder einmal einen Malariaanfall. Als ich daraufhin aus dem Lazarett ins Zwischenlager zurückgebracht wurde, traf es mich wie ein Schlag: Alle meine Kameraden waren natürlich längst nach Osten weitertransportiert worden! Plötzlich war ich ganz allein.

In einem Güterzug ging es dann sechzehn Tage bis in das Auffanglager bei Sighetul-Marmatiei in Rumänien. Dort nun teilte man alle Gefangenen in Hundertschaften ein, um sie so leichter und bequemer ins Landesinnere der Sowjetunion weitertransportieren zu können, was noch am selben Tag geschah. Ich aber wurde beim Abzählen genau die Nummer eins einer kleinen Restgruppe von fünfunddreißig Mann, die erstmal im Lager blieb, bis sie mit weiteren fünfundsechzig Gefangenen zum vollen Hundert aufgefüllt werden konnte.

Als es nun Abend wurde an diesem Tag, sehe ich auf einmal, wie ein paar Mann beginnen, Fußball zu spielen. Es sind Angehörige der Lagerpolizei, die hauptsächlich aus gefangenen Slowaken und Ungarn besteht. Ich gehe langsam auf sie zu, bis mir plötzlich der Ball direkt vor die Füße fällt. Kunstgerecht hebe ich ihn einem Stürmer in den Lauf. Nochmal kommt der Ball auf mich zu, und da bin ich schon auf dem Platz, mitten unter den Spielern. Sie mustern mich und fragen, ob ich denn auch ein Fußballspieler sei. Als ich das bejahe, wollen sie, daß ich richtig mitspiele. Zwei regelrechte Mannschaften werden gebildet mit den Namen „Lagerpolizei“ und „Lazarett“. Und ich spiele. Oh, bin ich zuerst wackelig auf den Beinen! Doch dann vergesse ich alles, die Wackeligkeit, die Erschöpfung und die Gefangenschaft. Ich spiele Fußball! In der Halbzeit gehen alle mit Fragen auf mich los. Ich sage, woher ich komme und wer ich bin, und daß ich in der deutschen Nationalmannschaft gespielt habe. Da erinnern sich einige Ungarn an das dramatische Spiel in Budapest 1942. Als dann die zweite Halbzeit um ist, bin ich kein namenloser Kriegsgefangener mehr. Die Lagerpolizisten feiern mich und versprechen mir, mich nie nach Rußland abtransportieren zu lassen. Am nächsten Morgen bringen sie mich zum sowjetischen Hauptmann Schukow. Sie bestürmen ihn, mich in Sighetul-Marmatiei zu behalten. Und wahrhaftig! Dieser Hauptmann mit seiner so imponierenden Stirn entscheidet, daß ich von der Liste für den nächsten Transport zu streichen und dem Wachpersonal zuzuteilen sei.

Eine „gnädige Hand“ scheint in mein Leben eingegriffen zu haben. Denn bald darauf entdecke ich unter neuangekommenen Gefangenen meinen eigenen Bruder, den Ludwig! Ich muß ihm helfen. Die Lagerpolizisten wollen wissen, ob er ebenfalls Fußball spielt. Ich bejahe das, und wieder geht es zu Schukow. „Zwei ‚Walter‘?“ fragt er. Und er schweigt und denkt. Und es dauert eine halbe Ewigkeit für mich. Endlich öffnet er seinen Mund. „Soll bleiben!“ sagt er.

Eines Tages werden die Lagerinsassen nach Nationalitäten eingeteilt. Die Deutschen sollen endgültig in die Gefangenelager innerhalb der Sowjetunion gebracht werden, alle anderen Nationalitäten aber zurück in ihre Heimat. Da kommt der Slowake, der sich am meisten darum bemüht hatte, daß ich Fußball spielte, zu meinem Bruder und mir. Er fragt, woher wir denn genau seien. Als er hört, aus

Kaiserslautern, meint er, da die Stadt von Franzosen besetzt sei, seien wir also Franzosen und nach Hause zu schicken. Hauptmann Schukow, der den Schwindel auf den Listen bemerkt haben muß, schweigt. „Zwei ‘Walter’ - Franzosen!“ gilt offenbar auch für ihn. Und das Unglaubliche geschieht. Nach einer Fehlleitung unseres Transportes nach Bukarest und zum Lager zurück, wo sich ein Offizier noch den üblen Scherz erlaubt, uns zunächst den nach Sibirien zu Bringenden zuzuordnen, um uns im letzten Moment zurückzukommandieren, geht es Richtung Heimat. Es geht wirklich nach Hause! Über Wien, wo mich die Fußballfreunde von „Rapid“ gleich behalten wollen, fahren Ludwig und ich nach Kaiserslautern. Am 28. Oktober 1945 sehen wir unsere Eltern und die Schwestern Sonja und Gisela wieder. Bruder Ottmar ist noch in amerikanischer Gefangenschaft. Meine Kameraden, die den Weg in die Sowjetunion hatten gehen müssen, kehren erst 1949 zurück, und leider nicht alle. Viele Fußballspiele lagen hinter mir, darunter nicht wenige große. Viele folgten, wie man weiß, im Trikot der Nationalelf der neuen Bundesrepublik Deutschland, die auch dazu beitrugen, unserem Land wieder Ansehen zu verschaffen nach allem Leid, was von Deutschen über die Welt gebracht worden war. Der größte Triumph war sicher die Erringung der Weltmeisterschaft 1954 in Bern gegen Ungarn. Das wichtigste Spiel meines Lebens aber hatte ich im Lager von Sighetul-Marmatiei gespielt, oder richtiger, ich hatte es spielen dürfen.

Der Beitrag des in Alsenborn lebenden Ehrenspielführers der Deutschen Fußball-Nationalelf ist dem Erinnerungsband „Es wird nicht mehr zurückgeschossen“ entnommen. Das von Reinhard Appel herausgegebene Buch ist im Lingen-Verlag Köln erschienen.



Ludwig, Fritz und Ottmar Walter



KRIEGSENDE AM BENZINORING

VON WERNER WEIDMANN

Schon seit Monaten verbrachten wir den größten Teil der Tages- und Nachtzeit im Turnerheim-Bunker, einem zum Groß-Luftschutzraum umfunktionierten ehemaligen Brauerei-Felsenkeller. Man erreichte ihn von der oberen Ottostraße aus, Eingang oberhalb des Hauses Dittmar (Nr. 19). Zwei durch Armbinden ausgewiesene Luftschutzwarte, zeitweise die jeweils über 65 Jahre alten Herren Zöllner, Retz oder Kutzler, waren damit befaßt, die herbeieilenden Scharen Schutzsuchender so einzuweisen, daß trotz aller Hast ein Stau vermieden wurde. Das ging manchmal nicht ohne energische Worte. Von dem betonbunkerartig ausgebauten doppelseitigen Zugang mit mächtigen „gassicheren“ Hebeltüren, die nur bei allerakutester Gefahr verschlossen werden durften, führte, bereits gegen Luftdruck geschützt, eine breite Treppe etwa 8 bis 10 Meter tief in den Felsenkeller, der sich in verschiedenen Verästelungen schließlich großräumig hinzog, allerdings stellenweise nur etwa 180 cm hoch, so daß mancher sich leicht bücken mußte, wobei man in der Eile nicht selten unsanft anstieß. Stellenweise tropfte es von oben, und es roch naß-modrig. Es mochten sich im Höchstfall bis zu 500 - 600 Schutzsuchende, überwiegend Frauen und Kinder - die wenigen älteren Männer waren meist mit weiteren Ordnungsfunktionen betraut - dort versammelt haben; man hatte im allgemeinen seinen festen Platz auf vorgefundener oder mitgebrachtem Gartenstuhl, mit Woldecke für über die Knie (Dauertemperatur vermutlich 11 - 13 Grad). Meist funktionierte das elektrische Licht mit drahtvergitterten, festmontierten Lampen; aber es waren auch Notbehelfe, wie Kerzen oder Karbidlampen, vorhanden, die man gegebenenfalls des Sauerstoffs halber spärlichst einsetzte. Taschenlampen waren selten, weil es schon lange keine Batterien mehr gab. Durch den Voralarm (dreimaliger langgezogener Ton) gewarnt bzw. geweckt, eilte man spätestens bei Vollalarm (heulender Sirenenton) in Richtung Luftschutzbunker davon. Wenn es parallel dazu im Volksempfänger hieß: Ein Kampfverband (eine Vielzahl viermotoriger amerikanischer oder englischer Bombenflugzeuge) bei Trier, Bitburg oder Idar-Oberstein Kurs Süd-Ost, dann blieben höchstens noch 5 - 7 Minuten, und es war höchste Zeit, mit dem relativ leichten Notgepäck loszuweichen. Selbstverständlich schlief man daheim, wenn überhaupt, so weitgehend in Kleidern, und das Allernotwendigste einschließlich Gasmaske hatte stets griffbereit dazuliegen.

Unsere Tätigkeit damals zu Hause war reduziert auf die Besorgung des Nötigsten, so z. B. des Einkaufs dessen, was es für die „aufgerufenen“, d. h. ausdrücklich per Bekanntmachung als wirksam erklärten Lebensmittelkartenabschnitte gab, z. B. 62,5 - 125 grammweise zugeteilte Margarine- oder Fleischportionen. erinnert sei in diesem Zusammenhang auch an die Attribute Magermilch, Blunz oder Erdkohlraben. Die eigentliche Hungerperiode begann bekanntlich erst nach dem Kriege.

Glücklicherweise war das elterliche Haus in der oberen Hackstraße nicht ausgebombt, wenn auch durch Sprengbombeneinschläge in allernächster Nähe (Finkenstraße, Benzinoring) stark „durchgeschüttelt“ bis auf die losgerissenen Türgewände und Fensterrahmen sowie den bis auf die Deckenlatten heruntergebrochenen Putz. Es ging hier um die ständigen Versuche, einen Glaser, Dachdecker oder Schreiner usw. bezubringen, soweit verbreitete Selbst- und Nachbarschaftshilfe, welche letztere damals aufs Höchste entwickelt war, nicht ausreichten. Von einer nur teilweise gebohrten Glasscheibe wurde nur der tatsächlich betroffene Teil nach Herauslägen der Bruchstelle ersetzt; teilweise bestand der Ersatz aus bloßer Kartonage. Alles, was mit dem Organisatorischen zu tun hatte, etwa Luftwarn- Zuteilungs-, Ordnungs- und Schutzsystem, „klappte“ offenbar bis zuletzt erstaunlich gut, und von Panik oder ähnlichem konnte meines Erachtens nicht die Rede sein.

Zwei oder drei Tage vor Ankuft der Amerikaner wurde auf einmal auf dem kurzen Straßenabschnitt des Vogelgesangs zwischen Hack- und Ottostraße das Pflaster aufgerissen und 30 - 35 cm dicke sowie etwa 3 Meter lange Holzstämmen senkrecht eingelassen und mit gleichen Stämmen mehrschichtig querverbunden. Diese „Panzersperre“ wurde dann besetzt von zwei älteren Männern (55 bis 60 J.), die als „Volkssturm“ lediglich dadurch kenntlich waren, daß sie auf Zivil eine Armbinde trugen und Stahlhelm und Gasmaske mit sich führten. Bewaffnet waren sie mit je einer „Panzerfaust“, deren Anwendung sie mir auf Wunsch bereitwillig erklärten. Ich glaube mich noch daran zu erinnern, daß jemand der Anwohner sie frug, ob sie damit nun den „Endsieg“ erringen wollten. Sie lachten galgenhumorig: man nahm das alles, schon in einer Art Vorphase der Erleichterung, nicht mehr so ganz ernst. Gut, daß nicht irgendein engagierter Fanatiker in der Nähe war!

Am Tag vor dem Einmarsch der US-Streitkräfte in Kaiserslautern, am 19. März 1945, wurde durch Flüsterpropaganda im Luftschutzbunker kund, daß im Wehrmachtsproviandamt an der Eselsfurch durch deutsches Militärpersonal Lebensmittel an die Zivilbevölkerung verteilt würden. Gottseidank hatte man dort also den Verbrannte-Erde-Befehl der Führung nicht beherzigt - und tat dies auch am nächsten Tage des Abzugs nicht. Trotz aller Gefahren durch die ständig kreisenden Tiefflieger (Jabos) machte ich mich - natürlich ohne Wissen meiner Angehörigen - auf den Weg (mit oder ohne Wägelchen?), um auch etwas zu ergattern. Auf der Mainzer Straße, ostwärts hinter dem damals noch schienengleichen Bahnübergang, lagen am Wegrand tote Pferde, umgestürzte Wagen, zum Teil ausgebrannt, es war kaum Verkehr; mehrfach warf ich mich beim Nahen von Flugzeugen rasch in den Graben, und in einiger Entfernung wurde in der Tat auch geschossen. Hätte ich das doch unterlassen oder zumindest den Weg durch den schützenden Hagelgrund genommen! Schließlich erreichte ich tatsächlich hinter der anscheinend verwaisten Holtzendorff-Kaserne, dann der Autobahnbrücke, das Militärvorratslager, wo ich mit anderen, fast ausnahmslos erwachsenen Leuten, kurz anstand und wo mir dann ein Heereshauptfeldwebel einen Pappkarton mit Margarine und eine etwa 30 cm lange Stange Hartkäse in die Hand drückte. Als ich noch mehr verlangte, beschimpfte er mich und jagte mich, den vorlauten, noch nicht ganz Vierzehnjährigen, davon. Auf dem Rückweg eilte ich durch den Hagelgrund und langte unbehelligt zu Hause an, wo ich ablud, und dann in den Luftschutzkeller, wo man mich wegen des sträflichen Leichtsinns gründlich zusammenstachte.

Im Laufe des 20. März 1945, ich glaube an einem sonnigen Frühnachmittag, teilten uns die unterdessen entpflichteten Luftschutzwärter mit, daß nun die Amerikaner gekommen seien, wir alles mitnehmen sollten und den Schutzbunker (endgültig) verlassen könnten. Man schaute sich gegenseitig „befreit“ an, dem Ausdruck war wohl das Bewußtsein eines erlösenden Ereignisses abzulesen. Von der neuen Besatzung sahen wir, damals noch Stadtrandbewohner, zunächst nichts.

Bei uns war dennoch die Gemütslage bedrückt: Erst vor Wochen waren meine Großeltern im Benzinoring gestorben, indirekte Kriegsfolgen insofern, als damals für ältere Menschen die medizinische und medikamentöse Betreuung stark eingeschränkt war, worauf, auf Insistieren meiner Mutter, der Hausarzt ausdrücklich, offenbar pflichtgemäß, hingewiesen hatte. Von meinem Vater besaßen wir vom September 1944 aus dem Abwehrkampf an der Westfront die letzte Nachricht; wir wußten noch nicht, daß er in amerikanische Kriegsgefangenschaft geraten war und dort für die Lagerinsassen sogar kaufmännische Kurse zur Berufs- und Studienvorbereitung abhalten konnte (s. Urkunde vom 1. 3. 1945 aus Mexia/Texas, noch bis zum 8. Mai mit dem NS-Emblem).

Am Nachmittag des 20. März 1945, dem Tag unserer „Befreiung“, eilte ich neben zahlreichen anderen, überwiegend Erwachsenen, mit einem kleinen Zschokke-Kastenwägelchen hinaus zum Proviantamt, wo man sich in tumultartiger Hast selbst bediente und wo gleichsam das Recht des Stärkeren galt und der Grundsatz: wer zuerst kommt, mahlt zuerst. Die frische US-Besatzung hat in das Treiben offenbar zunächst nicht spürbar eingegriffen, jedenfalls nicht, als ich dort war. Kurz darauf soll es anders gewesen sein.

Vermutlich am 21. 3. kamen zwei amerikanische Soldaten, wohl MP, ins Haus und durchsuchten bei uns und den Untermietern die Wohnungen. Ich bekam erstmals Gelegenheit, meine Englischkenntnisse praktisch anzuwenden. Zunächst gingen sie hinauf zu meiner Tante Hach; dort nahmen sie gegen Quittung das wertvolle Körting-Radio mit, mit dem man, worauf sie wohl reflektierten, sogar aus Übersee empfangen konnte. Sie versicherten ausdrücklich, es bald wieder zurückzubringen. Und was wir kaum geglaubt hatten: Tage darauf brachten sie es in der Tat wieder, unversehrt, wie sie es versprochen hatten. Bei uns im zweiten Stock fanden sie - im Kleiderschrank verborgen - zwei Flaschen „scharfe“ Getränke, die mein Vater aus Beutestücken bei einem Fronturlaub mitgebracht hatte. Sie betrachteten sie: „Ah, Whisky“ und gaben sie wieder zurück.

Bald ging's auf gemeinsame Nachbarschaftsinitiative an den Abbau der hölzernen Panzersperre, der Sicherung des Brennholzes wegen. Es waren die älteren Herren Deckhut (Fa. Pfaff), Retz (Schreiner), Anslinger (Friseur), Zöllner (Gärtner), Heimann (Pfaff), Schneider (Schutzmann), Göhring (Lehrer, nach 1945 Schulrat), der „rote“ Schneider (wegen Haarfarbe, Schlosser), Otto Neundörfler (Bodenwachs-Fabrikant, OTTON) und ich als jüngster. Wir stemmten die eisernen Klammern ab und „demontierten“ in gemeinsamem Zupacken. Das Treiben war von aufmunternden und humorigen Worten begleitet. Jedem der Beteiligten wurden zwei mächtige Stämme ins bzw. hinter's Haus in den Hof gebracht.

Noch im März oder Anfang April begann ich eine Gärtnerlehre in der Gärtnerei Page am Oberen Gersweilerweg, die ich allerdings einvernehmlich abbrach, als die Oberrealschule (heute Hohens-taufen-Gymnasium) unter Oberstudiendirektor Dr. Arnold Lehmann (Stellvertreter: Oberstudienrat Paul Münch) in beengtesten Verhältnissen den Schulbetrieb wieder aufnahm. Der Neuphilologe Dr. Arnold Lehmann, ein verdienter und angesehener Pädagoge, war Anfang 1936 aus russischen Gründen von den Nazis suspendiert worden. Bereits

am 15. Mai 1945 wurde er von den amerikanischen Besatzungsbehörden zum Schulbeauftragten der Stadt und des Landkreises Kaiserslautern und zugleich zum Leiter der Oberrealschule ernannt. So war ihm noch eine allseits begrüßte Genugtuung zuteil geworden.



Dr. Arnold Lehmann

"ICH HÖR' DIE MG-SALVEN HEUT' NOCH PFEIFEN"

KRICKENBACHER BÜRGERINNEN UND BÜRGER ERINNERN SICH AN DAS KRIEGSENDE
AUFGEZEICHNET UND DOKUMENTIERT VON BERTHOLD SCHMIDTKE



Walter Briegel



Anneliese Fuhrmann



Elisabeth Fuhrmann

Am 7. März 1995 hat im Ratssaal der Gemeinde Krickenbach eine Befragung von Bürgerinnen und Bürgern stattgefunden. Sie gaben ihre Erinnerungen an das Kriegsende in ihrem Heimatdorf in einer Gesprächsrunde zu Protokoll, die nach Tonbandaufzeichnungen dokumentiert wurden. An der Rückblende auf das Geschehen vom 20. und 21. März 1945 nahmen teil: Walter Briegel (WB), 62 Jahre; Anneliese Fuhrmann (AF), 65 Jahre; Elisabeth Fuhrmann (EF), 73 Jahre; Albert Lösch (AL), 72 Jahre; Ottmar Schulz (OS), 72 Jahre; Herbert Wagner (HW), 63 Jahre; Rudolf Wolsiefer (RW), 66 Jahre.

WB: In der Nacht vom 19. zum 20. März sind die letzten deutschen Soldaten von Linden her oben runter mit Pony und Wägelchen - viel mehr hatten sie ja nicht - durch Krickenbach durchgezogen. Das hat man ja mitgekriegt. Wie es hell war am 20., da waren die alle fort. Nur die eine Gruppe blieb und bezog bei einem Sturmgeschütz, das kein Benzin mehr hatte, an der Panzersperre an der Landstraße nach Linden im Wald Stellung. Die haben keine Panzeruniform angehabt. Nachmittags gegen vier Uhr sind dann die Amerikaner von Linden her angerückt¹. Die drei oder vier Deutschen an der Panzersperre haben dann das Sturmgeschütz gesprengt. Das weiß ich noch, wie wenn es gestern erst gewesen wäre, wie es geknallt hat, die Deutschen sind da oben runtergesprungen mit einem Funkgerät und einem MG, die haben graue Uniformen angehabt wie normale Soldaten. Ich meine, ich könnte mich noch entsinnen, daß sie am Kragen die SS-Zeichen gehabt hätten. Also von schwarzer Uniform habe ich nichts gesehen. Das hat noch keine Viertelstunde gedauert, ruckzuck waren die da unten, im schlimmsten Fall eine halbe, aber mehr nicht, dann haben sie ihre Zugmaschine - die stand mit einem Kran hinten dran in der Scheuer von Gundacker Otto - angemacht und dann sind sie fortgefahren mit dem Ding. Beim Gundacker Otto haben sie mit dem Kran den Balken oben an der Scheuer mitgenommen. Dann sind die MG-Salven durchs Hasseltal runter, ich hör' sie heut' noch pfeifen, da haben die Amerikaner vom Ländel aus da rübergeschossen, in Höhe von Gundackers.

AL: Also, der Unteroffizier, der durch diesen Beschuß umgekommen ist, das war keiner von der SS. Der hat eine ganz normale Panzer-Uniform angehabt. Der wurde schwer verwundet durch den Beschuß von oben vom Ländel her, beide Beine waren fast abgetrennt, er hat sich dann selbst erschossen. Draussen im Straßengraben hat er gelegen, an der Straße nach Kaiserslautern.

OS: Und die trafen die Scheuer (Anwesen Weimer), das waren ungefähr sieben Einschläge, und zwar in der Scheune, am Giebel zum Wohnhaus. Die waren noch drin, wie ich heimgekommen bin (November 1945).

HW: Bei uns war ja einer dieser drei oder vier deutschen Soldaten logiert, er hat bei uns auch gegessen. Ursprünglich wollten sie sogar den Ort

verteidigen, wollten die Panzersperre zumachen. Wir haben dann angehalten, die Amerikaner hätten uns das Dorf zusammengesossen. Wir waren alle froh, wie sie (die deutschen Soldaten) abgezogen sind.

AF: Ich will sagen, später sind auch noch deutsche Soldaten durch, aber das waren versprengte einzelne Personen. Da waren schon die Amerikaner da.

WB: Etwa dreißig Soldaten haben sich im Dorf ergeben.

AF: Und bei uns drunten haben wir anderen deutschen Soldaten, die sich in den umliegenden Wäldern versteckt hatten, so alles gegeben, Zivilkleider, aber ob die durchgekommen sind...

*Zur Frage, wie nahe die anrückenden Amerikaner schon waren, als die Soldaten das Sturmgeschütz sprengten:*²

WB: Die waren wahrscheinlich schon da, die haben die Sprengung gehört und sind nicht weitergefahren, die haben sich wahrscheinlich nicht mehr getraut weiterzufahren, und haben dann gesehen, wie die mit ihrem Fahrzeug...

OS: Wahrscheinlich haben sie denen nachgeschossen und haben dann dabei den Soldaten und die Scheuer erwischt...

WB: Genau so war es. Und die wären an dem Abend schon gekommen, wenn die Sprengung nicht vorgefallen wäre. Die haben nicht gewußt, ist jetzt etwas da oder ist nichts da.

Zur Frage, zu welcher Uhrzeit die Sprengung am 20. war.

WB: Wir haben gefüttert, das war zwischen vier und fünf Uhr. Wahrscheinlich war's dann am 20., die ganze Zeit habe ich immer gemeint, die wären am 22. gekommen, die Frau Fuhrmann sagt, am 21., gut. Abends und in der Nacht zum 21. waren überhaupt keine Aktivitäten mehr, es war Ruh'. Die Amerikaner haben dann abgewartet bis zum andern Morgen am 21. Und das war genau zwischen sieben und acht Uhr morgens. Unsere Mutter hat sie zuerst gesehen, die hat da oben Wäsche aufgehangen, dann hat sie dort hinaufgucken an den Friedhof, da sind sie ganz langsam oben runter gekommen, etwa sechs Jeep mit jeweils drei Mann und einem MG. Mit den MG hat der eine rüber gehalten, der ander nüber. Und sie sind durchgefahren, und die Mutter ist oben runtergesprungen und hat gesagt, derweil kommen sie, die Ami. Wir Kinder haben noch im Bett gelegen, die Eltern haben gefüttert. Nachher, wie wir dann aufgestiegen waren, sind nochmal sechs Jeep gekommen. Die haben sich wie die ersten verhalten, rüber und nüber gehalten, und dann, wie die durchwaren, dann ist's den ganzen Tag gegangen; LKW hinter LKW, Panzer waren da keine gefahren, den ganzen Tag.

Zur Frage an die beiden Frauen, wie sie diesen Tag erlebt hatten:

EF: Wir haben das erst mittags gemerkt, weil wir wohnen dort hinten so abseits. Wir haben mittags dort oben (im Haus) gestanden und haben sie dann durch das Dorf ziehen sehen, wie sie dort durchgefahren sind.

AF: Wir haben so ziemlich die ersten gesehen, ich war da beim Emmchen (Emma Mang, Lindener Straße 6), meiner Freundin, im Haus, das ist grad das Haus hier. Und da haben wir ziemlich die ersten gesehen, schon die mit den Maschinengewehren. Später dann, wie der Tross gekommen ist, da haben wir keine Angst mehr gehabt; denn die haben uns nichts getan. Viele Kinder haben da an dem Rech gesessen (Lindener Straße zum Kleacker).

WB: Die Kinder haben darauf gewartet, die Amerikaner haben so



Albert Losch



Ottmar Schulz



Herbert Wagner



Rudolf Wolziefer

Päckelcher gehabt, Eiserner Ration, Schokolade drin und vier Zigaretten, Keks.

AF: Man hat zuerst nicht getraut, das gleich zu essen, weil man Angst gehabt hat, es ist irgendwas drin. Den ganzen Tag sind die Amerikaner dann durchgefahren.

WB: Wie die zweite Gruppe, mit den Jeep, durch war, dann sind sofort anschließend die anderen gekommen, mit LKW, unmittelbar hintendran. Die Infanterie hat da drauf gehockt.

AF: Da waren nicht nur LKW, da waren Panzer. Des kann ich mich noch genau erinnern, daß die oben rausgeguckt haben, haben noch so Kopfhörer aufgehakt, das waren die Neger, so Schwarze.

RW: Manchmal sind 15, 20 Mann da draufgehockt...

AF: Ja, die sind dann hinten und vorne noch draufgehockt, da kann ich mich genau erinnern. Die Panzer sind sonst nirgendwo hin, die sind nur auf der Hauptstraße weiter.

Auf die Frage, ob von diesen Truppen keine Soldaten im Dorf geblieben sind, um es zu kontrollieren:

AL: An dem Tag nicht, die sind nicht hier geblieben. Das ist erst später gewesen, wo die sich hier so ein bisschen etabliert haben. An den ersten zwei, drei Tagen sind sie hier nur durchmarschiert.

Auf die Frage, wie die Verständigung mit den Amerikanern war, bzw. ob die Amerikaner der „ersten Stunde“ überhaupt mit der Bevölkerung geredet haben:

AL: Keinen Ton, nein. Die haben sich mit der Bevölkerung überhaupt nicht befaßt. Überhaupt nicht! Die sind nur durch.

AF: Und die Kinder haben dann gewunken.

WB: Das einzige, woran ich mich zu diesem Tag noch erinnere: über Mittag haben sie gehalten. Wir waren ja so schokolade-hungrig, und dann haben wir Eier gegen Schokolade getauscht bei ihnen. Die haben ja alles gehabt, die haben so Benzinkocher gehabt, da haben sie sich die Eier drauf gebakken.

AL: Am 21. hat man gesehen, daß überall in den Wäldern sich noch versprengte deutsche Truppen befinden. Und die wollten damals sich nicht ergeben, die haben gemeint, sie würden es noch schaffen über den Rhein. Da sind die nachts aufgebrochen und haben uns gebeten, das war der Stumpf Alfred und ich damals, wir sollten sie doch führen bis an den Gelterswoog. Die hatten eine Karte dabei, sie wußten aber nicht genau den Weg dahin; das haben wir dann noch gemacht. Das war in der Nacht vom 21. auf den 22. Und wie wir zurück sind, da haben uns dann wieder welche angehalten, die haben drüben im Fuchsborn gelegen. Es war ein Glück, daß die nicht geschossen haben! Das waren noch Deutsche. Also Wachposten, die dann uns angesprochen haben. Das war damals ein gefährliches Unternehmen für uns.

Frage: Was dachten oder fühlten Sie, als die Amerikaner kamen, oder gerade am Ende dieses 21. März?

RW: Im Moment hat man natürlich ein bißchen Angst gehabt, die Sache war halt ungewiß. Aber so eine Stunde oder zwei danach war das für mich eine Erlösung.

WB: Für die älteren Leute war es wahrscheinlich die Erleichterung. Die haben gesagt, jetzt ist es rum, der ganze Zinnober da. Die Buben, die haben sich das schlimmer vorgestellt. Für uns war das einfach interessant. Wir haben uns eigentlich gar nichts gedacht.

AL: Für mich beispielsweise war's eine Erleichterung, daß der Krampf endlich zu Ende ist. Ich glaube, so ging's fast allen. Denn man muß sich vorstellen, die haben uns ja mit den Jabo ganz schön terrorisiert.

AF: Diese Angst war dann weg, weil ja dann Amerikaner hier waren, dann sind auch die Tiefflieger nicht mehr gekommen. Speziell jetzt wir Frauen, wir haben aber immer noch Angst gehabt. Man wußte nicht, wie sich die Amerikaner verhalten, und auch die Älteren haben immer gesagt, bleibt zu Hause, geht nicht auf die Straße.

EF: Nicht mehr hinaus, als man gemußt hat.

AF: Man hat eben doch Angst gehabt, auch in dem Alter schon, daß irgendwas passieren könnte! Aber sie haben uns wirklich nichts getan.

¹ 10. US-Panzer- und 80. US-Infanteriedivision

² Fragen des Interviewers sind kursiv



Dieses Buch beschreibt nur einen kurzen Zeitabschnitt des Jahres 1945, aber es sind Monate wie selten welche in der langen deutschen und pfälzischen Geschichte.

Krieg, Eroberung, Besetzung, Sturz des nationalsozialistischen Regimes und Wiedererrichtung einer demokratischen Staatsform, letztlich der Übergang vom Krieg zum Frieden in der pfälzischen Region um Kaiserslautern, sind die Schlagworte, die den Inhalt des Werkes treffend beschreiben.

Mit Hilfe von zwei Übersichtsdarstellungen sowie Bildern, Dokumenten, Zeitzeugenberichten und Erinnerungen werden dem Leser nicht nur die letzten Kriegstage vor der alliierten Besetzung des pfälzischen Raumes nähergebracht, sondern auch der Fortgang des Lebens in den Ruinen beleuchtet. Darüber hinaus geben bisher unveröffentlichte Plakate, Verordnungen und Befehle der Militäradministration Einblicke in die beginnende "Transformationsphase" zum demokratischen Staatswesen.